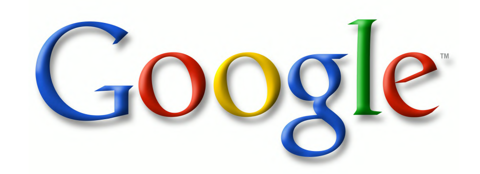
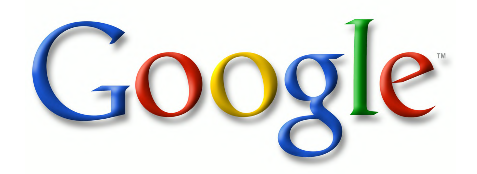




Duclos, Charles Pinot

Carl Düclos

37462

geheime

Memoiren

zur Geschichte der Regierungen Ludwigs des Vierzehnten und Ludwigs des Funfzehnten.

Aus dem Französischen übersetzt, mit einer Einleitung und Anmerkungen begleitet

von

dem Verfasser des heimlichen Gerichts.

Chr. F. Huber

Erster Theil.

Berlin, 1792.

In der Vossischen Buchhandlung.

Einleitung
des Uebersetzers.

Die nachgelassenen Memoiren von Duclos haben so viel Eigenthümliches, daß sie den Wunsch nach nähern Nachrichten über ihren Verfasser, auch bey dem deutschen Leser erregen können. Es ist noch etwas anders als Geschmack oder Kunst, was einen Schriftsteller so auszeichnet, daß man unwillkührlich in seinem Werk ein gewisses Bild von ihm selbst zu erkennen glaubt; diese glückliche Individualität, durch eine leichte Ueberlegenheit gemildert, konnte am ersten in dieser Schrift erhalten werden, die der Verfasser erst nach seinem Tode herauszukommen bestimmte, und in welcher ihn also die tausendfachen Rücksichten nicht banden, womit die Wissenschaften in Frankreich den Glanz und den Schutz, dessen sie genossen, theuer genug erkaufen mußten.

Mit dem Bilde nun, das in diesem Werke abgedrückt scheint, stimmen die Umstände, die wir von Duclos bürgerlichem Leben auffinden, sehr überein. Er hatte aus Bretagne, der Provinz, in welcher er

 geboren

geboren war, und eine Zeitlang die Würde eines Maire von seiner Vaterstadt bekleidet hatte, eine gewisse Freyheitsliebe und Strenge mit nach Paris gebracht, welche seinen Landsleuten ziemlich eigen ist, und sie öfters mit dem Hof und dem Ministerium in Streitigkeiten verwickelt hat. Je ernster und gerader aber durch Karakter, durch Erziehung, und durch das Amt selbst, in welchem er gestanden hatte, sein Patriotismus war; desto sorgfältiger sonderte er sich von den sogenannten **Philosophen** ab, die in der französischen Gelehrtenrepublik eine eigne Sekte ausmachten, und auch das ganze schlimme Spiel einer Sekte trieben. Sie waren und sie fühlten sich mächtige Werkzeuge in der Hand des Schicksals; aber Muthwillen und zunftmäßige Intoleranz schändeten den Dienst der Wahrheit, zu welchem sie zusammen getreten waren. Zu diesem Kampfe mit dem Zeitalter, in welchem mehr als Gut und Blut, in welchem jedes Streiters eigner Werth geopfert wurde, fand sich Duclos nicht berufen. Er liebte und ehrte die **Ordnung**; was der gute Bürger für diese thut, unterscheidet sein Bewußtseyn und die Anerkennung der Weisen sehr genau von dem, was innere Niedrigkeit dem Sklaven gebietet. Die große Welt scheute seine Strenge, seine Freymüthigkeit; die Freygeister von Profession haßten ihn, vermöge des Innungsgrundsatzes: wer nicht für uns ist, ist wider uns. Es kann wohl keinen gültigeren Beweis geben, daß er **pflichtmäßig** lebte.

Herr Soulavie scheint, in der Vorrede zu seiner Ausgabe von diesen Memoiren, dem Verfasser einen

Vor-

Vorwurf daraus zu machen, daß er — zu einer Zeit, wo es in Frankreich nichts gab als eine hinfällige Monarchie — kein Demokrat war. Es ist uns nicht bekannt, was Herr Soulavie vor der Revolution für eine Rolle gespielt hat; wie ein Geistlicher mit dem Marechal von Richelieu in demokratischen Verhältnißen stehen konnte, möchte schwer zu begreifen seyn; und was seine jetzige litterarische Existenz betrift, so zeugt sie von keiner andern Freyheit, als der nunmehr in Frankreich aufgekommenen, die herrschenden Ideen in den plumpsten Formen zu verarbeiten und zu Gelde zu machen. Auf die Früchte der Preßfreyheit wirft sich heutzutage zunächst der Hunger; der Adel der französischen Litteratur ist aufgehoben, und man hat jetzt in Frankreich, bis auf den Kontrast mit der vergangnen Epoche, ohngefähr das nämliche Schauspiel, das wir vor einigen Jahren in den kaiserlichen Erblanden erlebten, als Joseph der Zweyte die Censur abschafte. Mit der Freyheit schlecht zu schreiben von Frankreich aus angesteckt zu werden, darüber wenigstens sind wir in Deutschland überhaupt hinaus.

Man warf Duclos vor, daß er das Geld liebte; auch diese Anklage wärmt Herr Soulavie in seiner Vorrede auf. Achtung oder Geringschätzung des Geldes ist an sich etwas sehr zufälliges, und steht mit dem moralischen Werth der Menschen in keinem nothwendigen Verhältniß. Das Gewicht, das in gesellschaftlichen Urtheilen auf diese Eigenschaft gelegt wird, bezeichnet daher in den meisten Fällen diejenigen viel mehr, welche richten, als den, der gerichtet wird. Es

kömmt für uns lediglich darauf an, ob Dúclos jemals etwas verkaufte, das dem rechtschafnen Mann nicht feil seyn sollte; da aber die gemeine Verläumdung sich in solche Bestimmungen nicht einläßt, so müssen ihn die Ueberreste seines Geistes bey der Nachwelt billig davon frey sprechen.

Seine Geschichte Ludwigs des Eilften ist wiederum mehreren Parteyen anstößig gewesen. Die Regierung befürchtete, wie man sagt, die Erscheinung eines Werks über diesen Theil der französischen Geschichte, an welchem Montesquieu arbeitete; sie forderte daher Dúclos auf, jenem zuvorzukommen, und gab dann freylich damit einen Beweis, daß sie vor seiner Freymüthigkeit sich sichrer glaubte. Aber auch hier muß das Buch selbst mehr entscheiden, als die Anekdote von dessen Entstehung. Der Zwang den diese Art von Beruf dem Verfasser auflegte, hat in Dúclos Geschichte Ludwigs des Eilften höchstens etwas Trockenheit hervorgebracht. Er hat sich auf die einfachste historische Darstellung eingeschränkt, ohne die Wahrheit zu verrathen und ohne zu sagen was man nicht geduldet hätte. Sich selbst hat er freylich in diesem Werk nicht hergegeben wie in den gegenwärtigen Memoiren; aber der unbefangne Leser wird durch sein Gemälde keinen falschen Begrif bekommen, und auf diese Art konnte der Geschichtschreiber die rechte Vereinigung der Pflicht mit der Konvenienz erhalten. Noch mehr wird Dúclos gerechtfertigt, wenn man diesen Theil der Geschichte in seinem wahren Gesichtspunkt betrachtet. Ludwig der Eilfte befestigte die königliche Gewalt gegen

gen übermächtige Vasallen, er sammelte die Kräfte des Despotismus in einen gemeinschaftlichen Punkt; Grausamkeit und Treulosigkeit wären sehr oft seine Mittel; aber sein Zweck selbst forderte eine kluge Regierung und Rücksichten auf bürgerliches Wohl. Die Mäßigung seines Geschichtschreibers konnte also nur für den hohen Adel und für die Parlamente gefährliche Beziehungen haben; aber die Nation war nicht beleidigt, wenn Ludwig der Eilfte in der Geschichte auch nicht als ein Nero erschien. Ganz anders verhielt es sich für den rechtschaffenen Mann mit der Geschichte seiner Zeit, und der nächstvorhergehenden; das Volk erlag unter den wiederum sich zertheilenden Kräften der uneingeschränkten Gewalt; man konnte diese nicht schonen, ohne die Menschheit zu verrathen, oder man mußte sich zu Voltaire's kühnem, unredlichem Spiel mit Wahrheit und Lüge bequemen. Voltaire und Duclos waren beyde als Historiographen von Frankreich besoldet; man vergleiche Voltaire's Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten und Ludwigs des Funfzehnten auf der einen Seite, Duclos Geschichte Ludwigs des Eilften und seine nachgelassenen Memoiren auf der andern, so wird man die Grundsätze, nach welchen beyde handelten, hinlänglich beurtheilen können.

Eh Duclos seine Geschichte Ludwigs des Eilften herausgegeben hatte, war er durch kleine gesellschaftliche Romane und Erzählungen bekannt, welche ebenfalls durch eine glückliche Kombination des feinen Tons der grossen Welt mit der Sittlichkeit und dem Tugendgefühl des braven Mannes merkwürdig sind. Aber

 dieser

dieser Umstand gab bey dem Pariser Publikum zu einer witzigen Zusammenstellung Anlaß, welche zum rechtskräftigen Urtheil über sein grösseres Werk wurde; man sahe es seiner Geschichte an, hieß es nun allgemein, daß er nie mit Ludwig dem Eilften soupirt hätte. So sollten die Bekenntnisse des Grafen von ***, Acajou, und andre kleine Schriften die Geschichte Ludwigs des Eilften um die öffentliche Achtung bringen. Wie es in dem glänzenderen Zirkel der französischen Litteratur Partheylichkeit, Leichtsinn, Zerstreuungen und Protektionsdünkel trieben, so treibt es in dem unsrigen kollegialische Pedanterie, Eingeschränktheit und Kaltsinn: der lebhaften und allgemeinen Anerkennung, daß der Verfasser der Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande unter uns zuerst Geist, Geschmack und Kolorit in das historische Fach eingeführt hat, steht es noch immer sehr im Wege daß er — auch ein großer Dichter ist.

Duclos Betrachtungen über die Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, haben wie seine andern kleineren Schriften mehr Feinheit als Witz, mehr Ernst als Kraft, mehr Vernunft als Schwung, mehr Richtigkeit als Wärme des Gefühls. Sie verkündigen so zu sagen das mehr vollendete, freyere Werk, das wir an den gegenwärtigen Memoiren erhalten haben. Er sammelte diese aus den Quellen, die seine Stelle als Historiograph ihm öfnete. Nicht hinterlistig, nicht aus feiger Nachsucht hielt er, so lange er lebte, damit zurück, denn man wußte ihre Existenz, viele seiner Freunde drangen in ihn, sie herauszugeben, und

seine

seine Antwort war, daß er sich weder durch die Wahrheit ins Verderben stürzen, noch durch Lügen erniedrigen wollte. In diesem Werk legte er seinen ganzen Karakter, seine ganze Denkungsart nieder; es ist keine Zeile darinn, die dem Gange seines Lebens widerspräche, die, bey der größten Freyheit, bey der unerbittlichsten Strenge, auf den Schriftsteller, der in und mit der Welt gelebt hat, den Vorwurf der Heucheley, der Furchtsamkeit, oder der Falschheit bringen könnte. Und es gehört fürwahr ein Grad von Konsequenz dazu, den die Kunst des Schriftstellers nicht erreichen kann, um seine Stimme über seine Zeitgenossen erst nach seinem Tode vernehmen zu lassen, ohne in der Empfindung des Lesers an einen solchen Verdacht anzustoßen.

Der Mann, welcher hier nie zu Uebertreibungen verleitet ward, und sich dabey doch des edlen Unwillens über das Böse fähig bewies, der hinterließ eine gültigere Apologie seines Karakters als tausend selbstsüchtige Bekenner wie Rousseau. Man erkennt in diesem Werke zugleich den freyen Denker, und den Mann, der im Verdruß über die muthwilligen und unedlen Streiche der schon erwähnten Zunftgenossen ausrief: **die Leute werden's noch so arg treiben, daß ich mich werde bekehren müssen und fromm werden.**

Die Regierung behielt ein so wachsames Auge auf den gefährlichen Nachlaß des Historiographen, daß die Bekanntmachung desselben ohne die Revolution sich vielleicht noch lange verzögert haben würde. Der in-

nere Werth eines Buchs soll freylich von keinem beson-dern Zeitpunkt abhängig seyn; indessen führt den all-gemeine. Ideengang des jetzigen Jahrzehends hierbey auf eine Frage, die eine nähere Erörterung verdient. So wie Dyklos sich für seine Art zu würken, isolirt, und der großen Gelehrtenverschwörung in Frankreich entzogen hatte, konnte er schwerlich anders handeln; aber verscherzte er dadurch nicht seinen Antheil an dem großen Ruhm der Schriftsteller seiner Zeit, dem Ruhm, Licht und Wahrheit verbreitet zu haben, bis aus beyden die Freyheit hervorgieng? Ihn zieht die hervorgegangne Freyheit jetzt an's Licht; aber danken kann sie ihm nicht, wie sie den Voltaire's, den Rousseau's, den Montesquieu's dankt, die nicht in apathischer Verborgenheit besserer Zeiten harrten, sondern der Verschlimmerung der ihrigen entgegenwürkten.

Zwey große moralische Ideen scheinen gegenwärtig unter den besseren Köpfen im Streit zu liegen: **Würken nach außen**, und **inneres Seyn**. Unser Zustand ist der mittlere zwischen Auflösung und Regeneration; daher entstehen die vielfachen Kollisionen zwischen diesen beyden Ideen, deren innige Verbindung in glücklicheren Zeiten das höchste Ideal der Tugend erreichte. Dem Gedränge, in welchem der Mann gezwungen ist zu **wählen**, wird es immer schwerer werden zu entgehen; nach der Verminderung des Uebels strebte von jeher der edlere Theil der Menschheit; sollte nun der Augenblick, in welchem alle Kräfte, die jemals auf diesen Zweck gewandt wurden, bis zu den gewaltsamsten Explosionen, oder wenigstens zu der

Gäh-

Gährung, welche diesen zunächst vorhergeht, sich aufgehäuft haben; sollte der Augenblick eben der nämliche seyn, wo man sich von der gemeinen Sache trennen müßte? Sollte der reine Egoismus die schicklichste Moral unsrer Zeiten geworden seyn? Und doch nenne man den excentrischen Würkungskreis, in welchem gegenwärtig etwas anders zu erreichen wäre, als zur allgemeinen Zerstörung beyzutragen. Die höchste intellektuelle Bildung gieng mit der höchsten politischen Ueberspannung Hand in Hand, sie würkt jetzt zurück auf die Staaten; diese ungeheure Krisis kann nur moralische Mißgeburten erzeugen, und an diesen ist in diesem Augenblick ausschließlich das unmittelbare Handeln. Die Weltgeschichte liefert uns kein Beyspiel eines Lichtmagazins, um Payne's originellen Ausdruck zu gebrauchen, wie in den letzten Jahren der französische Senat war; und es ist eine wohlthätige Erscheinung, in welcher am Ende doch der Keim unsrer schönsten Hofnungen liegen mag, daß die höchste Spannung des Verstands die Tugend von neuem erfindet. Das aufgeklärteste Volk in Europa spielt jetzt mit den politischen Idealen des griechischen Alterthums; aber in diesen Idealen **leben** kann das verdorbenste Volk in Europa noch nicht.

Ich weiß nicht, ob diese Digression für Duclos und für jeden, der das vis unita fortior nicht zu seinem Wahlspruch genommen hat, für jeden, der lieber selbst frey seyn, als zur allgemeinen Freyheit beytragen will, was er nicht verantworten zu können glaubt, eine hinlängliche Rechtfertigung enthält.

Aus

Aus welchen Händen diese Memoiren numehr in das Publikum gekommen sind, läßt sich nicht eigentlich bestimmen; und der Streit zwischen den zwey Herausgebern derselben, Herrn Buisson, Buchhändler in Paris, und dem Abbé Soulavie, ist für uns, bey der Entfernung vom Schauplatz nur aus der Vergleichung zwischen den beyden Ausgaben zu beurtheilen. Herr Soulavie beschuldigt seinen Vorgänger, einen beträchtlichen Theil des Manuskripts, gewissen unrepublikanischen Rücksichten zu Gefallen, untergeschlagen zu haben; Herr Büisson hingegen wirft ihm vor, in dem, was er bisher herausgegeben, den Text verfälscht und verdorben zu haben. Da Herr Soulavie bis zu den Stücken des Originals, die er wieder herzustellen verspricht, in seiner Ausgabe noch nicht gekommen ist, so steht er jetzt noch in einem beträchtlichen Nachtheil gegen Herrn Büisson, dessen Anklagen durch den vorhandnen ersten Theil der Soulavieschen Ausgabe vollkommen bewiesen werden. Einige Proben von der Gewissenloßigkeit, mit welcher Herr Soulavie den Text dieser Memoiren behandelt hat, wenn er anders ihn in seinem Manuscript nicht so vorfand, wird man in dieser Uebersetzung angeführt finden. Dieser Umstand, und der ganze Gang des Prozesses, in welchem der Gelehrte sich merkantilischer beträgt als der Buchhändler, machen für seine bey dem Publikum noch zu erweisende Beschuldigung nicht das günstigste Vorurtheil. Indessen muß man den öffentlichen Ausgang des Streits, durch die Erscheinung der folgenden Bände von Herrn Soulavie's Ausgabe, um so mehr abwarten, als Herr Büisson vor dem Frie-

dens-

densrichter seine Sache verloren hat. Beyde Theile haben den Ausspruch des Friedensrichters bekannt gemacht; Herr Buisson scheint aber dadurch nicht zum Widerruf gebracht worden zu seyn, sondern er äußert, daß er auf den Sinn dessen, was er gesagt und gethan habe, beharren müsse, wenn das Gesetz auch über die Form und die Ausdrücke zu seinem Nachtheil zu erkennen gehabt hätte. Auf die inneren Kennzeichen der Genuinität wird es bey den künftigen Zusätzen der Soulavieschen Ausgabe vornehmlich ankommen; indessen hat mich der Wunsch, in der deutschen Uebersetzung dieses Werk so vollständig als möglich zu liefern, hauptsächlich mit bestimmt, den ersten Theil für jetzt abgesondert heraus zu geben.

Duclos Ton hat in seinen Memoiren eine gewisse Nachläßigkeit, einen leichten Anstrich von trockner Brüsquerie, den ich in der Uebersetzung nicht zu verwischen gesucht habe. Die Treue des Uebersetzers muß sich, wie mich dünkt, besonders auf die Manier des Schriftstellers erstrecken; daher habe ich, in den unvermeidlichen Kollisionsfällen, die Forderungen unserer Sprachkunst der Pflicht, gewisse Eigenthümlichkeiten zu erhalten, nachgesetzt. Wendungen und Ausdrücke, die in der Ursprache auffallend waren, habe ich nach dem Verhältniß der unsrigen nicht mildern zu dürfen geglaubt; wo ich den Styl des Originals nicht fließend, den Ideengang nicht sorgfältig ausgearbeitet fand, habe ich auch in der Uebersetzung nach beydem nicht getrachtet. Schriftsteller, deren Hauptverdienste Eleganz und Künstlichkeit sind, müssen anders über-

setzt

setzt werden; bey diesen ist es Untreue, zu treu zu seyn. Uebrigens schütze ich mich hier nur, insofern der deutsche Leser eine gewisse Sorgfalt der Schreibart in diesen Memoiren vermissen möchte; denn gegen die Reinheit der Sprache gesündigt zu haben, würde der Secrétaire perpetuel der Französischen Akademie seinem Uebersetzer auch im Grabe nicht vergeben.

Man darf überhaupt nicht vergessen, daß auch der strenge Zusammenhang und die reifen Resultate, welche man von einer eigentlich sogenannten Geschichte fordert, schon bey der Aufschrift dieses Werks dem Verfasser nachzulassen sind. Je mehr Hülfsmittel er hatte, gewisse verborgene Triebfedern und Details der öffentlichen Begebenheiten zu erforschen, je klüger er sie zu gebrauchen wußte, je aufrichtiger er niederzeichnete, was er erfuhr, je unbefangner und gegen die Täuschung der Nähe gewafneter wir ihn erkennen, je gemeinnütziger, edler, geistvoller der Gesichtspunkt war, aus welchem er sammelte; desto leichter und sichrer werden künftige Geschichtschreiber seine Arbeit benutzen können. Diese Kennzeichen passen, unter dem ganzen Schatz von Memoiren, die wir über den Zeitpunkt der Regierungen Ludwigs des Vierzehnten und Ludwigs des Funfzehnten besitzen, auf keine so vollkommen und so vereinigt, als auf die gegenwärtigen. Aber so wahr es ist, daß eine gute Geschichte dem Theil des Publikums, dem es mehr auf diesen höchst wichtigen Zweig der Aufklärung als auf wissenschaftliche Bereicherung ankömmt, eine Menge historischer Schriften entbehrlich macht, so sehr würde

man

man Gefahr laufen auch aus den allerbesten Memoiren, wenn man sich auf diese allein beschränkte, einseitige und unvollständige Begriffe zu schöpfen. In der feinsten Auswahl der treffendsten Details geht der Zusammenhang des Ganzen verloren, wenn man ihn nicht durch Vergleichung sich zuzueignen sucht. Wo der Geschichtschreiber über seinem Stoffe schwebt, vermengt sich der Sammler von Memoiren mit dem seinigen; er giebt was er gesehen und gehört hat, und man kann dem Geist eines Menschen sich unbedingt anvertrauen, aber nicht seinen Sinnen.

Insofern diese Memoiren ihrem Wesen nach als Fragmente anzusehen sind, und also zu verschiedenen Erläuterungen und Ergänzungen Anlaß geben, hoffe ich keine ganz undankbare Arbeit zu übernehmen, wenn ich den Geist einiger Theile der darin behandelten Geschichte in einer Reihe von Anmerkungen, die ich am Schluß meiner Uebersetzung beyfügen werde, durch Zusammenstellung mit andern gleichzeitigen Sammlungen, etwas fester zu bestimmen versuche. Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon, die Memoiren des Marechal von Richelieu, die in Paris heftweise herauskommende Sammlung von Memoiren, von denen die Soulaviésche Ausgabe von Duclos einen Theil ausmacht, die Fragmente aus Originalbriefen der Madame Charlotte Elisabeth d'Orleans, Voltaire's vollständige Korrespondenz, und andre ähnliche Werke enthalten den reichsten Stof, um eine gewisse Harmonie in einzelnen Stücken dieser Geschichte herauszubringen. Diese, vor allen übrigen so sehr ausgezeich-

gezeichneten Memoiren schicken sich auch am ersten zum Thema für eine solche Arbeit; und je roher und unverarbeiteter, bey den verschiedenen höchst individuellen Antrieben und Motiven der andern Sammler, der Stof zum Theil gefunden wird, desto unverdächtiger und gleichsam unmittelbarer sind die Resultate, welche man aus der Vergleichung derselben gewinnen kann. Es ist die reinste und kostbarste Wahrheit, die nicht als solche gemeint ward; es sind die unverwerflichsten Zeugnisse, die der Hofmann, der Minister, der Autor von Profession in Werken dieser Art eigentlich gegen sich selbst spricht.

Der gegenwärtige Zeitpunkt giebt einer solchen Arbeit noch ein besondres Interesse. Die Begebenheiten, welche seit drey Jahren an uns vorübergehen, scheinen durch die Neugierde des Augenblicks, durch schwankende Besorgnisse, durch Partheysucht, eine schiefe Richtung zu bekommen, insofern ihre Würkungen auf das Menschengeschlecht wiederum in ihren eignen Fortgang Einfluß haben. Man steht bey der Geburt des Tages still, und übersieht die Vergangenheit, wie man die Zukunft vergißt. Ein Theil scheint jedes neue Ereigniß für das letzte zu halten, ein anderer kann sich noch immer nicht entschließen das, was geschah, als nothwendig anzusehen. Die französische Revolution kann noch immer nicht zu ihrem Platz in der Weltgeschichte gelangen. Daher scheint jede Bemühung, ihr diesen anzuweisen, einigen Dank zu verdienen.

Die

Die größte Verwirrung haben die französischen Angelegenheiten besonders unter die Begriffe von Gedankenfreyheit und Schriftstellerrechten gebracht. Wenn die glänzendste Begebenheit unsers Jahrhunderts nicht unbefangen, und ohne besondre Beziehungen der Furcht oder des Mißvergnügens angesehen werden kann, so muß nothwendig in der allgemeinen Masse der gesunden Vernunft und der Männlichkeit unsrer Generation eine merkliche Lücke einreißen.

Fürsten und Unterthanen leiden in gleicher Masse unter dem verderblichen Einfluß, der in diesen Zeiten den Banden der Gesellschaft die Auflösung droht. In dem gegenwärtigen Kreis ihrer Pflichten eingeschlossen können alle Theile den Gang des Schicksals abwarten, wo nicht anders lenken. Das Jahrhundert des Verstandes mußte es seyn, daß die morschen Materialien der Staasgebäude hier und da früher zu Staube trat; aber was der Verstand allein zerstört, ersetzt nur jene mittlere Stimmung der Menschheit, von welcher ihr gegenwärtiger Zustand von Excentricität sie so weit abgeführt hat.

Eine allgemeine Uebereinkunft, die Schritte, welche man seit einem halben Jahrhundert auf der Bahn der Aufklärung that, zurückzugehen, läßt sich unmöglich denken; und es ist das eitelste Unterfangen, in dem Gedächtniß der Menschen vertilgen zu wollen, daß zweymal zwey vier macht. Man zwingt sie dadurch, diese mathematische Wahrheit immer weiter anzuwenden; lieber lasse man sie doch finden, wo Rechnen nicht ihr erstes Bedürfniß ist!

Licht ohne Wärme ist ein Fluch unsers Zeitalters; aber mit der undankbaren Arbeit die überall verbreiteten und eingedrungenen Strahlen zu verfolgen und aufzufangen, glaube man nicht ihn zu lösen.

Das Recht und die Pflicht aller Menschen, Freyheit und Ordnung, sind in allen Ständen und in allen Verfassungen auszuüben. Was nicht halten kann, fällt ein; Männer stürzen es nie um.

Welche Wahl kann es für den Schriftsteller zwischen Stillschweigen und Wahrheit geben? Eine vielleicht gutgemeinte Loyalität hat einige Schriftsteller in Deutschland verleitet, Mittelwege zu suchen. Aber dadurch geschah es, daß sie um den treuen Unterthan den guten Kopf verläugneten; und unser Zustand ist weder so gut noch so schlimm, daß auf diese Art dem bürgerlichen Glück mehr geholfen würde als der Aufklärung.

Ein Schriftsteller, dessen Verdienste in einem andern Fache anerkannt sind, der auch in dem Werke, wovon ich spreche a), durch lebhafte und gedrängte Erzählung der für uns noch sehr zerstreuten Begebenheiten in Frankreich Dank verdient, giebt sich hier und da die größte Mühe, den Franzosen zu beweisen, daß sie es so schlimm nicht gehabt hätten, und ihre Revolution füglich hätten unterlassen können. Weil mehrere Mitglieder der Nationalversammlung Wüstlinge sind, weil Mirabeau keine andere Tugend besaß als die höchste Ener-

a) Christoph Girtanners historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die Französische Revolution.

Energie des Verstands, weil der Herzog von Orleans eine mehr als zweydeutige Rolle gespielt hat, weil Mounier und Lally-Tollendal ihrer Ueberzeugung folgten und die gemeine Sache verließen, weil der König das Gute wollte, weil in dem allgemeinen Aufstand eines Volks von fünf und zwanzig Millionen Menschen hier und da ekelhafte Gräuel vorfielen, weil das Gebäude, das man auf den Ruinen der eingefallenen Monarchie errichtet, in zwey Jahren die Sanktion der Erfahrung und der Gewohnheit noch nicht erhalten hat; darum soll man die Konsequenz des Schicksals in der Zerrüttung des Französischen Staats verkennen, darum soll man über die Zufälligkeit der Werkzeuge die Nothwendigkeit der Katastrophe aus den Augen verlieren.

Der Amerikaner Payne a) greift den beredten Burke mit allen Waffen der einfachsten Syllogismen und des originellsten Spotts an. Was verschlägt es uns, daß er erklärt hat, gegen die ganze Hölle der Monarchien zu Felde zu ziehen b)? Was verschlägt es uns daß sich, vielleicht am meisten von dem Nationalhaß her, den der Soldatenhandel in Amerika gepflanzt hat, gehässige Stellen gegen die deutschen Landesherren in seinen Stof eingemischt haben? Die Vernunft muß über dem Wesen des Streits zu Gericht sitzen; lächeln mag sie über den republikanischen Don Quichotte, aber wahrlich die Sache der deutschen Landesherren steht besser, als daß man um ihretwillen eine

a) Rights of man; by Thomas Payne.

b) S. Paynes Brief an den Abbe Sieyes.

eine Schrift, in welcher Genie und Witz um so eigenthümlicher erscheinen, als sie den Geschmack eines fremden Himmelsstrichs haben, eine elende Brochüre a) nennen müßte.

Ich habe schon in diesem ersten Band an einigen Stellen Anmerkungen eingestreut, die der Zusammenhang unsrer Zeiten mit den zwey vorigen Regierungen in Frankreich mir zu veranlassen schienen. Der Despotismus war unter Ludwig dem Vierzehnten so hoch gespannt, daß er unter seinem Nachfolger tiefer vielleicht sinken mußte, als der orientalische jemals gethan hat. Ludwigs des Sechszehnten persönliche Tugenden sind eben so unschuldig an dem Sturz der alten Monarchie, als die Laster des Grafen von Mirabeau. Wohl uns, so lange wir mit unsrer Vernunft über der Weltgeschichte schweben können, und nicht, wie in Frankreich, individuelles Wohl und Weh damit zu bestimmen haben!

Im October 1791.

a) S. Die Recension von Paynes obenangeführtem Werk im September des laufenden Jahrgangs von der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung.

Vor-

Vorrede des Verfassers. *)

Es war meine erste Sorge, sobald mich der König zum Historiographen ernannt hatte, die Stücke zusammenzutragen, die zu meiner Arbeit nothwendig waren. Ich hatte freyen Zutritt in den verschiednen Archiven des Ministeriums, und diesen habe ich benutzt lange ehe ich anfing zu schreiben. Ich habe eine unendliche Menge von Memoiren, und die Korrespondenzen unsrer Gesandten gelesen. Ich habe die Widersprüche in den Urkunden verglichen, und eines oft durch das andre erläutert. Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon sind mir nützlich gewesen, so viel die trocknen Fakta betraf, von denen er Kenntniß hatte; aber sein blinder Eifer für die herzogliche Würde, seine Wuth gegen die legitimirten Prinzen und gegen einige Leute in Aemtern

*) Die Noten des Originals sind mit Zahlen, die des Uebersetzers hingegen mit Buchstaben bezeichnet.

tern sind so weit getrieben, daß sie hinlänglich erinnern, bey ihm auf seiner Hut zu seyn. Denn so wahrhaft ein Schriftsteller a) auch sey, so aufrichtig er auch wünschen möge es zu bleiben; so kann der Gesichtspunkt, aus dem er Thatsachen ansieht, sie schon allein entstellen, und dieß eben ist Saint-Simons Fall. Ich habe daher sein Zeugniß gegen Memoiren abgewogen, die mir von eben so gut unterrichteten, und keineswegs leidenschaftlichen Personen mitgetheilt worden sind, und gegen Originalurkunden. Ich bin mit vielen, die an den Geschäfften Theil hatten, umgegangen. Große Hülfsmittel habe ich aus der innern Haushaltung des Hofs gezogen, die aus Leuten besteht, von denen die meisten eine gleiche Erziehung mit den Großen genossen haben, und die als stumme und stete Zuschauer derer, die handeln, sie um so besser beobachten. Wenn es die Zeit und die Umstände erlauben, werde ich meine Quellen anzeigen. Die meisten, von denen ich zu sprechen haben werde, habe ich persönlich gekannt, mit vielen unter ihnen habe ich gelebt, und da ich nie selbst eine Rolle gespielt habe, so kann ich die Schauspieler beurtheilen.

Ich nehme mir nicht vor eine allgemeine Geschichte zu schreiben; eine Geschichte, die alle Theile der Staats-

verwal-

a) Zu Anfang dieser Stelle hat H. Soulavie eine vernünftigere Lesart als unser Herausgeber; doch enthält der nämliche Periode in H. Soulavie's Ausgabe einen Fehler, den man nach der Büissonschen verbessern muß.

verwaltung umfaßte, könnte nicht das Werk eines einzigen Schriftstellers seyn. Die Politik, der Krieg, die Finanzen würden jedes eine besondre Geschichte und einen Schriftsteller erfordern, der seinen Stof zu seinem besondern Studium gemacht hätte. Unter diesen Gegenständen würde es vielleicht am wichtigsten seyn, die Finanzen zu bearbeiten, um ihren wahren Elementen nachzuspüren. Mit der Politik verhält es sich anders, ihre Grundsätze wechseln nach den Zeiten, den Umständen, dem relativen und veränderlichen Interesse der verschiednen Mächte. Hat ein Mann, der in politischen Unterhandlungen gebraucht wird, einen richtigen, durchdringenden und in Geschäfften geübten Geist, ist er aufmerksam, vorsichtig, nach den Umständen geduldig oder thätig, standhaft oder biegsam, frey von Launen, und ist er hauptsächlich ein Mann von anerkannter Rechtschaffenheit, so wird ein solcher Mann, mit diesen Vorzügen begabt, es sicherlich entbehren können, sich vorher an den Büchern müde studiert zu haben. Er braucht nur den gegenwärtigen Zustand der Geschäffte recht zu kennen, mehr zu wissen was ist, als was ehemals war. Ausserdem können auch verschiedne gedruckte Negotiationen, bis zu einem gewissen Punkt, zu ersten Wegweisern dienen und die Erfahrung vorbereiten. Die einzige in jeder Negotiation immer fortlaufende Richtschnur ist, daß man die, mit denen man zu thun hat, zu überzeugen wisse, ihr Vortheil stimme mit dem unsrigen überein.

Was die Kriegskunst anbelangt, so braucht der Mann, der das natürliche Genie dazu hat, um sie zu üben, nichts, als sie geübt zu haben. Die Erfahrung war es selten, die unsern schlechten Feldherrn gefehlt hat, sondern die Fähigkeit und der Fleiß. Es ziemt mir nicht von einem Fache zu urtheilen, das ich nie getrieben habe; aber ich hörte diesen Gegenstand oft von den geschätztesten Offizieren abhandeln. Alle waren der Meynung, daß man in einer ziemlich kleinen Anzahl von gedruckten Memoiren alle Hülfsmittel zu der ganzen nur möglichen Theorie beysammen fände.

Aber mit der ökonomischen Staatswissenschaft, mit der Verwaltung der Finanzen verhält es sich anders. Dieser Theil der Regierungskunst ist bey den verschiednen Nationen mehr oder weniger unvollkommen, und nirgends hat sie den Punkt der Vollkommenheit erreicht, dessen Möglichkeit man begreift oder wenigstens ahndet. Ihre Grundsätze zu untersuchen, um sie in der Geschichte aufzuzeichnen, würde um so nützlicher seyn, als die Finanz, wie man sagt, der Nerv aller Staats- und Kriegshandlungen ist. Auch wäre dieß ein unwidersprechliches Axiom, wenn man unter der Finanz eines Staats die Kunst verstünde, den Nationalwohlstand hervorzubringen, der die allgemeine Dürftigkeit und den besondern Luxus, die Erschöpfung der Völker und die Anhäufung der Reichthümer bey dem wenigst zahlreichen Theile der Nation in gleichem Grade ausschließt; kurz die Kunst,

einen

einen schnellen und leichten Kreislauf zu bewirken, durch welchen man die ganze Masse des Geldes, die man bey dem Volk geschöpft hätte, wiederum unter das Volk ausströmen ließe. Aber in diesem Sinne hat der Staat bisher nur Finanziers gehabt, und keine Finanz.

Die Geschichtschreiber aller Länder und aller Zeitalter liefern uns in diesem Punkte nichts belehrendes. Sie erzählen uns von Aufständen, von Empörungen, die über Auflagen ausgebrochen sind; aber sie setzen uns nicht in den Stand zu urtheilen, ob die Ueberladung allein, oder wie es wahrscheinlicher ist, die fehlerhafte Verwaltung Schuld daran war. Mezerai, der sich oft gegen die Finanzverwalter auflehnt, der mit den vergangnen Uebeln bekannt und Zeuge von den gegenwärtigen war, schrie mit den Unglücklichen wider ihre Unterdrücker; aber das Geheimniß ihrer Frevel deckt er uns nicht auf. Warum? Weil er es nicht kannte, und sich eben so wenig im Stand gefunden hatte, davon unterrichtet zu werden, als die früheren Geschichtschreiber. Eben diesen Mangel an Denkmälern habe ich erfahren, da ich die Geschichte einer Regierung schrieb a).

Politiker haben ihre Negotiationen aus einander gesetzt, Kriegsmänner haben Memoiren und didaktische

a) Die Geschichte der Regierung Ludwigs des Eilften, des bösesten unter den französischen Königen. Siehe die Vorrede des Uebersetzers.

Werke hinterlassen. Aber welcher Finanzier hatte eine so aufrichtige Achtung für seine Arbeiten, daß er sich einen Ruhm daraus machte, sie dem Publikum zu offenbaren a)? Ihre Memoiren würden freylich die wahren Grundsätze der Staatsökonomie nicht angeben, aber die Irrthümer, die man vermeiden muß, würde man durch sie doch kennen lernen. So muß, ehe man ein Gebäude errichtet, die Baustelle von allem, was die Arbeit verwirren könnte, gereinigt werden. Indessen hat es zu allen Zeiten achtungswürdige Finanziers gegeben, die ausser Stand oder unberufen den wahren Weg zu zeichnen, so ehrlich als sie können auf den verschlungnen Krüm-

a) Düclos schrieb dieß vor Neckers und Calonne's Zeiten. Sonst hätte er — zwar den Sinn dieses Perioden vielleicht nicht zurückgenommen — aber die Worte doch anders gestellt. Diese Finanziers haben den frommen Wunsch unsers Verfassers erfüllt, aber da strafte einer den andern Lügen, da erwies einer des andern Untreue, und das Publikum fand beyder Beweise vollgültig. Achtung für das Fach, in dem sie arbeiteten, bewiesen freylich diese Finanzminister nicht, wenn der Zweck ihrer Schriften, wie es scheint, kein andrer war, als dem Publikum Sand in die Augen zu streuen; aber einen großen Gewinnst, einen mächtigen Fortschritt hätte der patriotische Düclos darin erkannt, daß Furcht vor der öffentlichen Meynung die Verwalter des Staats zwang — wenigstens öffentlich zu lügen. So weit war Frankreich zu seiner Zeit noch nicht; heiliges Geheimniß deckte noch wie ein dichter Schleyer das Gewürme, das die Fäulniß in der Monarchie, als Vorboten ihrer nahen Auflösung, erzeugte. Vor dem geschärften Blick der Philosophie zertheilte sich der Schleyer in Spinneweben, und diese fegte die kühne Hand der Rache weg.

Krümmungen fortwandeln, in welche man sie herein zwingt; und diese lassen ihre dummen Mitarbeiter das Anstaunen, was sie einen schönen Mechanismus nennen. Das Geheimniß der Finanzen ist mit einem Schleyer bedeckt, den jeder Interessirte dichter zu machen strebt. Seit einigen Jahren wollte die Philosophie sich an diesem wichtigen Gegenstande üben; der Schleyer war im Begrif zu reißen; die er bedeckt, waren schon in der größten Bestürzung, als man bey einer Gelegenheit, von welcher ich sprechen werde, das Licht klüglich auffing. Man erneuerte, was Julian, wie man sagt, gegen die Christen erfunden hatte, als er ihre Schulen verschließen ließ. Jeder Minister, der eitel genug ist, seine Unwissenheit zu verkennen, oder sie zu offenbaren fürchtet, sobald er Belehrung sucht, will das Volk in der Finsterniß erhalten, und keine andern Zeugen seiner Schritte haben als Blinde. Wenn er Kenntnisse hat, und sie zu seinem eignen Vortheil mißbrauchen will, so scheut er sie an andern; den Unglücklichen, die verdammt sind, Mühlen zu treiben, verbindet man weislich die Augen. Die Leute in Aemtern wissen sehr gut, daß der übermüthigste Despot früh oder spät sich dem Willen eines aufgeklärten Volks unterwerfen muß. Dieser Geist der Sklaverey, den man einer Nation einflößen will, ist eine der vornehmsten Ursachen von der Verderbniß der Sitten, die den Despotismus, den sie erzeugt oder begünstigt hat, wiederum schützt und stärkt. Alle Ruhmbegierde verlöscht, und an ihre Stelle tritt die Sucht nach Reichthümern, als den

einzigen Glück, das in der Versunkenheit noch zu genies-
sen bleibt. Unsre Väter strebten nach dem Ruhm, was
sie auch darunter verstehen mochten; das Zeitalter der
Aufklärung war es freylich nicht, aber es war das Zeital-
ter der Ehre. Heut zu Tage arbeitet man nur auf das
Geld los. Der wahre Ehrgeiz geht unter den Menschen
immer mehr aus. Man beeifert sich um Stellen, wo
man sich nicht einmal schmeichelt sich zu erhalten; aber
in den Reichthümern, die man dabey erworben haben
wird, sieht man die Entschädigung für den künftigen
Sturz schon voraus. Diese Beyspiele sind häufig genug.

Wenn die Geschichte, die ich schreibe, weder mili-
tärisch, noch politisch, noch ökonomisch ist, wenigstens
nach dem Sinn, den ich mit diesen Fächern verbinde,
es nicht ist, so wird man mich fragen, was sie denn ei-
gentlich seyn soll. Mein Zweck ist, Geschichte der Men-
schen und der Sitten zu geben. Ich werde zwar in je-
dem Fache die vornehmsten Thatsachen anführen, die mir
zur Grundlage dienen; ich werde ihrem Ursprung nach-
gehen, und ich hoffe hier manches an das Licht zu brin-
gen, was man noch sehr wenig allgemein kannte. Bey
jenen Begebenheiten, die einander zu allen Zeiten glei-
chen, die ihren Urhebern und Augenzeugen so lebhaft
auffallen, und für die künftige Generation so gleichgül-
tig werden, halte ich mich nicht lange auf. In der sitt-
lichen, wie in der Körperwelt schwächt sich und verschwin-
det jeder Eindruck durch die Entfernung. Aber die Ge-

schichte

schichte der Menschheit behält zu allen Zeiten ein gleiches Interesse, weil die Menschen sich zu allen Zeiten gleich bleiben. Dieses Interesse ist von den Personen und den Epoken unabhängig. Wenn ich zuweilen Fakta anführe, die an sich nicht von großer Wichtigkeit sind, so wird der Leser bald gewahr werden, daß diese besondern Züge mit dem Geist einer Nation und den Menschen, die ich zu schildern habe, genauer bekannt machen, als es umständliche Erzählungen von Schlachten und Belagerungen thun würden.

Es ist eine gemeine Sage, daß die Geschichte erst lange Zeit nach dem Tode ihrer Helden erscheinen soll, weil man sonst zu fürchten hat, daß es entweder dem Schriftsteller an den Mitteln die Wahrheit zu ergründen gefehlt, oder daß er, aus Rücksichten für die noch Lebenden, oder für ihre Familien, die Wahrheit verrathen hat. Die erste Besorgniß habe ich durch meine Erklärung über die Hülfsquellen, die ich gehabt habe, und über meine Bemühungen bey ihrem Gebrauche, hinlänglich abgehalten. Die zweyte wird durch die bloße Lesung meines Werks vollkommen verschwinden.

Ich bin vielmehr der Meynung, daß die Geschichte, um Nutzen zu haben, nicht früh genug erscheinen kann. Es wäre zu wünschen, daß die Menschen, die an der Regierung Theil haben, die Stimme der Nachwelt in voraus hören; die Gerechtigkeit der Geschichte

erfahren; was sie von Ruhm oder Tadel verdienen 1), einsammeln; die verdächtigen Lobpreisungen ihrer Schmeichler nach ihrem Werth schätzen; die wahren Urtheile des Publikums kennen lernen; kurz, sich in dem Spiegel der Geschichte, wie sie wären, erblicken könnten.

Man hat oft in mich gedrungen, daß ich einige Bruchstücke von der gegenwärtigen Regierung herausgeben sollte. Meine Antwort war immer, ich wollte mich weder durch Wahrheit zu Grunde richten, noch durch Schmeicheley entehren; aber mein Amt erfülle ich darum nicht weniger. Kann ich zu meinen Zeitgenossen nicht reden, so werde ich die Söhne doch lehren, was ihre Väter waren. Von welchem Nutzen können gute oder böse Beyspiele seyn, die man aus dem Alterthum nimmt? Aber ein Sohn, der an seinem Vater diese schnelle Gerechtigkeit ausüben sieht, bemüht sich den nämlichen Ruhm zu verdienen, oder fürchtet dem nämlichen Tadel sich auszusetzen. Durch nahe Beyspiele gewarnt, kann die Ehre oder die Schande, die sein Andenken über seine Kinder bringen wird, auf seine Seele wirken. Es wird Augenblicke geben, wo er zu sich selbst sagt: man zeichnet jetzt nieder, was ich thue, das Publikum, ein Theil meiner Zeitgenossen eilt bald mein Urtheil zu sprechen; vielleicht werde ich selbst den Ausspruch erleben!

An

1) Praecipuum munus annalium, ne virtutes sileantur, utque pravis dictis factisque ex posteritate et infamia metus sit.
Tacitus.

An Vorfahren, die durch Jahrhunderte von uns entfernt sind, nehmen wir einen Antheil von ganz andrer Art. Man rühmt sich mit Recht von einem großen Mann abzustammen; aber man erröthet nicht, eine berühmte Geißel der Menschheit unter die Urheber seines Geschlechts zu zählen. Nur weit zurück rechnen zu können, darauf kömmt alles an. Ich habe Pariser Bürger gekannt, vortreffliche Unterthanen, mit Leib und Seele der Monarchie ergeben, die sich rühmten von einigen der Sechszehner aus den Zeiten der Ligue herzustammen. Ihre Ahnen waren gehenkt worden, und sie konnten sich nicht schmeicheln, etwas anders damit zu beweisen, als bloß das Alter ihres Bürgerstandes. Noch eine andre Buntscheckigkeit des Vorurtheils ist hier zu bemerken: die meisten Menschen würden zum Urheber ihres Geschlechts einen berühmten und glücklichen Räuber lieber wählen als einen bloß durch seine Tugend bekannten Menschen. Sie nennten einen Attila lieber ihren Ahnherrn als einen Sokrates. Sollte man nicht denken, daß lauter Feige den Tempel des Ruhms erbaut haben, um nur wen sie fürchteten hineinzustellen?

Mein Nachdenken hat mich also überzeugt, daß die Geschichte, wenn sie nach genauen Nachforschungen und einer unparteyischen Untersuchung geschrieben werden soll, gerade darum nicht früh genug herauskommen kann. Da die Wahrheit nur durch die Stimme der Geschichte zu den Großen reden kann, so lasse sie diese Stimme zu der Zeit erschallen, wo sie den stärksten Eindruck machen muß.

So

So viele Leute auch die Anmaaßung haben eine Rolle in der Welt zu spielen, so sind deren doch nur wenige, die sich selbst überleben; und die Geschichtsnamen sind selten genug. Menschen, die Verdienste um das Vaterland haben, und Menschen, die dem Vaterlande geschadet oder die Sitten desselben verdorben haben, gehören in gleichem Grade unter die Bothmäßigkeit der Geschichte. Die ersten haben Ansprüche auf eine ehrenvolle Stelle in ihren Jahrbüchern; die andern, große oder kleine, müssen sich ihrem Gericht unterwerfen. Aber ich bin überzeugt, daß man nur um des Beyspiels willen strafen darf, daß man die Fehler nur, um vor ähnlichen zu verwahren, aufdecken soll, und ich werde also isolirte Fakta, die für den Staat von keiner Folge waren, und durch welche bloß Familien ohne Noth gekränkt würden, der Vergessenheit nicht entreißen. Dagegen werde ich die Verbrecher gegen die Nation aufstellen, wer sie auch seyn mögen. Ich werde also die Subalternen in meinen Plan aufnehmen, wenn sie Einfluß auf die Geschäffte hatten. Der Glanz ihres jetzigen Wohlstands und ihrer angemaßten Titel wird die ursprüngliche Finsterniß erleuchten, in welcher sie die Werkzeuge ihres Glücks und der Unfälle des Staats schmiedeten, ohne vorauszusehen, daß sie jemals vor dem Richterstuhl der Geschichte würden erscheinen müssen. Es sind die Leichname der Gerichteten, die man Bösewichtern ihrer Art zum Schreckbild aufstellt.

Da

Da es an den meisten Menschen im Ganzen mehr zu tadeln als zu loben giebt, so kann ein treuer Geschichtschreiber sich den Verdacht der Satire leicht zuziehen. Mein Charakter ist davon sehr entfernt. Die mich gekannt haben, und vielleicht werden von diesen noch einige leben, wenn mein Werk erscheint, werden für meine Rechtschaffenheit, meine Offenheit, und ich darf es kühn sagen, für die Güte meines Herzens zeugen. Ich habe keinen Feind gehabt, der es nicht durch eigne Laster gewesen wäre, und der Ruf meiner Freunde kann für den meinigen bürgen. Meine Art zu denken, zu sprechen und zu schreiben war bekannt genug, als man mir das Amt eines Historiographen anvertraute. Man wußte, daß ich kein sklavischer Schriftsteller war, und es gab Leute, die mich des Gegentheils beschuldigten. Ich würde den Leser bitten, was ich hier von mir sage zu entschuldigen, wenn nicht Veranlassungen wären, und diese gehört darunter, wo es erlaubt und sogar Pflicht ist, sich selbst so frey als gewissenhaft Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Findet man einige meiner Urtheile zu streng, so untersuche man die Thatsachen, und urtheile selbst. Man wird zuweilen in diesen Memoiren den Unwillen des Bürgers bemerken, und ich will ihn nicht verbergen; aber kein unparteyischer Leser wird mir Parteylichkeit oder Ungerechtigkeit vorwerfen. Man wird erkennen, mit welchem Wohlgefallen ich lobenswürdige Handlungen anführe, und wie leid es mir thut nicht häufiger Gelegenheit dazu zu finden.

Ich habe nichts gesucht als die Wahrheit, ich werde sie nie verrathen; ich dachte nie, als man mir auftrug eine Geschichte zu schreiben, daß man mich zum Werkzeug der Lüge erwählt hätte. Wenigstens hätte man sich dann sehr geirrt.

Erstes

Erstes Buch.

Die Geschichte der Regierung Ludwigs des Funfzehnten fängt so zu sagen mit der Geburt dieses Königs an. Er kam den 15 Februar 1710 auf die Welt, und bestieg den Thron am 1 September 1715 im Alter von sechstehalb Jahren a).

Um die Veränderungen, die mit der Staatsverwaltung und den Sitten der Nation vorgegangen sind, in ein helleres Licht zu stellen, werde ich den letzten Jahren Ludwigs des Vierzehnten eine Stelle in meinem Gemälde geben.

Der Spanische Successionskrieg, der einzige vielleicht, den dieser König ohne Ungerechtigkeit unternahm, brachte Frankreich an den Rand seines Verderbens; und wenn man unsre Unglücksfälle betrachtet, so wird man sehen, daß wir sie ganz uns selbst zuzurechnen, unsre Rettung hingegen nur dem Zufall zu verdanken haben.

Indem Ludwig der Vierzehnte einen seiner Enkel auf den Spanischen Thron setzte, mußte er selbst voraussehen, daß dieser Zuwachs von Macht in seinem Hause die

a) Dieser erste Absatz fehlt in Herrn Soulavie's Ausgabe; der Inhalt desselben ist ziemlich gleichgültig, aber um so weniger scheint er von dem Herausgeber erfunden zu seyn, und er hat, als Eingang betrachtet, etwas trocknes und abgerißnes, das mit der ganzen Manier des Verfassers, insofern sie dem Tacitus nachgeahmt ist, sehr übereinstimmt.

die Eifersucht und die Furcht des übrigen Europa erwecken würde.

a) England und Holland erkannten anfangs Philipp den Fünften. Savoyen und Bayern erklärten sich für ihn; der Kaiser allein protestirte, die übrigen Mächte blieben neutral. Alles schien ruhig, und in kurzer Zeit hatte Alles die Waffen ergriffen. Püisegur setzte sich, ohne Widerstand, in den Besitz der Niederlande. Hätte man die Vorsicht gebraucht, die Holländischen Besatzungen in den festen Plätzen zurückzubehalten, bis Philipp der Fünfte auf seinem Throne befestigt gewesen wäre; so setzte man Holland außer Stand den Krieg anzufangen. Die Lehren der Erfahrung haben bey unsrer Regierung nie angeschlagen; wir leiden immer dieselben Unfälle, weil wir immer dieselben Fehler begehen. In dem jetzigen Kriege 1755 haben wir die Engländer, ohne Scheu vor Represalien, unsre Matrosen wegnehmen gesehen. Wir haben durch Mäßigung prangen wollen b), aber wir haben bloß Verachtung zum Lohne gehabt, und sind außer Stand gekommen uns zu vertheidigen. Man gehe unsrer Aufführung im Successionskriege nach. Die Stimme des Publikums zwingt die Regierung anfänglich, den Marechal Catinat nach Italien zu schicken; er war um so fähiger in diesem Lande Vertrauen einzuflößen, als er in demselben zwey Schlachten, bey Stafarda und und La Marsaille, gewonnen hatte; aber zu gleicher Zeit wurden

a) Dieser Absatz ist in Herrn Soulavie's Ausgabe mit dem vorhergehenden durch die Partikel aussi verbunden, die einen vollkommenen Widerspruch zwischen den beyden Perioden macht: ein logischer Unsinn, der gewiß dem Verfasser nicht zu Schulden kömmt. Ueberhaupt ist in H. Soulavie's Ausgabe sehr für dergleichen Bindungswörter gesorgt, deren Abgang in der Büissonschen Ausgabe einen starken inneren Beweis für ihre Genuinität macht.

b) H. Soulavie hat hier, wie fast auf jeder Seite, durch die Interpunktion den einzigen vernünftigen Sinn entstellt.

wurden die Spanischen Truppen dem Prinzen von Vaudemont anvertraut, der ein Lothringer, geborne Kreatur des Kaisers, erklärter Freund des Königs von England, Wilhelm des Dritten, und Vater eines feindlichen Generals war.

Catinat entdeckt, daß der Herzog von Savoyen, (Victor Amadeus, nachmals König von Sicilien, und dann von Sardinien) unser scheinbarer Bundsgenosse, unser heimlicher Feind, indem er als Krieger für uns ficht, uns als Feldherr verräth. Er warnt uns; Victors bekannter Charakter verstärkt an sich schon den Verdacht, aber dem Marechal fehlt die Gunst des Hofs, und wie man ihm endlich glauben muß, ist er zum Lohne seiner Klugheit schon zurückberufen, und der Marechal von Villeroi, den die Frau von Maintenon protegirt, hat seine Stelle.

Gebilligt wurde die Wahl freylich nicht immer, die der König traf, aber jedesmal beklatscht. Der Hof drang sich mit Glückwünschen zu dem neuen General. Der einzige Marechal von Duras sagte zu ihm: ich hebe meinen Glückwunsch bis zu Ihrer Rückkehr auf; und er blieb ihm ganz erspart.

Villeroi ließ sich in Cremona gefangen nehmen, die Feinde gaben ihn ohne Lösegeld heraus, aber eben das kam uns theurer zu stehen, als wenn wir's dafür bezahlt hätten, daß man ihn behielte. Der Chevalier von Lothringen, sein Freund, wollte ihn bereden, die Armee gegen den Hof zu vertauschen. Villeroi blieb hartnäckig; er wollte, wie er sagte, durch glänzende Thaten sein Unglück wieder gut machen, denn so nennt die Ungeschicklichkeit ihre Fehler immer. Nach dem Verlust der Schlacht bey Ramillies, nach vier Jahren einer erwiesenen Untüchtigkeit in Flandern so wohl als in Italien, von dem Publikum ausgehöhnt, von den Soldaten, die keine übeln Richter über die Feldherren sind, mit Spottliedern besungen,

verließ er die Armee nur auf den ausdrücklichen Befehl des Königs. Seine Beschützerin wagte es nicht ihn zu unterstützen; man hörte doch noch auf die Stimme der Nation.

Wenn die Hofgunst die Feldherren einsetzte, so ging es mit den Ministern nicht besser. Das Kriegsdepartement war in den Händen eines zwar sehr rechtschaffenen Mannes, aber eines Mannes, der seinem Amte am wenigsten gewachsen war.

Chamillart wurde am Hof vorgestellt, um die Partie des Königs im Billard zu machen, da er noch Parlamentsrath war. Die zerstreute Lebensart des Hofmanns störte den Fleiß des Rechtsgelehrten. Er vernachläßigte einen Proceß, den er zu referiren hatte. Die Partey, die ihn verlor, zeigte ihm, daß er eine entscheidende Urkunde aus der Acht gelassen hatte; und der Gegenstand betrug zwanzig tausend Livres. Chamillart, dessen Vermögen sehr eingeschränkt war, verurtheilte sich selbst auf der Stelle, lief in ganz Paris herum, um die Summe aufzunehmen, stellte sie dem Proceßführer zurück, und entsagte von diesem Augenblick an seinem Amte.

Dieser Zug erinnert mich an einen ähnlichen, den kein Freund der Rechtschaffenheit hier für eine übel angebrachte Abschweifung ansehen wird. Courtin, Intendant von Picardie, behandelte bey seiner Verwaltung die Güter des Herzogs von Chaulne, der sein Freund war, mit so vieler Schonung, daß auf die andern Distrikte eine Ueberlast von vierzig tausend Livres gefallen war; er entdeckte es endlich, bezahlte die Summe, und forderte seine Entlassung. Da man in ihn drang zu bleiben, antwortete er, daß er weder um sein Vermögen kommen, noch sein Leben damit zubringen möchte, Uebels zu thun a).

Der

a) Der Verfasser fügt hier in einer Note einige genealogische Partikularitäten bey, denen, wenn sie durch die neue Konstitution

Der Geschmack des Königs für Chamillart ließ ihn in seinem Günstling alle Fähigkeiten zum Ministerium voraussetzen; außerdem getraute er sich, wo sie fehlten, sie einzuflößen. Die traurigen Einwirkungen der untüchtigen Ministers bleiben nicht bey ihnen allein stehen. Der Herzog de la Feuillade, dessen einziges Verdienst war, eine Tochter von Chamillart zur Frau zu haben, mußte unsre Armee bey der Belagerung von Turin kommandiren; denn der scheinbare Anführer, der Herzog von Orleans, nachmaliger Regent, stand unter la Feuillade's und Marsin's Vormundschaft. Dieser Prinz, der Einsichten in der Kriegskunst hatte, wollte vergebens aus den Linien treten, um den Prinz Eugen anzugreifen, la Feuillade setzte sich dawider, und Marsin, ob er gleich im Herzen für die Meynung des Herzogs von Orleans stimmte, wagte es nicht sie gegen die des Schwiegersohns vom Minister durchzusetzen; sein ganzer Muth ging nicht weiter, als sich im Gefecht umbringen zu lassen.

Das sind die Folgen der Ministerial-Gewalt. Daher die Antwort des Grafen von Grammont, als sich der König über die Dummheit eines fremden Bothschafters an unserm Hofe verwunderte: Sie werden sehen, Sire, daß er einen Minister zum Vetter hat.

Der Charakter der Nation war indessen noch unversehrt, und der Muth des Französischen Soldaten ist immer derselbe geblieben. Marleborong erkannte nach der Schlacht bey Hochstädt unter den verwundeten Gefangenen einen Soldaten wieder, dessen Muth ihm wäh-

tion selbst für Frankreich ihr lokales Interesse verlieren, nun gar keines mehr übrig bleibt. Ich merke hier ein für allemal an, daß ich solche Noten, wenn sie nichts erheblicheres enthielten, und also für die deutschen Leser ganz überflüßig waren, weggelassen habe. H. Soulavie hat diese Anmerkungen, so gut wie die meisten andern, die er vorfand, in seiner Ausgabe dem Text einverleibt, und dadurch manchen unverzeihlichen Uebelstand veranlaßt.

rend des Gefechts aufgefallen war. Wenn dein Herr, sagte er zu ihm, viele Soldaten wie du hätte, er wäre unüberwindlich. Soldaten wie ich, antwortete der Gefangene, sind es nicht, die ihm fehlen, aber Feldherren wie Sie! Auch die hatte er, aber a) — — Wäre Ludwig immer nur seinen eignen Einsichten gefolgt, er hätte mit ziemlicher Gerechtigkeit seine Strafen sowohl als seine Belohnungen ausgetheilt. Er hat Beyspiele gegeben, die für uns verloren gegangen sind, so schwere Veranlassungen wir auch dazu gehabt hätten. La Boulaie wurde für die Uebergabe von Exiles auf die Bastille gesetzt; la Mothe wurde verbannt, für die Uebergabe von Gent; la Jonquiere wurde degradirt, für die üble Vertheidigung von Port-Mahon; der Prinz de la Tour d'Auvergne, Langallerie 1), und Bonneval 2) wurden in effigie aufgehängt, weil sie zu den Feinden übergetreten waren.

Die nämliche Gerechtigkeit ließ dem Marechal von Bouflers, für die schöne Vertheidigung von Lille, die Pairie

a) H. Soulavie läßt hier die Gedankenstriche aus, und liest: aber wäre Ludwig u. s. w. Um einen Sinn ist ihm dabey freylich nicht zu thun.

1) Des Gentils, Marquis von Langallerie, trat 1706 als General-Lieutenant in unsern Diensten zu den Feinden über. Er kam nachher auf den Einfall, sich an die Spitze einer Art von Theokratie zu setzen. Er machte sich anheischig, durch einen Vertrag, den er mit einem Bascha schloß, sich für den Sultan, mittelst von den Türken besoldeter Truppen und einiger Schiffe, Roms und Italiens zu bemächtigen. Zur Belohnung waren ihm einige Inseln im Archipelagus versprochen, deren souverainen Besitz er unter dem Schutz der Pforte genießen sollte. Seine Tollheiten machten so viel Aufsehen, daß ihn der Kaiser aufheben und in dem Schloß zu Raab oder Javarin in Ungarn einsperren ließ, wo er 1717 starb.

2) Das ist der nämliche Graf von Bonneval, der während der Regentschaft zurückkam, Begnadigungsbriefe erhielt, eine Biron heyrathete, und dann nach der Türkey ging, wo er in der Würde eines Bascha von drey Roßschweifen gestorben ist.

Pairie ertheilen. Die ersten Zeichen von vorzüglicher Achtung waren ihm von den Feinden selbst gegeben worden. Der Prinz Eugen brachte ihn selbst nach Douai, ließ ihn mit dem Chevalier von Luxembourg (nachmals Marechal von Montmorenci) in dem Hintergrund des Wagens sitzen, setzte sich allein vorwärts, und gab dem nämlichen Prinzen D'Auvergne, der aus Französischen Diensten desertirt war, das Geleit anzuführen. Diese Ehrenbezeugungen waren von dem Prinz Eugen um so auffallender, als er während dieses ganzen Kriegs unsre Gefangenen beständig mit Uebermuth und Härte behandelte.

Er haßte den König persönlich. Nach der Schlacht bey Oudenarden 1708 speiste Biron, der gefangen war, und nachher (1735) Marechal wurde, mit ihm und Marleboroug; der Prinz lobte gegen ihn die ausgezeichnete Tapferkeit, welche die Schweizer bewiesen hätten, und setzte hinzu: es ist eine schöne Stelle, das Generalcommando über die Schweizer; mein Vater hatte sie, nach seinem Tode konnte mein Bruder ihm nachfolgen, aber der König zog ihm einen natürlichen Sohn vor. Der König hat zu thun und zu lassen; indessen freut man sich wohl zuweilen, Verachtung gereuen zu machen.

Marleboroug, ganz verschieden vom Prinz Eugen, bezeugte seinen Gefangnen immer die größte Achtung und Artigkeit. Er gab das Beyspiel von der menschlichen Verfahrungsart, die in den nachherigen Kriegen stets die Oberhand behalten hat.

Ludwig, so sehr ihn das Glück auch berauscht hatte, ließ es doch in seinen Unfällen nicht an Standhaftigkeit und an Muth ermangeln. Im Alter von siebenzig Jahren faßte er den Entschluß, seine Armeen in eigner Person anzuführen, und Lille wieder zu erobern. Es war nicht mehr, wie bey seinen ersten Feldzügen, davon

die Rede, einen Asiatischen Prunk nachzuschleppen; es sollte alles auf das Nothdürftige eingeschränkt werden. Der Plan zu diesem Feldzug wurde zwischen dem König, Chamillart, und den Marechals von Bouflers und von Villars beredet. Der Frau von Maintenon wollte man ihn erst im Augenblick des Abmarsches entdecken, um ihr die Reise zu ersparen. Sie bekam aber Nachricht, und machte den Entwurf scheitern; doch beschloß sie auch, Chamillart für seine Treue gegen das Geheimniß des Königs zu bestrafen. So lange die Versehen des Ministers nur den Staat betrafen, hatte es ihm nicht an Unterstützung gefehlt. Von diesem Augenblick machte sie alles gehäßig, was sie entschuldigt hatte; und Chamillarts Stelle erhielt Voisin, eine neue Kreatur der Frau von Maintenon, dem nicht zuzutrauen war, daß er seiner Pflicht, auf Kosten des Willens seiner Beschützerin, nachgehen würde. Man hatte noch nicht den Gebrauch angenommen, die Minister, die man entließ, zugleich zu exiliren. Der König sah sie nicht ungern nach ihrer Ungnade wieder; so hielt ers zum Beyspiel mit Arnaud von Pomponne, der wieder in seinen Posten kam; so hielt ers mit Chamillart selbst, dem er nachher erlaubte, zu ihm zu kommen, und den er nicht ohne Rührung empfing.

Frau von Maintenon war unversöhnlicher. Chamillart lebte auf einem kleinen Gut (L'Etang) nicht weit von Versailles; seine Freunde und Verwandten besuchten ihn in seiner Einsamkeit. Der Favoritin mißfiel das, er war ihr zu nah am Hof, und sie ließ ihm bedeuten, sich weiter zu entfernen. Er mußte das Gut Courcelles im Maine ankaufen, wo er sich vor einer Verfolgung flüchtete, von welcher der König allem nichts wußte.

Unsre Waffen wurden unter Voisin nicht glücklicher, als unter Chamillart. Ich halte mich bey den Ereignissen nicht auf, mit welchen unsre Geschichtsbücher angefüllt

gefüllt sind. Man braucht nur zu erwägen, daß durch unsern Verlust bey Hochstädt, bey Ramillies, bey Oudenarden, bey Turin, und bey Malplaquet, durch die Eroberung von Tournay, von Lille, und von vielen andern Plätzen, die Feinde in den Stand gesetzt waren, in das Innere des Königreichs zu dringen. Parteyen streiften bis an die Thore von Paris, und nahmen den Oberstallmeister weg, den sie für den Dauphin ansahen. Auf der andern Seite bildete der Fanatismus in den Cevennes, von dem Fanatismus der Verfolger entflammt, ein Heer von Aufrührern, die eine weise Regierung zu Vertheidigern des Staats gebraucht haben würde. Dieser unumschränkte Monarch, der funfzig Jahre hindurch siegreich gewesen war, der die Fürsten durch seinen Uebermuth beleidigt, Europa durch seine Eroberungen beunruhigt, seine Unterthanen durch seine Pracht zu Bettlern gemacht hatte, war jetzt im Begrif seine Hauptstadt zu verlassen, und seinen Wohnsitz jenseits der Loire aufzuschlagen. Er, der so oft die Bedingungen des Friedens vorgeschrieben hatte, mußte jetzt um Frieden flehen, und konnte ihn nicht erhalten. Von allen Seiten gedrängt, von Hülfsmitteln entblößt, sagte er im versammelten Staatsrath, und vergoß Thränen bey diesen Worten: Also weder den Frieden schließen, noch den Krieg führen kann ich jetzt mehr!

Die Auflagen, mit denen die Unterthanen gedrückt wurden, langten für die nothdürftigen Ausgaben nicht zu. Die Last dieser Auflagen selbst, und die Härte, mit welcher sie erhoben wurden, erschöpfte mit jedem Tag die Quelle der Reichthümer des Staats. Die Minister ahndeten damals nicht, und noch heut zu Tage scheinen sie es nicht zu wissen, daß die gezwungne Auflage sich selbst zerstört; oder vielmehr haben die meisten Minister zu allen Zeiten nur daran gedacht, sich ihres Postens zu erfreuen, ohne ihn zu erfüllen, dem König zu gefallen,

durch die Befriedigung des Bedürfnisses oder der Laune des Augenblicks, ohne sich um das Schicksal des Staats zu bekümmern. Die Werbungen entblößten das Land von den nothwendigsten Unterthanen. Ich habe in meiner Kindheit diese gezwungnen Rekruten, wie Uebelthäter, an der Kette geschleppt gesehen. Um dem König diese Gräuel zu verbergen, ließ man einen Haufen bestochener Banditen vor ihm erscheinen, die sich unterstanden im Namen eines ganzen Volks zu schwören.

Zu der Plage des Kriegs hatte sich die Hungersnoth gesellt. Der Winter 1709 zerstörte den Keim der Erndten. Das Elend kam aufs äusserste, auf dem Lande sowohl als in den Städten, und in Paris selbst. Der Luxus sogar, das letzte, was man aufopfert, getraute sich nicht öffentlich zu erscheinen. Die einzigen, die noch im Stande waren, ihm zu fröhnen, verschlossen ihn im Innern ihrer Häuser. Am Hofe wurden die gewöhnlichen Neujahrsgeschenke abgestellt, und das von 40,000 Pistolen, das der königliche Schatz dem König brachte, wurde versendet, um den Unterhalt der Truppen zu erleichtern.

Der Hunger tödtet jedes andre Gefühl; das Volk erhob seine Stimme laut. An den öffentlichen Plätzen, zu den Füßen der Bildsäulen des Königs waren schimpfliche Pasquille angeschlagen. Der Dauphin getraute sich nicht mehr nach Paris, unter ein Volk zu kommen, das ihn mit Klaggeheul verfolgte, das ihn um Brod bat, und dem er keins zu geben hatte.

Um den ersten Bedürfnissen abzuhelfen, schickte der König 1709 sein Tischgeschirr in die Münze, und nahm diese nämliche Hülfe von seinen Unterthanen an, wo sie ihm angeboten wurde. Die Operation geschah wider die Meynung des Kanzlers Pontchartrain, und des Generalcontroleur der Finanzen des Marets. Sie stellten vor, dieses schwache Hülfsmittel offenbare den Feinden unser

unser Elend, ohne es zu lindern. Der ganze Ertrag belief sich auch wirklich nicht höher, als drey Millionen. Mit eben so wenig Erfolg hatte man dasselbe schon 1688 versucht, ohngeachtet der König Mobilien aller Art hergegeben hatte, an denen die Arbeit von unschätzbarem Werth war. Im gegenwärtigen Krieg hat man wieder zu diesem Mittel, mit besserem Grunde, seine Zuflucht genommen, weil der Vorschuß der Truppen im Begrif war zu fehlen.

Die Errichtung des Zehnten der Einkünfte, im Jahr 1710, war von einer ganz andern Wichtigkeit für den Staat, und rettete ihn vielleicht vom Untergang. Ohngeachtet er aber nicht mit der Strenge erhoben wurde, die man späterhin dabey anwendete, so hatten sich die andern Auflagen schon so sehr vermehrt, daß diese neue Last viel Murren erregte. Die Stände von Languedoc erboten sich sogar, dem König die Verwaltung aller ihrer Güter zu überlassen, wenn man ihnen nur das Zehntheil davon unversehrt verabfolgen ließe. Sonst fehlt es indessen den Ständen dieser Provinz nicht an Willfährigkeit. Sie sind ihren Bischöffen unterworfen, und folgen allen Einwirkungen dieser Klasse, die aus jüngeren Söhnen von adlichen Häusern besteht, welche fast alle in der Dürftigkeit geboren oder erzogen sind, und denen die Gnade des Königs, von der sie noch immer zu hoffen haben, zu ihren Reichthümern verholfen hat *a*); diese wissen also dem König nichts abzuschlagen, und überdem drückt die Last der Auflagen die hohe Geistlichkeit nur sehr leicht. Aus dieser Versammlung ist das Projekt von der Kopfsteuer gekommen, die Pontchartrain, trotz seines Amtes die Finanzen zu verwalten, des Mißbrauchs wegen, den er davon voraussah, lange verwarf. Dieser fromme

 und

a) Dieser Periode hat in H. Soulavie's Ausgabe weder Anfang noch Ende.

und uneigennützige Eifer hat auch kürzlich den Gedanken einer baaren Taxe von 17 Millionen, unter dem Vorwand, die Marine wieder herzustellen, aufgebracht. Der Erzbischof von Narbonne, la Roche Aimon, dem die Vorrechte seiner Stelle eine Art von Herrschaft über die Stände geben, kömmt auf den Einfall, um sich am Hofe beliebt zu machen, ein Schiff anzubieten; die Stände wagen es nicht ihm zu widersprechen; die übrigen Provinzen und Gesammtschaften finden sich gezwungen, dieses Beyspiel zu folgen, wenn sie sich nicht wollen verdächtige Gesinnungen gegen den Staat zu Schulden kommen lassen. Der Prälat, einer der eingeschränktesten seines Standes, und der sich vielleicht gerade darum aus der Armuth zu den höchsten Würden der Kirche aufgeschwungen hat, wird sogleich, in Erwartung des Kardinal-Huts, zum ersten geistlichen Herzog und Pair gemacht.

Ludwig konnte sich lange den Vorschlag des Zehnten nicht einreden lassen. Sein Beichtvater, der Jesuit le Tellier, sieht ihn nachdenkend und traurig, und fragt ihn um die Ursache. Der König gesteht, daß die Nothwendigkeit der Auflagen ihn nicht vor zunehmenden Bedenklichkeiten über den Zehnten schütze. Le Tellier lobt diese Skrupel, als Beweise eines zarten Gewissens; aber zur Erleichterung desselben verspricht er sich mit den Kasuisten seines Ordens zu berathschlagen. Wenige Tage darauf kömmt der unerschrockne Priester wieder, und versichert seinem Beichtsohn, daß sein Gewissen unbeschwert bleiben könne, weil der Fürst der rechte Eigenthümer, der Herr aller Güter seines Reichs sey. Sie erleichtern mich sehr, sagt der König, jetzt bin ich ruhig. Und das Edikt kömmt heraus, auf die Entscheidung des Jesuiten.

An der Hülfe, die Ludwig jetzt bey seinen Unterthanen suchen mußte, fing er an zu merken, daß ein König ein Mensch ist, der Seinesgleichen bedürftig seyn kann.

Der

Der Eingang zu diesem Edikt ist in einem weniger despotischen Styl abgefaßt, als die vorhergehenden. Diesem Monarchen war es, in seinen glänzenden Zeiten, aufgefallen, daß eine Magistratsperson gesagt hatte: Der König und das Reich; er hatte den Redner mit den Worten unterbrochen: das Reich bin ich! So muß es auch seyn, wenn sich das Haupt nicht selbst von dem Körper absondert. Die Gesetze gründen die Sicherheit der Fürsten, die sie ehren.

Das Unglück schien die Begriffe des Monarchen etwas zu verändern. Als der Prévot des Marchands, Bignon, während der Belagerung von Lille, den König im Namen der Stadt anzureden kam, gebrauchte Ludwig, von dem Eifer seiner Unterthanen gerührt, das Wort Erkenntlichkeit; doch konnte er seine eigne Bestürzung über einen Ausdruck, der von seiner Seite so neu war, nicht verbergen. Diese ungewöhnliche Behandlungsart erstreckte sich damals auch auf Privatpersonen, die er nöthig hatte. Samuel Bernard weigerte sich noch, sich in ziemlich starke Verpflichtungen zu Geldvorschüssen einzulassen, als ihn der Finanzverwalter des Marets nach Marly kommen ließ und dort dem König vorstellte, der ihn auf die ausgezeichnetste Art empfing. Das berauschte den Kopf des Financiers, und er that alles, was des Marets wollte.

Viel bitterer waren für ihn die Konferenzen, die zu Gertruydenberg gehalten wurden. Die Vorschläge, die der Prinz Eugen und Marleborough dort thaten, waren die härtesten, doch beobachteten sie in ihren Ausdrücken die Achtung, die sie dem König persönlich schuldig waren; aber die Holländer führten die Sprache plumper Bürger, die sich ihres Glücks überheben. Die Bedingungen, welche die Feinde vorschrieben, bewiesen hinlänglich, daß sie keinen Frieden wollten, und zur Absicht hatten, in das Reich einzufallen, und es zu zerstücken. Ludwig ging

so

so weit, Subsidien anzubieten, um seinen Enkel, Philipp den Fünften, vom Thron stürzen zu helfen. Sie verlangten, daß er es allein übernähme. Unwillen ergriff die ganze Nation, und man war gezwungen den Krieg fortzuführen 1).

Es würde nicht leicht seyn zu entscheiden, was aus Frankreich hätte werden können, wenn durch den Tod des Kaisers Joseph das politische Interesse sich nicht verändert hätte. Wollten die Engländer keinen Zweig vom Französischen Hause auf dem Spanischen Throne sehen, so fürchteten sie die Vereinigung dieser Krone mit der Kaiserwürde auf einem Haupte aus dem Haus Oesterreich eben so sehr, und sie fingen an, auf die Vorschläge von Frankreich zu hören. Marleboroug würde der Königin Anna verdächtig, und die Gemahlin dieses Feldherrn, die durch Hofzänkereyen zu mißfallen anfing, mußte der Königin bald desto unerträglicher werden, weil sie vordem ihre Favoritin gewesen war. Marleboroug verlor das Kommando, und an seiner Stelle erhielt es der Herzog von Ormond. In diesen Umständen schrieb die verwittwete Kaiserin, Mutter des Kaisers Joseph, an Ludwig den Vierzehnten, um ihm den Tod dieses Sohns zu notifiziren; sie fügte hinzu, ihr Trost wäre die Hofnung, ihren zweyten Sohn bald als König von Spanien und Indien ꝛc. zu sehen. Man kann leicht denken, daß dieß Schreiben unbeantwortet zurückgesandt wurde.

Die

1) Ich habe in einem Aufsatz, der von der Hand des Prinz Eugen unterzeichnet war, den Entwurf von der Zerstückelung des Französischen Reichs, mit den ausführlichen und sehr gut überdachten Mitteln dazu, gelesen. Torcier, mein Kollege in der Akademie der schönen Wissenschaften, der für den ersten Dauphin den Auszug der wichtigsten Negotiationen machte, theilte mir diesen Aufsatz mit. Wir zweifelten anfangs an der Unterschrift; nach dem wir sie aber mit der von verschiednen Briefen des Prinzen verglichen hatten, konnten wir sie nicht mehr verkennen. Wie der Aufsatz in unsern Besitz gekommen ist, weiß ich nicht. Er muß im Archiv vom Kabinet liegen.

Die kalte Unerschrockenheit Philipps des Fünften in den Schlachten hatte ihm das Herz der Spanier gewonnen. Fehlten ihm auch die Einsichten eines Feldherren, so besaß er wenigstens die Klugheit über Kriegs-Operationen nicht zu entscheiden; aber in dem Gefecht bey Luzara war er mitten im Feuer, beobachtete alles mit einer ruhigen Neugierde, und äusserte sich nach dem Treffen in eben so bescheidnen als richtigen Urtheilen, nannte diejenigen, deren Tapferkeit er bemerkt hatte, und sprach bloß im Allgemeinen von den Schwächen, die ihm nicht entgangen waren.

Die nothwendigsten Dinge fehlten oft bey seiner Armee. Wie hätten auch, im stärksten Feuer eines Krieges, den man einen Bürgerlichen nennen konnte, die Finanzen von Spanien nicht in Unordnung seyn sollen, da in den ruhigsten Zeiten der Monarchie der Staat oft Zerrüttungen erfahren hat? Seitdem die Könige von Spanien, als Besitzer der Goldgruben von Mexiko und Peru, die gründlichen Reichthümer für erdichtete aufgeopfert haben, sind die Spanier in dieser Rücksicht nichts mehr als die Kassirer von Europa. Daher hat Boccalini gesagt: Spanien sey gegen Europa, was der Mund gegen den Körper sey; alles gehe da durch, und nichts bleibe darinn 1).

Philipp der Fünfte erfuhr, daß kein Hülfsmittel über die Liebe der Unterthanen geht. Die Spanische Nation, bey

1) Ich habe in einem Briefe des Bischofs von Rennes, Vaureal, der im Jahre 1744 unser Bothschafter in Madrid war, gefunden, daß die Räthe von Arragonien, denen ihre Besoldung nicht ausgezahlt wurde, den König um die Erlaubniß ansprachen, betteln zu dürfen. Noch fällt mir hier ein, daß 1701 für den General der Jesuiten eine Kiste mit Chokolate mit der Flotille ankam; weil aber das Gewicht der Aufschrift nicht entsprach, öfnete man sie und fand Goldstangen mit Chokolate darüber gedeckt. Die Regierung schickte die Stangen in die Münze, und ließ eine Kiste voll wirklicher Chokolate den Jesuiten zustellen, die nichts anders zurück verlangen durften.

bey welcher sich das meiste Ehrgefühl erhalten hat, eifernd für den Eid, den sie diesem König geleistet hatte, that heldenmäßige Dinge, um ihn zu erhalten, und setzte es auch allein durch. Die Spanier gaben ihr Silberzeug für die Besoldung der Truppen her, das Kirchengeräth wurde dazu angewandt; die Ehre erstickte bey einem frommen Volk alle Bedenklichkeiten, die sich die Heucheley anderswo zu Nutze gemacht hätte. Auf den Kanzeln wurde nichts gepredigt, als Treue gegen den König. Wer nicht zu der gemeinen Wohlfahrt mit beytrüge, wurde für einen Feind des Staats erklärt. Mitten in Madrid konnte der Erzherzog das Volk nicht verhindern zu rufen: es lebe Philipp der Fünfte 1)! der Marquis von Mansera, ein hundertjähriger Greis, wollte dem König nach seinem Zufluchtsort folgen, dieser verbot es ihm aber. Der Erzherzog versuchte, sich von Mansera den Eid leisten zu lassen, aber er antwortete, daß er dem König gehuldigt hätte und ihn nicht verrathen würde. Der Erzherzog störte die Ruhe des tugendhaften Greises nicht 2).

Die unterste Klasse der Unterthanen bewies eben so viel Treue als die Großen. Als die Königin Madrid verlassen mußte, vertraute sie ihr ganzes Geschmeide, und unter andern die berühmte Perle, die Peregrina, einem Französischen Bedienten, Namens Vasü, der sie nach Frankreich brachte.

Diese

1) Der folgende Zug kann seiner Sonderbarkeit wegen in Memoiren entschuldigt werden. Als der Erzherzog sich Madrids bemächtigt hatte, mischten sich die gefährlichsten Freudenmädchen unter seine Truppen, und brachten ihm mehr Menschen um, als eine Schlacht gethan hätte. Um ihren Patriotismus unverkennbar zu machen, rühmten sie sich, den Truppen des Königs sich entzogen zu haben.

2) Er starb im Alter von 107 Jahren, nachdem er sich viele Jahre von nichts als Chokolate und glacirtem Obst genährt hatte.

Diese Prinzessin, die eine Tochter des Herzogs von Savoyen, Victor Amadeus, und die jüngere Schwester der Herzogin von Bourgogne war, wurde von den Spaniern angebetet, und ihr Andenken ist in diesem Lande noch heilig: Lange nach ihrem Tode rief das Volk, wenn die zweyte Gemahlin Philipps des Fünften vorbeyging: Viva la Savoyana. Ihr Muth war über alle Unglücksfälle erhaben, keine Uebel rührten sie als die ihre Unterthanen betrafen, keine Gefahr erschütterte ihren Geist. Hätte sie die Spanische Krone verloren, so war sie fest entschlossen nach Indien zu gehen. Sie starb am 14 Februar 1714, zu früh für das Glück der Völker und für das Beyspiel der Fürsten.

Nie mußte der Erzherzog besser überzeugt seyn, daß er nicht in Spanien regieren würde, als da er Meister von der Hauptstadt war. Mag die Gewalt auch Kronen verschaffen, so werden sie doch nur von der Liebe der Völker befestigt. Der Erzherzog fand in Madrid durchgängig Widerwillen gegen sich, und Anhänglichkeit für Philipp. Doch dauerte zwischen ihnen der Krieg noch einige Zeit fort, nachdem die andern Mächte schon Frieden geschlossen hatten.

Während daß alle Unfälle des Kriegs über Ludwig den Vierzehnten zusammenstürzten, mußte er auch noch alles häusliche Leiden erfahren. Er sah in weniger als einem Jahre drey Generationen verlöschen. Der Dauphin, sein einziger Sohn, stirbt den 14 April 1711. Der Herzog von Bourgogne, nach ihm Dauphin geworden, stirbt das folgende Jahr, am 18 Februar, sechs Tage nach seiner Gemahlin. Drey Wochen darauf, den 8 März, folgt ihnen der Herzog von Bretagne, der älteste ihrer Söhne, in das Grab. Paris sah in demselben Leichenwagen Vater, Mutter und Kind eingeschlossen. Der Herzog von Anjou, heute Ludwig der Funfzehnte, der einzige Sprößling der absteigenden Linie, fand

sich

sich in naher Todesgefahr. Die Herzogin von Ventadour, seine Gouvernante, bewies dabey einen um so seltneren Muth, als sie für die Folgen zu stehen wagte; sie entfernte alle Aerzte, und voll von den schwarzen Gedanken, die so viele und so nah auf einander erfolgte Todesfälle veranlaßten, gab sie ihm Gegengift 1). Das Mittel mochte nun nothwendig seyn oder nicht, man hatte das Glück dieß Kind zu erhalten, das dem Staat so theuer war.

An dem Tode des ersten Dauphin, der die Blattern hatte, fand man nichts unnatürliches, aber mit dem Herzog von Bourgogne, seiner Gemahlin, und dem Herzog von Bretagne, verhielt es sich anders. Da sie alle drey fast im nämlichen Augenblick dahin waren, zweifelte man nicht, daß es die Wirkung eines Gifts gewesen wäre. Fagon, erster Königlicher Leibarzt, und Boudin, Arzt der Kinder des Königlichen Hauses, sagten es verstohlen, mit einer scheinbaren und verabredeten Furchtsamkeit, die ihre Reden nur glaubwürdiger machte. Marechal, erster Wundarzt, behauptete das Gegentheil, und führte viele Beyspiele ähnlicher Krankheiten an; aber er selbst schien weniger überzeugt, als bemüht den König zu trösten, und diese schrecklichen Ideen von ihm zu entfernen. Der junge Herzog von Anjou, der schwach und kränklich blieb, und wie man glaubte, durch ein Gegengift dem Tod entrissen worden, schien ein Beweis zu seyn, daß der Vater und die Mutter durch Gift umgekommen wären. Man führte noch an, das erste Symptom der Krankheit bey der Herzogin von Bourgogne sey ein lebhafter Schmerz an den Schläfen gewesen, auf welchen Fieber gefolgt sey; sie habe kurz vorher eine Prise Spanischen

1) Die Gräfin von Verüe gab dieß Gegengift her, das sie aus Turin mitgebracht hatte, wo sie als Maitresse des Herzogs von Savoyen Victor vergiftet worden war.

schen Taback genommen, auf ihre Aussage habe man überall nach der Dose gesucht, die nicht mehr zu finden gewesen sey.

Der Verdacht, welcher aus diesen durch das ganze Reich verbreiteten Gerüchten entsprang, fiel ganz allein auf den Herzog von Orleans, den nachmaligen Regenten, und es wurde bald zur lauten und öffentlichen Beschuldigung. Er war darüber so bestürzt, daß er den König ansprach, um sich mit Hombert, einem berühmten Chymisten, bey dem er Unterricht genommen hatte, gefangen stellen zu dürfen, bis die Verläumdung erwiesen und zerstört wäre. Der König, durch die Feinde seines Neffen eingenommen, war im Begriff den Vorschlag zu genehmigen; aber Marechal brachte ihn davon ab, und hatte den Muth ihm vorzustellen, daß ein solcher Ausbruch diesen Verdacht, der außerdem sich von selbst zerstören müßte, in der Einbildung des Volkes zur Gewißheit umwandeln würde, daß die Rechtfertigung des Herzogs den Flecken einer so unwürdigen Beschuldigung nicht auslöschen würde, und daß der Beweis seiner Unschuld noch auf Rechnung der Nachsicht eines Fürsten, der sein Blut nicht entehren wollte, geschrieben werden würde. Marechal erinnerte hierbey den König an ein Wort, das er ihn selbst über seinen Neffen hatte sagen gehört.

Der Herzog von Orleans hatte eine Krankheit gehabt, während deren er vom Marechal fleißig besucht worden war. Sie hatten zusammen verschiedene Unterredungen über wissenschaftliche Gegenstände. Marechal sprach mit dem König von dem weitumfassenden Verstand und den mannichfaltigen Kenntnissen des Prinzen, die er bey dieser Gelegenheit mit Erstaunen kennen gelernt hatte. Sire, sagte er, wenn der Herzog von Orleans ein bloßer Privatmann ohne Vermögen wäre, er hätte mehr als zehn Mittel sein Brod mit Ehren zu verdienen; und außerdem ist er der beste Mann von der Welt. Der

König stimmte ihm bey, was die Fähigkeiten des Prinzen anbelangte, und vollendete das Gemälde mit einem Zug: Wissen Sie was meinem Neffen fehlt? Er ist ein Windbeutel, der für einen Bösewicht gelten möchte a).

Die Sache blieb hierbey stehen; aber der Verdacht hat sich lange erhalten. Man wollte nicht in Erwägung ziehen, daß Fagon und Boudin ihren Vortheil dabey suchten, die Unzulänglichkeit ihrer Kunst zu rechtfertigen. Der erste war eine Kreatur der Frau von Maintenon, und nahm Theil an ihren Gesinnungen wider den Herzog von Orleans, der sie durch unvorsichtige Reden, die ihm über sie entwischt waren, erbittert hatte. Boudin verlor alles durch den Tod der Prinzen, er verdankte Fagon seine Existenz, und hatte sich den Herzog schon so sehr zum Feind gemacht, daß er in der Folge alles von ihm befürchtete, wenn er ihn nicht zu verderben suchte. Die Entwürfe der Frau von Maintenon hatten mehr Beziehung als bloß eine kleine weibliche Rache.

Sie konnte den Tod des Königs nicht sehr entfernt glauben. Während der Minderjährigkeit des Nachfolgers, fiel die Regentschaft, da Philipp der Fünfte in Spanien blieb, auf den Herzog von Berry, dessen Geist sich leicht von dem Herzog von Orleans unterjochen lassen würde. Starb jener, (was auch wirklich geschah) so wurde der Herzog von Orleans Regent. Zu ihrer eignen Sicherheit also, im Fall sie den König überlebte, war ihr Gedanke sich eine Stütze zu bereiten, gegen einen Prinzen, den sie fürchtete.

Sie

a) Ein so vernünftiges und zugleich menschliches Urtheil machte dem König unstreitig Ehre. Aber lustig ist es zu sehen, wie der Herzog von Saint-Simon in seinen Memoiren nicht aufhören kann diesen Götterspruch zu bewundern.

Sie hatte von jeher an der Erhebung der natürlichen Kinder des Königs gearbeitet, und am meisten zum Vortheil des Herzogs vom Maine, dessen Gouvernante sie gewesen war. Wir werden sehen, wie stuffenweise der König seine natürlichen Kinder auf den höchsten Gipfel zu erheben suchte.

Frau von Maintenon fand in ihren Bemühungen den Herzog von Orleans in der öffentlichen Meynung zu stürzen nur zu viel Leichtigkeit. Dieser Prinz, so unfähig er einer bösen oder niedrigen Handlung war, hatte durch Unvorsichtigkeiten, durch eine zügellose Zunge, durch die schmuzigste Lebensart, die übelste Meynung von sich gegeben, die durch die hohen Begriffe die man von seinem Verstand hatte nur noch verschlimmert wurde. Man sprach damals viel von Vergiftungen, und da der Verdacht den Herzog einmal zu treffen angefangen hatte, erwachte er bey jeder Veranlassung von neuem.

Ein Franziskaner, Namens Augustin le Marchand, aus einem Kloster in Poitou, war abtrünnig geworden und hatte sich bey den französischen Truppen, die in Spanien dienten, anwerben lassen. Er lief nachher zu dem Erzherzog über. Ohne mich bey den verschiedenen Abentheuern dieses Elenden aufzuhalten, brauche ich hier nur zu sagen daß er sich übler Absichten gegen die Person des Königs von Spanien verdächtig gemacht hatte und im Begriff war arretirt zu werden, als er die Flucht nahm. Chalais, Neffe der Prinzessin des Ursins, folgte ihm auf die Spur, und erwischte ihn zu Bressuire in Poitou, in einem Franziskanerkloster, (den 22 May 1712). Man brachte ihn in die Bastille, wo der Polizeilieutenant d'Argenson allein beordert wurde ihn zu vernehmen. In einem Bündel den er bey sich trug fand man mehrere Päktchen mit Arsenik, dessen er sich bey verschiednen Arzneymitteln zu bedienen vorgab.

Sein vergangenes Leben, sein Verkehr mit den Oesterreichern, und verschiedne Widersprüche oder Dunkelheiten in seinen Antworten, gaben Anlaß ihn für ein Werkzeug des Hauses Oesterreich zu halten, wider welches man entsetzlich eingenommen war. Man war überzeugt daß Mansfeldt, Leopolds Bothschafter zu Madrid sich der Gräfin von Soissons bedient hätte, um die Königin von Spanien, Maria von Orleans, Tochter von Monsieur, und Gemahlin Karls des Zweyten, vergiften zu lassen. Der Tod des Churprinzen von Bayern, der durch Karls erstes Testament zur Nachfolge in Spanien ernannt war, wurde den nämlichen Mitteln zugeschrieben. In einem Auffsatz des Prinz Eugen an den General Merci, den man in seiner Chatoulle nach seiner Niederlage in Franche=Comté fand, standen die Worte: Frankreich muß in die engsten Gränzen zurückgetrieben werden, und wenn man es durch die Waffen nicht erlangen kann, muß man wieder zu den großen und bekannten Mitteln schreiten. So zweydeutig diese Worte sind, so bieten sie doch keinen günstigen Sinn dar.

Wenn diese Beschuldigungen gegen das Haus Oesterreich damals gegründet waren, was ich zu bejahen mir nicht getrauen würde, so muß man bekennen, daß der Wiener Hof sich sehr geändert hat. Kein Feind ist jemahls dort so gefürchtet und so gehaßt worden, als der König von Preußen, und niemals ist auf die Kaiserin Königin der mindeste Verdacht einer solchen schwarzen Absicht gefallen.

Wie sich die Sache auch verhalten mochte, so wurde der Franziskaner, nach einer dreymonathlichen Haft in der Bastille, nach Spanien gebracht, und in dem Thurm zu Segovia eingesperrt, wo er über zwanzig Jahre gelebt hat.

Was

Was auf den Gedanken brachte daß der Herzog von Orleans sich in eine Unternehmung wider den König von Spanien eingelassen haben konnte, war eine frühere Beschuldigung, daß er, zu der Zeit da die Armee in Spanien unter seinem Kommando stand, Philipp den Fünften vom Thron zu verdrängen gestrebt hätte. Das Wahre davon war, daß man in einem Augenblick, wo Philipps Sache verzweifelt schien, muthmaßte dieser König würde Spanien verlassen um in Indien zu regieren. Die Freunde des Herzogs von Orleans riethen ihm damals auf die Spanische Krone, von seiner Großmutter, Anna von Oesterreich, her, Anspruch zu machen. Er ließ sich für den Fall, daß Philipp der Fünfte die Regierung fahren ließe, auf dieses Projekt ein; und als er nach Frankreich wieder kehrte, blieben Flote und Renaut, zwey Offiziere die seine Vertraute waren, mit dem Auftrag zurück, in dieser Hinsicht eine günstige Stimmung in den Gemüthern zu unterhalten. Man weiß nicht, wie weit diese Agenten ihre Vollmacht ausdehnten, aber sie wurden beyde arretirt, und der König von Spanien ließ sich von der Prinzessin des Ursins, die seine Favoritin und eine Feindin des Herzogs war, bewegen nach Frankreich zu schreiben, und deshalb Gerechtigkeit zu fordern. (1709).

Die Beschuldigungen mußten schwer seyn, denn der Kanzler Pontchartrain hatte Befehl vom König alles anzustellen, um den Proceß förmlich zu inquiriren. Man stand im Begriff den Herzog verhaften zu lassen, als der Kanzler dem König vorstellte, daß es wider das Völkerrecht seyn würde, einen Mann, der eines auswärts begangenen Verbrechens beschuldigt würde, in Frankreich gerichtlich zu verfolgen. Ist der Herzog von Orleans, sagte er, in Spanien schuldig, so kann und muß man ihm dort den Proceß machen; gegen die Französische Krone aber liegt ihm nichts zu Schulden, also kann er

in einem Staate, der vielmehr sein Zufluchtsort seyn muß, nicht angegriffen werden. Dieses Vertheidigungsmittel war, in dem Fall eines Majestätsverbrechens gegen einen König aus dem Hause Frankreich, allenfalls noch anzufechten; aber Ludwig hielt für gut sich damit zu begnügen, und man ließ die Sache fallen.

Der Handel mit dem Franziskaner hatte nicht den mindesten Bezug auf den Herzog von Orleans. Ich habe das ganze Verhör gelesen, und ich habe nicht gefunden, daß Argenson einigen Anlaß gehabt hätte dem Herzog einen andern Dienst zu erweisen als den, die Wahrheit zu sagen. Er suchte inzwischen doch sich gegen den Prinzen damit geltend zu machen, indem er ihm zu verstehen gab, daß er diese Gelegenheit benutzt hätte, um verschiedne andre ungünstige Eindrücke bey dem König zu vertilgen.

Es scheint als ob bey der Regentschaft jeder Argwohn hätte verschwinden müssen, der bis dahin gegen den Herzog bestanden haben mochte. Und doch ließ sich die Verläumdung immer noch hier und da heimlich heraus. Aber wie kann man sich einbilden, daß ein Prinz, der unter Ludwig dem Vierzehnten zitterte, damals die kühnsten Verbrechen begangen hätte, und vor dem letzten, da es darauf ankam den Thron zu besteigen und er allmächtig war, stehen geblieben wäre? das Leben Ludwigs des Funfzehnten ist der Beweis der Unschuld des Herzogs von Orleans.

Von dieser Abschweifung wollen wir zu den Prinzen zurückkehren, die sie veranlaßt haben.

Der Dauphin Ludwig, Sohn Ludwigs des Vierzehnten, hatte etwas Sanftes und Gutherziges in seinem Charakter; weiter geht aber auch sein Lob nicht. Er hatte versäumt Kenntnisse zu erwerben, die der Beschränktheit seines Kopfes abgeholfen hätten. Bossüets und Montausiers Erziehung bewies blos an ihm, daß die

Kuß

Kultur über einen undankbaren Boden wenig vermag. Weder Laster noch Tugenden glänzten hier hervor, er brachte sein Leben so dunkel zu als sein Rang es ihm erlauben konnte, und kannte kein Mittel gegen die Langeweile, als die Tafel und die Jagd. Mit einem Wort, er war der ehrlichste Mensch und der mittelmäßigste Fürst. Er hatte gegen seinen Vater eine scheue Ehrfurcht, die er für kindliche Liebe hielt, er behandelte ihn mehr wie seinen König als wie seinen Vater, so wie dieser mit ihm mehr wie mit einem Unterthan als wie mit einem Sohn umging. Bey dem Volke war er durch seine Herablassung sehr beliebt, und weil man ihm, der ohne allen Einfluß war, keinen Antheil an dem Ungemach das man litt, zuschreiben konnte.

Ohne ein zarteres Gefühl zu kennen, sogar ohne Galanterie, hatte er einige Maitressen, und endigte wie sein Vater mit einer Gewissensheyrath. Mademoiselle Choin war es die ihn zu fesseln wußte; sie war bey seiner natürlichen Schwester, der Prinzessin von Conti-Valiere Hofdame gewesen. Sie war nicht schön, aber mit vielem Verstand und dem besten Herzen wurde sie von allen, die mit ihr umgingen, geliebt und geschätzt. Einige von diesen habe ich gekannt. Sie hat nie ein eingerichtetes Haus, nicht einmal eigne Equipage gehabt, sie hatte sich auf eine einfache Wohnung bey la Croix, General-Receptor der Finanzen, eingeschränkt. Ihr Umgang mit dem Dauphin war lange heimlich, ohne weniger bekannt zu seyn. Dieser Prinz theilte seinen Aufenthalt zwischen dem Hof seines Vaters, und seinem Schloß zu Meudon. Wenn er nach Meudon kam, begab sich Mademoiselle Choin in einem Miethwagen ebenfalls dahin, und fuhr auf die nämliche Art zurück, wenn er wieder nach Versailles ging.

Ohngeachtet dieses einfachen Betragens, das einer anspruchlosen verborgenen Maitresse zukam, schien doch

alles von einer heimlichen Vermählung zu zeugen. Der fromme König, der anfangs einiges Mißvergnügen geäußert hatte, erbot sich zuletzt gegen seinen Sohn, Mademoiselle Choin öffentlich zu sehen, und ihr sogar eine Wohnung in Versailles anzuweisen; aber sie schlug es immer aus, und bestand auf die Lebensart die sie sich vorgeschrieben hatte. Uebrigens erschien sie zu Meudon ganz wie Frau von Maintenon in Versailles war, blieb auf ihrem Lehnstuhl sitzen, wenn der Herzog und die Herzogin von Bourgogne und die Herzogin von Berry zu ihr kamen, was oft geschah, und nannte sie den Herzog, die Herzogin, ohne weitern Zusatz, wenn sie von ihnen und in ihrer Gegenwart sprach, der Herzog von Bourgogne war der einzige den sie Monsieur nannte, wenn sie von ihm sprach, weil sein ernsthaftes Benehmen zur Vertraulichkeit nicht aufmunterte, dahingegen die Herzogin von Bourgogne mit eben den kleinen Liebkosungen mit ihr umging, wie mit der Frau von Maintenon. Die Favoritin von Meudon hatte also ganz das Ansehen und den Ton einer Stiefmutter; und da sie von Natur gegen niemanden übermüthig war, so mußte man auf eine würkliche Heyrath schließen. Wenn ich mir diese kleinen häuslichen Details erlaube, so geschieht es, weil sie die richtigsten Begriffe von den Personen geben.

Um den Charakter dieses Mädchens vollends auszumahlen, will ich noch einen Zug von ihrer Uneigennützigkeit anführen. Der Dauphin gab ihr kurz vor einer Reise, die er nach der Armee that, sein Testament zu lesen, durch welches er ihr ein großes Vermögen zusicherte; aber sie zerriß es und sagte: so lange ich Sie behalten werde, kann es mir an nichts fehlen; und sollte ich das Unglück haben Sie zu verlieren, so würde ich an tausend Thaler Einkünften genug haben. Sie bewies es auch beym Tode des Dauphins, denn sie bezog sogleich ihre alte und erste Wohnung zu

Pa=

Paris wieder, und da hat sie mehr als zwanzig Jahre, in der Ausübung guter Werke verlebt, mit einer kleinen Anzahl wahrer Freunde, die ihr geblieben waren, und von einem Haufen alberner Hofschranzen befreyt, die sich ohne Vorbereitungen und ohne Schaam von ihr entfernt hatten. Sie ist 1730 gestorben.

Bey dem Tode des ersten Dauphin gab der König dem Herzog von Bourgogne diesen Titel. Wenn dieser Prinz regiert hätte, es wäre die Regierung der Gerechtigkeit, der Ordnung, und der guten Sitten gewesen. Ich werde die Verirrungen seiner ersten Jugend nicht verschweigen, die ihn vollkommener bezeichnen, und vielleicht gar sein Verdienst erhöhen. Man muß sie der Erziehung seiner Kinderjahre allein zurechnen, da in diesem Alter die Schwachheit der Organe selbst den Eindrücken so viel Stärke giebt, daß sie sich oft durch ein ganzes Leben erhalten. Fast mit dem Augenblick der Geburt sollte die Erziehung angehen oder vorbereitet werden. Und diese ersten kostbaren Jahre der Fürsten werden unwissenden, schwachen, eiteln, schmeichelnden Weibern Preiß gegeben, die ihnen von nichts als von ihrer künftigen Macht vorschwatzen. Wenn die Kinder des Staats in die Hände der Männer übergehen, so finden diese Hofmeister, wenn sie ihrer Stelle würdig sind, mehr zu zerstören als zu erbauen an ihren Zöglingen.

An einem abergläubischen Hof erzogen, wo die Frömmigkeit, und mehr noch die Heucheley als Mode mitgemacht zu werden anfing, wurde der junge Prinz bloß zu den Uebungen einer kleinlichen Andächteley angewiesen, womit man sich die Grundsätze der Tugend ersparte. Das war der Unterricht seiner Jugend. Glücklicher Weise kam er in die Hände der Männer, denn Männer gab es damals noch, und wenn die Könige sie suchen, sie finden sie oder schaffen sie hervor. Der weise Beauvilliers, sein Hofmeister, der tugendhafte

Fenelon, sein Präceptor, erfuhren hier wie schwer es ist die ersten Eindrücke auszulöschen. Mit allen Gewohnheiten der Frömmigkeit ließ ihr Zögling doch nichts blicken als Hochmuth, Härte, Unachtsamkeit, Verachtung aller Pflichten die man ausserhalb der Kirche erfüllt. Auf dem Feldzuge, den er in Flandern that, begleitete ihn der König von England Jacob der Dritte, der unter dem Namen des Ritters von Saint-George als Freywilliger in der Armee diente. Anstatt ihm die Achtung zu bezeugen, die einem unglücklichen Fürsten zukömmt, behandelte ihn der Herzog mit einem beleidigenden Leichtsinn. Gamache, einer von den Hofleuten die zu seiner Bedienung angewiesen waren, sagte ihm, in seinem Unwillen über eine so ununterbrochen fortgesetzte Unschicklichkeit, mit wahrhaft ritterlicher Freymüthigkeit: Ihre Art mit dem Chevalier Saint-George umzugehen bezieht sich wahrscheinlich auf eine Wette; wenn das ist, so haben Sie die Wette gewonnen; behandeln Sie ihn also hinführo doch artiger. Ein andermal sagte er, ungeduldig über die läppischen Streiche des Prinzen: Sie mögen Kindereyen treiben so viel Sie wollen; der Herzog von Bretagne, Ihr Sohn, bliebe doch Ihr Meister darinn. Nach einer langen Station die der Prinz in der Kirche hielt, während daß man die Truppen musterte, sagte Gamache zu ihm: Ich weiß nicht, ob Sie das Himmelreich erlangen werden, was aber das Reich der Erde betrift, so schicken sich der Prinz Eugen und Marleboroug besser dazu an als Sie.

Endlich aber entwickelten sich plötzlich die Keime einer glücklichen Anlage, die von der ersten Erziehung fast erstickt worden waren. Beauvilliers und Gamache drangen durch. Bossüet war unvermögend geblieben seinem Zögling seine Geisteskräfte mitzutheilen; Fenelon wußte dem seinigen seine Tugenden einzuflößen. Aber

die

die Verwandlung war so schnell, daß sie der Herzog von Bourgogne hauptsächlich sich selbst zu verdanken hatte.

Sokrates rühmte sich, den lasterhaften Charakter den er von der Natur erhalten hatte, durch die Bemühungen der Philosophie verbessert zu haben. Der Herzog von Bourgogne hätte sich das nämliche Lob geben können, aber er schrieb seine Veränderung der Religion zu, die ihm verbot sich damit zu brüsten, und dieß gab ihm eine Tugend mehr die Sokrates fehlte. Er war von Natur unmäßig, jähzornig, heftig, hochmüthig, voll Verachtung, Prachtliebe und Sucht nach Zerstreuungen. Er machte sich mäßig, nachsichtig, geduldig, bescheiden, menschenfreundlich, sparsam, seinen Pflichten zugethan.

Seine Grundsätze waren: Die Könige seyen für die Unterthanen gemacht, und nicht die Unterthanen für die Könige; sie müßten mit Gerechtigkeit strafen, weil sie die Hüter der Gesetze wären; sie müßten Belohnungen ertheilen, weil diese Schulden wären; nie Geschenke machen, weil nichts ihnen eigen gehörte und sie nur auf Kosten der Völker verschenken könnten. Diese gewagten Sätze zog er aus seiner eignen Urtheilskraft, und er hatte den Muth sie mitten am Hof vorzubringen.

Er versagte sich ein Geräthe, zu welchem er Lust hatte, das er aber zu theuer fand, und antwortete einem Höfling, der ihm anrieth seinen Geschmack zu befriedigen: Dem Volk ist das Nothdürftige nur dann gesichert, wenn der Fürst sich das Ueberflüssige versagt.

Der Erfüllung der Religionspflichten, die dem Volke Ehrfurcht gegen die Gottheit einflößen, opferte er nur die Vergnügungen, nicht die Geschäfte auf. Der König sein Großvater, den eine Frömmigkeit, die mit mehr Zwang verbunden war als die seinige, zuweilen verlegen machte, und vielleicht etwas beschämte,

sagte

sagte ihm an einem Feyertage, er sollte sich den Nachmittag in dem Staatsrath einfinden, wofern, setzte er hinzu, Sie nicht etwa lieber in die Vesper gehen wollen. Der Prinz stellte sich beym Staatsrath ein, aber er schlug am nämlichen Tage aus, einem Balle beyzuwohnen, weil es keine Pflicht wäre, und er die Nachtruhe vorzöge, die ihn für die Arbeit des folgenden Tages geschickt machte. Er billigte sehr, daß die Prinzessin, seine Gemahlin dabey wäre; ihre Pflicht war zu gefallen. Er tadelte keine von den Vergnügungen, wie Bälle, Feste, Spectakel, aber er hielt sie nur dem Müssigang zu gute.

Voll Ehrerbietung gegen den König, und zurückhaltend mit Aeusserungen über die Regierung, lag bloß in seiner Aufführung ein stillschweigender Tadel derselben. Die frechen Religionsverächter hätten seine Regierung fürchten können, die Philosophen hätten sie gesegnet; die Priester wären es wohl nicht gewesen die sich am meisten eines Fürsten zu erfreuen gehabt hätten, der die Vortheile der Religion über die ihrigen setzte.

Der König lernte täglich die vorzüglichen Eigenschaften seines Enkels mehr schätzen, und befahl den Ministern bey ihm zu arbeiten. Allmählich kam er an die Spitze aller Geschäfte, und erwarb sich, von seinem eignen Großvater, jene persönliche Ehrerbietung die der Tugend gebührt. Die fremden Mächte hofften, daß dieser Fürst den Frieden und das Glück von ganzen Europa gründen würde, indem er die Französische Monarchie auf einen Fuß setzen würde, wo sie geehrt, wenn auch nicht gefürchtet werden müßte. Sein Tod war also ein Trauerfall für die ganze Menschheit.

Der Pabst Klemens der Eilfte (Albani) bezeugte seinen Schmerz durch oberpriesterliche Exequien 1).

Die

1) Diese Exequien wurden ehemals in Rom unsern Königen und in Paris den Päbsten gehalten. Der römische Hof verweigerte

Die Herzogin war ihrem Gemahl nur um sechs Tage voraus in das Grab gegangen. Nie besaß ein Weib die Kunst zu gefallen in einem höhern Grad. Durch tausend Reitze verführerisch, gewann sie bald die Freundschaft des Königs und der Frau von Maintenon. Aus Discretion getraute sie sich nicht der alten Sultanin den Namen Mutter zu geben; aber sie nannte sie ihre Tante. Unter ihre Liebkosungen durfte sie oft wagen manchen beissenden Schmerz zu mischen. Wissen Sie wohl, Tantchen, sagte sie einmal vor dem König, warum in England die Königinnen besser regieren als die Könige? Weil bey den Königinnen die Männer regieren, und bey den Königen die Weiber. Ihre Lebhaftigkeit trieb sie zuweilen weiter als sie selbst wollte; aber sie wußte ihre Zeit abzupassen. Einmal da sie den König über die Frömmigkeit ihres Gemahls ungeduldig sah, sagte sie: Ich möchte vor meinem Mann sterben, und dann wieder kommen um ihn mit irgend einer Nonne verheyrathet zu sehen. Sie konnte auch einen ernsthaften Ton annehmen, und diesen lehrte sie ihr Gefühl bey schicklichen Veranlassungen. Sie sollte zu einer Zeit da die Kriegsflamme am stärksten wüthete, in dem Salon zu Marly spielen: Und mit wem will man daß ich spiele? Mit Weibern, die für ihre Männer, für ihre Kinder, für ihre Brüder zittern, während daß ich für den Staat zittere?

Sie bemerkte einstens, daß die Herzogin von Bourbon, und die Prinzessin von Conti, beyde natürliche Töchter des Königs, eifersüchtig über den Abbruch, den sie durch die Freude ihres Vaters an ihr zu leiden glaubten,

te sie für Heinrich den Dritten, der in den Kirchenbann gethan worden war; und man hörte auf, sie in Paris für die Päbste zu halten.

ten, über ihre kleinen Thorheiten die Achsel zuckten; sie nahm die Gelegenheit wahr, um in ihrer Gegenwart unter Hüpfen und Lachen zu sagen: ich weiß recht gut daß in allem, was ich vor dem König sage und thue, kein Bischen Vernunft ist; aber er hat mein Lärmen nöthig, und er soll es haben. Ich werde darum doch — hier sah' sie die Prinzessinnen an, und fuhr fort zu lachen — einmal ihre Königin seyn.

Dieses verführerische, dem König so theure, kindische Geschöpf verrieth darum den Staat nicht weniger, indem sie ihren Vater, damals Herzog von Savoyen und unser Feind, von allen Kriegsprojekten, die sie zu lesen bekommen konnte, benachrichtigte. Der König erhielt den Beweis davon durch die Briefe die nach ihrem Tode in ihrer Chatoulle gefunden wurden. Die kleine Spitzbübin, sagte er zur Maintenon, hinterging uns!

Da ich noch von dem was die Jesuiten betrifft zu handeln haben werde, so will ich hier, bey Gelegenheit des Todes der Herzogin von Bourgogne, die Meynung bekannt machen die man in dem glänzendsten Zeitpunkt ihrer Regierung am Hof von ihnen hatte.

Unter allen Handlungen welche der Katholicismus gebietet, sollte, was die Wahl des Priesters betrifft, die Beichte die freyeste seyn, und diese war in dem königlichen Hause, zumal in der Familie, gerade die gezwungenste. Der Dauphin hat gemeiniglich den nämlichen Beichtvater als der König sein Vater; dieser Gebrauch könnte die protestantischen Könige lüstern nach der Beichte machen.

Unter Ludwig dem Vierzehnten waren alle Gewissen des königlichen Hauses in den Händen der Jesuiten; aber es lag nur an ihm wahrzunehmen, wie viel Antheil die Furcht die er einflößte, oder der Wunsch ihm zu gefallen, daran hatte.

So

So wie die Herzogin von Bourgogne in Gefahr schien, zeigte sich der Jesuit la Rüe, ihr gewöhnlicher Beichtvater, um sie zum Tode zu bereiten. In diesem Augenblicke, wo man auch die Könige nicht mehr fürchtet, äußerte sie einen solchen Widerwillen, daß der kluge Jesuit, um seiner Gesellschaft einen ärgerlicheren Auftritt zu ersparen, sich gegen die Prinzessin erklärte, wenn sie auf einen andern mehr Vertrauen setzte als auf ihn, so wollte er ihn holen. Sie nannte ihm sogleich Bailli, einen Priester von der Versailler Pfarrey. Als sich dieser nicht fand, forderte sie einen Pater Noël, Barfüßer Ordens; was eine sehr entschiedne Abneigung gegen die Jesuiten bewies, zumal da Bailli des Jansenismus, (in den Augen des Königs der schwärzeste aller Flecken) sehr verdächtig war. Die Jansenisten waren damals im Besitz der öffentlichen Achtung. Dieser bestimmte Widerwillen gegen die Gesellschaft hatte mehr Beyspiele. Heinrich Julius von Bourbon-Condé hatte auf dem Todbette den Beystand des Pater la Tour gefordert, der General von der Kongregation de l'Oratoire war den Jesuiten ein Gräuel 1), und dem König sehr mißfällig. Freylich betrug sich der Prinz noch in der Art zu sterben als Hofmann. Er ließ den Pater la Tour in einem Miethwagen holen, man führte ihn, wie zu einem galanten Abentheuer, durch eine verborgne Treppe herauf; und während dessen versagte man, unter dem Vorwand einer Besserung in den Umständen des Kranken oder eines Schläfchens, dem Pater Lucas, Jesuit, und Titular Beichtvater, den Eintritt zur Hauptthüre; der gute Mann

1) Die Jesuiten suchten lange und vergeblich den Pater la Tour zu verderben. Der König, ungeduldig über die häufig wiederholten Versuche, gebot endlich Stillschweigen. Ich lasse ihn schon, sagte er, seit zwey Jahren beobachten, ohne daß mir etwas Tadelnswürdiges von ihm hinterbracht worden wäre. Entweder muß er tugendhafter seyn als man mirs sagt, oder klüger als wir. Man rede mir nicht mehr von ihm.

Mann war, auf die Nachricht daß es Gefahr hätte, in aller Eile von Rouen hergereist, um der Seele des Prinzen habhaft zu werden; aber sie entwischte ihm.

Der Prinz schickte alle Jahre, zu Ostern, eine Postchaise die den Pater Lucas in Rouen abholte, und ihn wieder zurückbrachte. Dießmal machte er den Weg auf der Landkutsche, und kehrte mit der nämlichen Fuhre wieder nach Rouen.

Die Prinzessin Louise Maria Stuart, Tochter Jakobs des Zweiten, schied sich im Sterben von ihrem Jesuiten, und nahm den Pfarrer von Saint Germain. Ihr Bruder hielt es eben so, als er in Gefahr war an den Blattern zu sterben. Die Königin von Spanien, erste Gemahlin Philipps des Fünften, vertauschte auf dem Todbette ihren Jesuiten gegen einen Dominikaner.

Die Jesuiten sahen den Einfall des ersten Präsidenten Harlai öfters in Erfüllung gehen. Es fanden sich Jesuiten bey seiner Audienz, nebst Oratorianern; mit Ihnen, sagte der beißende Richter gegen die ersten, muß man leben, und mit Ihnen, indem er sich zu den andern wandte, sterben!

Die häuslichen Leiden Ludwigs des Vierzehnten, deren Schilderung wir jetzt gesehen haben, wurden noch durch keine feste Sicherheit des Friedens gelindert. Man hoffte zwar dahin zu gelangen, seitdem mit den Engländern die Unterhandlungen angegangen waren; aber von Seiten ihrer Alliirten stießen noch immer viele Hindernisse auf 1). Der Sieg den der Marechall Villars

1) Die zwischen Frankreich und England getroffenen Präliminarien wurden schon im Monat Februar 1711. den andern Mächten mitgetheilt. Die Conferenzen zu dem allgemeinen Frieden wurden am 29 Januar 1712. in Utrecht eröffnet. Die holländischen Minister versuchten anfangs die nämliche Sprache fortzuführen wie zu Gertruydenberg, aber der Kardinal Polignac belehrte sie eines bessern. **Meine Herren**, sagte er, die Umstände ha-

lars bey Denain über sie erfocht, erleichterte die Unterhandlungen mit ihnen. Villars, ein Mann mit einer ausgezeichneten Bildung, einem übermüthigen Ausdruck im Gesicht, dem sein Charakter vollkommen entsprach, Windbeutel, aber sehr tapfer, Meister in der Kunst sich mit dem Antheil, den er an dem glücklichen Erfolg einer Unternehmung hatte, zu brüsten, und den er nicht hatte sich beyzulegen, war gerade ein Feldherr für die Franzosen, denen die Lustigkeit, mit Muth verbunden, Vertrauen einflößt. Ein Mann von diesem Charakter rührt und ergreift ihre Imagination weit besser, als ein bescheidner Mann, wenn er nicht, gleich einem Türenne, von einer erhabnen und erkannten Größe ist. Als Villars in die große Welt trat, sagte seine Mutter zu ihm: "rede dem König immer nur von dir vor, und niemals andern." Er redete aller Welt von sich vor, und machte darum nur noch mehr Glück. Doch, seine Bescheidenheit bey Seite gesetzt, ist ihm Frankreich viel schuldig.

Die Schlacht bey Denain, der mehrere Siege folgten, machte die Allirten bereuen, daß sie die zu Gertruydenberg angebotenen Bedingungen von sich gestoßen hatten; und die Artikel des Friedens wurden bald alle festgesetzt. Der die Renunciationen betraf, machte noch die meisten Schwierigkeiten.

Wir haben gesehen wie es Englands vorläufige Forderung war, daß die Kronen von Frankreich und von Spanien nie auf einem und demselben Haupt vereinigt werden konnten. Es kam also darauf an, Philipp den Fünften für sich und seine Nachkommenschaft auf die Französische Krone Verzicht thun zu lassen, und von den Herzogen von Berry und von Orleans eine glei-

haben sich geändert, Sie müssen ihren Ton auch ändern. Wir werden bey Ihnen, von Ihnen, und ohne Sie handeln.

gleiche Verzichtleistung auf die spanische Krone zu erhalten, worauf sie von Anna von Oesterreich her, der Gemahlin Ludwigs des Dreyzehnten, Großmutter des Herzogs von Orleans, und Urgroßmutter des Herzogs von Berry, gemeinschaftliche Ansprüche hatten. Der Letztere hatte außerdem noch die Rechte die ihm von Maria Theresia, seiner Großmutter, Gemahlin Ludwigs des Vierzehnten, zugeerbt waren. Diese Renunciationen wurden für desto nothwendiger gehalten, als Philipp der Fünfte, bevor er sich nach Spanien begab, über die Beybehaltung seiner Rechte auf die französische Krone einen Revers genommen hatte, in der Form desjenigen, den Heinrich der Dritte bey dem Antritt der Polnischen Regierung hatte. Außerdem hatte Philipp der Fünfte gleich im Anfang seiner Regierung 1703 eine auslegende Erklärung über das Testament Karls des Zweyten gegeben, um die Rechte des Herzogs von Orleans auf die spanische Krone zu sichern; und die Rechte des Herzogs von Berry machten einen Artikel des Testaments selbst aus.

Unser Ministerium wandte ein: " „durch die Fundamental-Gesetze von Frankreich sey der nächste Prinz „am Thron der nothwendige Erbe; er folge nach, nicht „als bloßer Erbe, sondern als Herr des Königreichs, „nicht durch Wahl, sondern durch das bloße Recht der „Geburt; er verdanke die Krone weder dem Willen sei„nes Vorfahren noch der Beystimmung irgend eines „Menschen, sondern der Verfassung der Monarchie, „Gott allein; Gott allein könne sie verändern, und jede Verzichtleistung würde unnütz seyn.

„Der Lord Bolingbroke erwiederte:" Sie, in „Frankreich, sind überzeugt, daß Gott allein das Ge„setz, auf welches das Recht der Nachfolge bey Ihnen „gegründet ist, abstellen könne; aber Sie werden uns, in „Großbritannien auch erlauben zu glauben, daß ein Fürst

„durch

„durch eine freywillige Entsagung auf seine Rechte Verzicht leisten kann, und daß derjenige, zu dessen Vortheil diese Entsagung geschieht, von den Mächten „welche die Garantie des Vertrags übernommen haben, „in seinen Ansprüchen mit allem Recht unterstützt werden „kann. Kurz, mein Herr, die Königin befiehlt mir, Ihnen zu sagen: Dieser Artikel sey sowohl für sie selbst, „als für ganz Europa, von einer solchen Wichtigkeit, „daß sie nie einwilligen werde Friedensunterhandlungen „fortzusetzen, wenn die vorgeschlagne Auskunft oder eine „andre eben so zweckmäßige, nicht genehmigt werden „sollte 1).“

Ludwig, der so oft Bedingungen vorgeschrieben hatte, war jetzt nicht im Stande diejenigen die man ihm vorschrieb zu verwerfen, oder nur zu erwägen. Man mußte sich zu den Renunciationen bequemen. Die Engländer hatten sich noch nicht von ihren Alliirten getrennt, die Schlacht bey Denain war noch nicht geliefert, und es war schon eben so viel Wahrheit als Schmeicheley in dem Briefe des Marechal von Villars an den Englischen General, den Herzog von Ormond, der eben an Marleboroughs Stelle gekommen war: Die Feinde des Königs haben es schon empfunden, daß sie die tapfern Engländer nicht mehr bey sich haben.

Das Französische Ministerium hatte so viel Widerwillen gegen die Verzichtleistung, daß das Englische für Philipp den Fünften die Wahl vorschlug, entweder Spanien und Indien zu behalten, und dabey für sich und seine Nachkommenschaft sogleich der Nachfolge in Frankreich

1) Siehe den Bericht des geheimen Ausschusses zu London gedruckt, wobey die Note des Londner Hofs vom 23 May 1712. die Antwort des französischen Ministers Marquis von Torcy und die Replik des Lord Bolingbroke befindlich sind.

reich zu entsagen, oder seine Rechte auf diese beyzubehalten und dem Herzog von Savoyen die Spanische Krone, gegen die Königreiche Neapel und Sicilien, Savoyen, Piemont, Montferrat, und das Herzogthum Mantua, abzutreten; da dann, falls er oder einer seiner Nachkommen die Französische Krone erbte, alle diese eingetauschten Staaten bis auf Sicilien, das dem Haus Oesterreich zufallen sollte, mit derselben vereinigt werden würden. Ludwig der Vierzehnte ließ kein Mittel unversucht, um seinen Enkel zur Genehmigung dieses letzten Vorschlags zu bewegen, aber Philipp hatte zu viel Beweise von der Anhänglichkeit der Spanier empfangen, um sie zu verlassen. Er wankte keinen Augenblick, und that (am 5. November 1712) vor den versammelten Cortes 1) auf die Französische Krone Verzicht. Den folgenden Tag gab er seinem Bruder, dem Herzog von Berry, davon Nachricht, durch einen Brief den er der Junta mittheilte, und mit einem Entwurf zur Verzichtleistung auf die Spanische Krone für die Herzoge von Berry und Orleans begleitete.

Die im Namen dieser beyden Prinzen vor den Cortes kundgemachte Verzichtleistung hatte in Spanien alle mögliche Gültigkeit und Rechtskräftigkeit. Aber mit der von Philipp dem Fünften ausgefertigten hatte es für Frankreich nicht die nämliche Bewandniß. Sie mußten dort mit eben der Feyerlichkeit ratifizirt werden, wie jene es in Madrid worden waren. Ludwig der Vierzehnte erbot sich, eine Erklärung über die allerseitigen Renunciationen beym Parlament einregistriren zu lassen; aber die Engländer, und vorzüglich die Alliirten, in der Absicht die Unterhandlungen abzubrechen und den Krieg fortzuführen, verlangten die Sanktion der Etats-Generaux

1) Die Etats-Generaux heißen in Spanien las cortes. Die Junta entspricht dem französischen Staatsrath.

raux von Frankreich. Sie wußten, wie viel Betrug schon bey den Renunciationen und den Eidschwüren vorgefallen war. Ludwig der Dreyzehnte hatte bey seiner Vermählung mit Anna von Oesterreich Verzichtleistungen gethan. Ludwig der Vierzehnte hatte sie beym Pyrenäischen Frieden, als er sich mit Maria Theresia vermählte, erneuert. Der Ueberfall der Franche-Comte und eines Theils der Spanischen Niederlande war darum doch nicht unterblieben. Welche heiligere Form konnte man also, außer der Sanktion der Stände, den neuen Verzichtleistungen geben?

Aber Ludwig war gewohnt, den ganzen Staat auf seine Person einzuschränken, und er begriff nicht, wie man eine Macht, welche die seinige bekräftigte, auffordern konnte. Indessen wurde die Nothwendigkeit des Friedens mit jedem Tage dringender. Ein Ausschuß, der aus den Herzogen von Beauvilliers, von Chevreuse, von Charost, von Hümieres, von Saint-Simon und von Noailles bestand, bekam Auftrag ein Mittel zu suchen, um zu dem erwünschten Ziel, ohne die Versammlung der Stände, zu gelangen. Man schlug vor, die Herzoge und Pairs, die erblichen oder erklärten Herzoge, die nicht Pairs wären, die Kronbedienten, die Gouverneurs der Provinzen, und die Ordensritter, welche den Adel vorstellen würden, zusammen zu berufen. Aber der Adelstand konnte in der Regel nur durch Deputirte, die er selbst ernannt hatte, vorgestellt werden; der geistliche Stand würde sich durch die geistlichen Pairs nicht für vorgestellt halten, wenn sich der Adelstand durch die Herzoge und Kronbedienten nicht dafür hielte. Der dritte Stand würde sogleich vortreten, und die Parlamente, die den vorzüglichsten Theil desselben ausmachen, würden sich mit der einzigen Person des Kanzlers nicht begnügen, da dieser außerdem nur als Kronbedienter angesehen werden würde. Man schloß aus allem diesen, daß

daß diese Versammlung nichts als ein falsches Trugbild von Ständen seyn würde, das ohne das Gewicht und das Ansehen derselben zu haben, dem König, dem weder die Wirklichkeit, noch der Schein davon anstünde, nichts destoweniger beleidigend seyn würde.

Saint-Simon, der thörig von seiner Würde als Herzog und Pair eingenommen war, behauptete, daß die Versammlung der Prinzen vom Geblüt, der Pairs, der erblichen Herzoge, und der Kronbedienten, die Parlamente aus dem ersten, dem zweyten, und dem Anfang des dritten Stamms der Französischen Könige vollkommen vorstellen würde.

Die Denkmäler jener Zeiten sind so dunkel, daß sie zu jeder Art von System Belege abgeben. Der Herzog von Saint-Simon behauptete, daß bey diesen Parlamenten (placita) nur die großen weltlichen und geistlichen Vasallen, und die letzteren nur als große Vasallen, sich eingefunden hätten. Die Armee, welche eigentlich der Adel war, erwartete und empfing, auf dem Marsfelde versammelt, ohne selbst zu berathschlagen, die Entscheidungen, die Gesetze der placita.

Die Untersuchungen unsers Ausschusses entschieden die Sache nicht; Bolingbroke brachte sie, was die Form betraf, mit den Alliirten aufs Reine, so wie er ihr für das Wesentliche mit unserm Minister schon eine Ende gemacht hatte.

Seit langer Zeit spielen Frankreich und England in den allgemeinen Europäischen Kriegen die erste Rolle. Sobald diese beyden Mächte, welche die Subsidien liefern, mit einander einig sind, finden sich die übrigen bald in der Nothwendigkeit beyzutreten. In dem jetzigen System ist es die reichste Nation, welche den Ausschlag giebt.

Die Königin von England willigte in den Frieden, und ihr Minister, Bolingbroke, fand seinen Vortheil dabey,

ben, ihn zu schließen, um Marleboroughs Parten unten zu halten. Außerdem hatte er sich auf einer Reise, die er nach Frankreich that, um die Präliminarien abzureden, durch die achtungsvolle Aufnahme des Königs sehr geschmeichelt gefunden. Obschon dieser Monarch damals in einem gedemüthigten Zustande war, so hatte sich Europa doch so lange her gewöhnt ihn als den großen König anzusehen, daß der Eindruck davon noch nicht verloschen war. Er nahm durch die geringsten Auszeichnungen jeden Fremden, wer er auch seyn mochte, ein. Buys, der als Bevollmächtigter von Holland in den Konferenzen so unanständig gegen den König losgezogen war, wurde nachher als Bothschafter seiner Republik in Frankreich einer seiner leidenschaftlichsten Bewunderer.

Bolingbroke also wußte bey den Alliirten die Genehmigung des Vorschlags einer Deklaration, den der König wegen der Verzichtleistungen gethan hatten, auszuwirken. Er stellte ihnen vor, daß wenn Frankreich jemals mächtig genug werden sollte, um seinen Verpflichtungen zuwider zu handeln, nichts es aufhalten würde; daß aber das Interesse der vereinigten Europäischen Mächte die sicherste Garantie seyn würde, indem die Gewalt doch immer die Auslegerin der Verträge unter den Fürsten wäre.

Die Nationalgrundsätze oder Vorurtheile sind unveränderlich. In Frankreich herrscht die allgemeine Ueberzeugung, daß in dem Falle, da die absteigende Linie von der königlichen Familie verlöschen sollte, der älteste von der Spanischen Linie, zum Nachtheil aller Prinzen vom Geblüt, die nicht von Ludwig dem Vierzehnten, Ludwig dem Funfzehnten rc. abstammten, den Französischen Thron besteigen würde. Eben so sicher ist man überzeugt,

daß beyde Kronen nicht auf demselben Haupte vereinigt seyn würden 1).

Als man nun über die Form der Verzichtleistungen einig geworden war, begaben sich die Herzoge von Berry und von Orleans (am 15 März 1713) in das Parlament, wo sich der Herzog von Bourbon, der Prinz von Conti, Prinzen von Geblüt; beyde legitimirte Prinzen, der Herzog von Maine und der Graf von Toulouse; fünf geistliche Pairs, und so viel weltliche als im Stande waren der Feyerlichkeit beyzuwohnen, einfanden. Der Kanzler Pontchartrain, der vom König keinen Befehl erhalten hatte hinzugehen, ließ sich gern gefallen wegzubleiben, da er besser als irgend einer den Werth dieser Ceremonie kannte.

Der Herzog von Shrewsbury und Prior, Bevollmächtigte von England, der Herzog von Ossona, Bevollmächtigter von Spanien zu Utrecht, standen in einer von den Tribunen, und jeder hatte eine Abschrift von den Urkunden, die vorgetragen werden sollten, zum Nachlesen in der Hand.

Nachdem die gens du Roi den Gegenstand der Versammlung vorgebracht hatten, verlas der Dekanus vom

1) Als Ludwig der Funfzehnte im Monat Oktober 1728 die Blattern hatte, und die Französische Post in Spanien einen Tag ausgeblieben war, setzte Philipp der Fünfte voraus, der König sein Neffe sey todt. Er ließ sogleich die Junta zusammen kommen, und erklärte, daß er mit dem zweyten seiner Söhne nach Frankreich gehen und die Spanische Krone dem Prinzen von Asturien, seinem ältesten, der diese vorzöge, überlassen würde; letzterer that in der Kapelle förmlich auf den französischen Thron Verzicht. Die Befehle waren gegeben, um den andern Tag fortzugehen, aber in dem Augenblick der Abreise kam die Nachricht von der Wiederherstellung des Königs an. Ich habe diesen Umstand von der Herzogin von Saint Pierre, Dame du palais der Königin von Spanien, und von dem Marechal von Brancas, Französischem Bothschafter zu Madrid, die beyde bey der feyerlichen Renunciation des Prinzen von Asturien gegenwärtig waren.

vom Parlament (le Nain) die Lettre de cachet und die Reversalien vom Monat December 1700, vermittelst deren Philipp dem Fünften und seiner Linie, wiewohl abwesend und nicht einheimisch, die Rechte auf den Französischen Thron zugesichert wurden. Unmittelbar darauf wurde seine Renunciation verlesen und an den Rand des Protokolls eingetragen, um die Reversalien null und nichtig zu machen.

Von da ging man zu den Renunciationen der Herzoge von Berry und von Orleans auf die Spanische Krone, für sich und ihre männliche sowohl als weibliche Nachkommenschaft, über.

Die Conclusa des Procureur-général und die Parlamentsverordnung wurden gelesen und genehmigt; die Magistrate gingen heraus um das rothe Gewand anzulegen, setzten sich alsdann wieder auf den hohen Sitzen, und die Verordnung wurde bey offnen Thüren und vollständiger Audienz ausgesprochen.

Ich muß anmerken, daß bey Einregistrirung der Qualitäten, die der König von Spanien genommen hatte, wobey er sich die als König von Navarra und Herzog von Bourgogne angemaßt, das Parlament die Clausel: ohne Genehmhaltung der Titel, hinzufügte.

Ich werde mir erlauben einen Umstand hier anzuführen, der an sich ziemlich kindisch ist, der aber ein desto treffenderes Beyspiel giebt, nach welchen Grundsätzen ein Hofmeister und ein Präceptor, beyde damals Männer von Verdienst, unter den Augen Ludwigs des Vierzehnten gezwungen waren, Prinzen zu erziehen, die eine eventuelle Anwartschaft auf den Thron hatten, wie es sogar bey Philipp dem Fünften wirklich eingetroffen war.

Der erste Präsident (de Mesmes) hatte die Sitzung mit einem Kompliment an den Herzog von Berry eröfnet, worauf dieser Prinz, der eine Antwort von sechs Zeilen auswendig gelernt hatte, nichts mehr im Stande

war als etlichemal Monsieur . . . . . zu wiederholen; seine natürliche Blödigkeit, durch die Feyerlichkeit der Versammlung vermehrt, ließ ihn kein Wort weiter herausbringen, so daß der erste Präsident, nachdem er die kurze Zeit gewartet hatte, die auf eine Antwort von ein Paar Sätzen gegangen wäre, sich endlich tief bückte, als ob die Rede beschlossen gewesen wäre, und auf diese Art der Verlegenheit des Prinzen und der Anwesenden ein Ende machte.

Der Prinz war so betrübt, so wenig Fassung behalten zu haben, daß er die Augen nicht aufschlug, und bis Versailles in einem finstern Stillschweigen beharrte. Hier kam noch ein Verdruß zu seiner Betrübniß; die Prinzessin von Montauban (Bautrü-Nogent) kam ihm entgegen; aus alberner Schmeicheley und mit einer Kammerjungferartigkeit wünschte sie dem armen Knaben Glück über den Beweis von Beredsamkeit, den er im Parlament abgelegt hätte. Jedes Wort, das sie sprach, war ein Dolchstich für eine Seele, die schon im Schmerz zerfloß. Der Prinz konnte es nicht aushalten, er lief ihr plötzlich davon, und so wie er sich in Freyheit fand, fing er an zu weinen und zu schreyen. Den König hatte er nicht das Herz zu nennen, aber er ereiferte sich über den Herzog von Beauvilliers, seinen Hofmeister, dem er seine schlechte Erziehung zur Last legte. „Ich war der „jüngste Sohn,“ sagte er unter lauter Schluchzen, „ich „hatte so gute Anlagen als meine älteren Brüder; man „hat sich vor mir gefürchtet, man hat mich nichts gelehrt „als jagen, man hat nichts gesucht als allen Geist in „mir zu ersticken, es ist gelungen, man hat mich zu allem „unfähig gemacht.“ Dieser heftige Zustand dauerte zwey ganze Stunden unter wiederholten Ausrufungen wider die Prinzessin von Montauban. Es kostete viele Mühe, bis man ihn besänftigen und überreden konnte, daß die Anrede der Prinzessin nicht boshaft gemeynt, und nichts

als

als fade Schmeicheley gewesen wäre. Um noch ein Pröbchen von den Albernheiten des Hofs zu geben, will ich hier anmerken, daß bey der Niederkunft der Herzogin von Berry im siebenten Monat die stärksten und gesundesten unter den Höflingen auf einmal entdeckten, daß ihre Mütter ebenfalls im siebenten Monat mit ihnen niedergekommen wären; aber das Söhnlein starb darum doch nach acht Tagen.

Nun die Renunciationen angenommen waren, wurde zwischen Frankreich und den Alliirten, außer dem Kaiser, der Frieden bald geschlossen. Er wurde zu Utrecht am 11 April 1713 unterzeichnet, und zu Paris den 25 May publicirt. Der Utrechter Friedensschluß, und die andern, welche bald auf diesen erfolgten, sind so bekannt und finden sich in so vielen Büchern, daß ich hier die Artikel derselben nicht anführen will. Ein ziemlich unwichtiger, aber doch seltsamer Umstand ist, daß der Abbe Polignac, einer unsrer Bevollmächtigten zu Utrecht, den Kardinalshut auf die Benennung Jakobs des Dritten, als König von England, erhielt, zu eben der Zeit, da er die Artikel unterzeichnete, kraft deren dieser Fürst vom Thron ausgeschlossen, und der Besitz desselben der Protestantischen Hannöverischen Linie zugesichert wurde.

Durch einen Partikularvertrag zwischen der Königin Anna und Ludwig dem Vierzehnten verstand sie sich dazu, der Königin Maria von Este, Wittwe Jakobs des Zweyten, 750000 Livres Wittwengeld auszahlen zu lassen, und um allen Schwierigkeiten wegen der Quittungen auszubeugen, die sie nicht als Königin von England, Frankreich 2c. hätte unterzeichnen können, wurde beschlossen, daß sie bloß unterzeichnen sollte: Maria, Königin.

Ohngeachtet die Königreiche England, Schottland und Irrland unter den gemeinschaftlichen Namen Groß-Britannien vereinigt worden waren, so hatten die Stuarts

ards doch noch viele Anhänger. Eine zahlreiche Assocation von Schottländern hatte 1711 der Königin Anna eine Adresse übergeben, durch welche sie die Monarchin ihrer Treue versicherten, da sie einmal sie anerkannt hätten, ohngeachtet sie nicht ihre Königin hätte seyn sollen, sondern einen Bruder hätte, dem sie Ihro Majestät ersuchten die Krone zuzusichern, und unterdessen 100000 Pfund Sterling Pension zu bewilligen.

Die Königin hätte sehr gern daran gearbeitet, diesem Bruder die Nachfolge zu verschaffen, wenn sie die geringste Aussicht gehabt hätte es durchzusetzen, und sie hatte es Ludwig dem Vierzehnten immer Dank gewußt, daß er diese flüchtige und unglückliche Familie aufgenommen hatte; diese Empfindungen hatten sogar viel beygetragen, sie zum Frieden zu bewegen. Nach geschlossenem Frieden wünschte sie, daß Ludwig der Vierzehnte den Hosenbandsorden zum Zeichen der Freundschaft annehmen möchte; und der König hätte sich dazu willig finden lassen, wenn er nicht gefürchtet hätte, die Königin Maria zu betrüben.

Am 6 März des folgenden Jahres unterzeichneten der Prinz Eugen im Namen des Kaisers, und der Marechal von Villars, im Namen des Königs, den Frieden zu Rastadt; und den 7 September wurde er durch den Marechal von Villars, den Grafen du Luc-Vintimille, und Contest, Maître des Requêtes, zu Baden mit dem Reiche geschlossen.

Im Badener Friedensschluß geschah von Philipp dem Fünften keine Erwähnung; der Kaiser erkannte ihn nicht als König von Spanien, wie Philipp Karl den Sechsten nicht als Kaiser erkannte.

Die Bedingungen des Friedens waren dem König nicht so erfreulich, daß er die Glückwünsche darüber mit

Ver-

Vergnügen angenommen hätte; daher entzog er sich lieber ganz denselben 1).

Würde man es glauben, wenn man nicht wüßte, wie weit die Frechheit einer Favoritin geht, daß die Prinzessin Ursini viele Monate hindurch den Friedensschluß aufhielt? Dieses Weib hat eine so sonderbare Rolle, selbst in den allgemeinen politischen Angelegenheiten, gespielt, daß es rathsam ist, den Leser mit ihr bekannt zu machen.

Anna Maria de la Tremoille, Wittwe von Taleyran, Prinz von Chalois, heurathete nachher den Herzog von Bracciano, aus dem Hause Ursini, der sie im Jahr 1698 zum zweytenmal als Wittwe hinterließ. Wie das Herzogthum Bracciano verkauft wurde, um die Schulden des Hauses Ursini zu bezahlen, nahm sie den Namen als Prinzessin dei Ursini (Französisch: des Urfins) an.

Als man die Hofhaltung der ersten Gemahlin Philipps des Fünften, der Tochter des Herzogs von Savoyen Victor Amadeus, einrichtete, wurde die Prinzessin dei Ursini zur Hofdame der Königin ernannt; sie erlangte bald eine unumschränkte Herrschaft über sie sowohl als über ihren Gemahl, und alles in Spanien ging durch ihre Hände. Der große Einfluß, den sie durch sich selbst genoß, wurde von Französischer Seite noch unterstützt. Die Marquise von Maintenon, der daran gelegen war, den König für die Prinzessin des Ursins einzunehmen, schilderte sie ihm als eine eifrige Französin, durch welche er selbst seinen Enkel regieren könnte. Dieß war der Vorwand: die wahre Absicht der Frau von

1) Ludwig der Funfzehnte hat ebenfalls, und aus den nämlichen Gründen, keine Glückwünsche annehmen wollen über den Frieden, der zu Paris mit den Engländern am 10 Februar 1763 geschlossen, und den 21 Junius desselben Jahres publicirt wurde. Die Präliminarien waren den 3 November 1762 unterzeichnet worden.

von Maintenon war, für den Schutz, den sie der Prinzessin angedeihen ließ, alle geheime Artikel der Spanischen Korrespondenz von ihr zu erhalten. Torcy, der Ludwig dem Vierzehnten allein dienen wollte, hatte sich nie bequemt der Maintenon seine Depeschen mitzutheilen, daher sie ihm auch nicht gewogen war. Kein Weib, das regiert, verzeiht einem Minister, daß er sie seinem Herrn nicht vorzieht.

Die Prinzessin dei Ursini, berauscht von der Gunst, die sie genoß, glaubte sich alles erlauben zu können. Sie fing eine Depesche auf, die der Abbe D'Estrees, Französischer Ambassadeur in Madrid, dem König schrieb, und die ein Gemälde von dem Spanischen Hof enthielt, worin er sagte, daß die Prinzessin über alles, was sich ihr näherte, eine despotische Herrschaft ausübte, daß aber ein Mensch, Namens Boutrot d'Aubigny, der ihr Intendant wäre, und bey ihr schliefe, sie entschieden beherrschte. Aus Rücksichten hatte er hinzugesetzt, man glaubte, daß sie mit einander verheurathet wären. Aber die Prinzessin fand sich gerade nur durch diesen Zusatz beleidigt, und sie hatte die Unverschämtheit, Ludwig dem Vierzehnten die Depesche mit den eigenhändig an den Rand geschriebenen Worten: verheurathet, das ist nicht wahr! zuzuschicken.

Diese leichtfertige Art zu handeln stimmte weder zu den Sitten des Königs, noch zu der Prüderie der Frau von Maintenon. Der König schickte seinem Enkel den Brief, und forderte von ihm die Abschaffung der Prinzessin. Ihr überwiegender Einfluß über Philipps Geist mußte für den Augenblick doch der Frömmigkeit weichen, und dem Gehorsam, den Ludwig jederzeit bey seiner Familie zu erhalten gewußt hatte.

Die Prinzessin, von dem Spanischen Hof entfernt, und von dem Französischen verworfen, blieb einige Zeit zu Toulouse in einer Art von Exilium. Anfangs getraute

te sich Frau von Maintenon nicht sie zu vertheidigen, aber der Verlust der Spanischen Korrespondenz that ihr leid. Sie ließ also dem Zorn des Königs Zeit sich zu legen, kam allmählich ihrem Zweck immer näher, durch Vorstellungen von dem Schmerz, den der König von Spanien und seine Gemahlin über die Aufopferung ihrer Favoritin empfunden hätte, von dem Vortheil, den ihre Gegenwart zu Madrid bringen könnte, von ihrer eignen Reue über ihre Aufführung und vorzüglich darüber, daß sie dem König mißfallen hätte; und endlich willigte der König, der zu bessern glaubte, wenn er strafte, in ihre Zurückberufung nach Madrid. Zugleich ließ er den Abbe d'Estrees, dessen Aufenthalt zu Madrid nunmehro mit lauter Unannehmlichkeiten verknüpft gewesen wäre, wiederkommen, und ertheilte ihm zur Entschädigung den Orden vom Heiligen Geist. Es war das erste Beyspiel, daß diese Gnade einem Geistlichen, der nicht Prälat war, wiederfuhr.

Der König und die Königin von Spanien waren von der Prinzessin so eingenommen, daß ihre Abwesenheit sie ihnen nur theurer gemacht hatte. Sie erschien in Madrid mit mehr Glanz und Ansehen als jemals. Auf einer Reise, die sie in das Bad zu Bagneres ihrer Gesundheit wegen that, wurde ihr ein Detaschement Leibwache mitgegeben. Sie setzte ihren Umgang mit d'Aubigni fort, jedoch mit mehr Discretion, aus Furcht vor Ludwig dem Vierzehnten, und hauptsächlich wohl um jene Lästerung, daß sie verheurathet wäre, nicht wieder zu erwecken.

So viel Ehrerbietung d'Aubigni öffentlich seiner Gebieterin bezeugte, so behandelte er sie insgeheim zuweilen mit der Art von Uebermacht, die, entweder aus Verachtung oder aus Grundsatz, der Liebhaber sich gewöhnlich bey einem Weibe von einem viel höheren Stande

de anmaßt, und wodurch er sie mehrentheils desto fester an sich bindet.

Die Prinzessin hielt ihre Lage bey allem äusserlichen Glanze doch nicht für sicher. Schon einmal hatte sie sich dem Willen Ludwigs des Vierzehnten aufgeopfert gesehen, sie konnte es wieder werden, sie beschloß also, sich durch Anschaffung einer Souverainetät, einen unabhängigen Stand zu machen, und warf ihre Augen auf die Stadt und das Kanton la Roche in Ardenne, (Rupes Ardennae) zwölf Stunden von Luxemburg.

Sie bewog den König von Spanien, der ihr nichts abschlagen konnte, diesen Artikel zu einer Bedingung des Friedens zu machen, der zu Utrecht unterhandelt wurde. Um Ludwig den Vierzehnten für diese Idee zu gewinnen, erbot sie sich, die Souverainetät von la Roche auf den Fall ihres Todes der Französischen Krone in dem Traktat zuzusichern. Sie ging mit einem Projekt um, dessen Ausführung weiter hinausgesetzt war, und das sie noch nicht offenbarte, nämlich dem König in der Folge den Vorschlag zu thun, ihr den Genuß der Souverainetätsrechte in Touraine, gegen die Abtretung von la Roche, zu bewilligen. Sie weidete sich im voraus an dem Vergnügen, in ihrem Vaterlande mit ihrem Glanz zu prangen, und zweifelte so wenig an der Einwilligung des Königs, daß sie d'Aubigni dahin schickte, um in der Gegend von Tours eine angenehme Lage, einen Boden, worauf ein weitläuftiges und bequemes Schloß zu bauen wäre, und den nöthigen Platz für die Gärten auszusuchen. D'Aubigni führte die Befehle der Prinzessin aus, wie es der Bestimmung des Schlosses am gemäßesten war. Man war erstaunt einen bloßen Privatmann, den man als den Sohn eines Prokurators in Paris kannte, einen so ungeheuren Aufwand machen zu sehen, und an einem Orte, der weder Gerichtsbarkeit noch herrschaftliche Rechte hatte; Umstände, die ziemlich gleichgültig geschienen haben

würden,

würden, wenn man gewußt hätte, für wen und weswegen die ganze Einrichtung gemacht wurde. Wir werden bald sehen, daß die Prinzessin nie den Genuß davon haben konnte. Das Schloß, Chanteloup genannt, behielt d'Aubigni zum Lohn seiner Dienste. Er verheurathete sich nach dem Tode seiner Gebieterin, und als er 1733 starb, hinterließ er eine einzige sehr reiche Tochter, die den Marquis von Armantieres-Conflans heurathete.

Da die Bevollmächtigten von Spanien angewiesen waren, das Anliegen der Prinzessin dei Ursini zu unterstützen, so glaubte sie es ihrer Würde angemessen, zu Utrecht eine Art von eignem Minister zu haben. Der Baron von Capres-Bournonville war es, der sich diesem verächtlichen Kontrast zwischen seiner Geburt und seinem Amte aussetzte. Keiner der Bevollmächtigten wollte mit ihm Unterhandlung pflegen noch ihn anerkennen. Die Zurückweisungen, die Erniedrigungen, denen er zu Utrecht trotzte, machten in Spanien sein Glück, und er hielt sich für sehr gut entschädigt. Die Ehre, die man verkauft, wie wenig auch dafür gegeben werde, wird immer theurer bezahlt, als sie werth ist.

Die Empfehlung Philipps des Fünften, und die Zudringlichkeiten der Prinzessin waren vergeblich. Anfangs hatte Ludwig der Vierzehnte die Ansprüche dieses ehrgeizigen Weibs mit ziemlicher Gleichgültigkeit angesehen; aber die Marquise von Maintenon, die ihr wirkliches Ansehen zu verhüllen gezwungen war, konnte es nicht verdauen, daß ihre Klientin sich öffentlich und anerkannt zur Souveraine machen wollte; sie suchte Mittel sie beym König zu stürzen, und es gelang ihr bald welche zu finden. Die Bevollmächtigten von Spanien besorgten das Anliegen der Prinzessin mit vielem Eifer; aber die von Holland wollten durchaus in nichts willigen, und das Friedensgeschäft stockte. Ludwig der Vierzehnte, ungeduldig nach dessen Beendigung, erfuhr mit Unwillen

die Ursache des Aufschubs, und da Frau von Maintenon seinen Zorn sehr billigte, ließ er den Bevollmächtigten seines Enkels bedeuten, wenn sie nicht auf der Stelle den Frieden unterzeichneten, sollte Spanien von Frankreich nichts mehr zu hoffen haben.

Da ihr Entwurf, eine persönliche Souverainetät zu erlangen, gescheitert war, dachte die Prinzessin nun auf nichts weiter als ihre prekaire Regierung zu Madrid fortzuführen; aber bald erwachten wieder viel erhabnere Hofnungen in ihr.

Die Königin von Spanien, von kalten Flüssen befallen, kränkelte lange Zeit und starb den 14 Februar 1714. Die Prinzessin bildete sich ein, daß es ihr nicht unmöglich seyn würde ihre Nachfolgerin zu werden. Ihre Hofnungen waren nicht ohne einigen Grund.

Philipp der Fünfte, der von Natur sanft und träge war, und in der Abhängigkeit von seinem älteren Bruder, dem Herzog von Bourgogne, dem er anfangs zu gehorchen bestimmt gewesen, erzogen worden war, hatte von dieser Zeit her alle Anlagen sich leiten zu lassen empfangen, und die Prinzessin machte seit vielen Jahren die Erfahrung davon an ihrem eignen Beyspiel. Diesem Fürsten, den man außerdem in der Frömmigkeit auferzogen hatte, war zu einem andächtig zaghaften Gewissen ein heftiges Temperament zu Theil geworden, das ihm den Genuß eines Weibes zum steten Bedürfniß machte. Er hatte sich von seiner Gemahlin erst fünf Tage vor ihrem Tode gebettet, und ob ihr Zustand gleich sehr ekelhaft war, unterließ er doch nie die ehelichen Rechte auszuüben. Er hatte mehr Bedürfnisse als Gefühl; denn an dem nämlichen Tage, da man den Leichnam der Königin nach Eskurial trug, ging er auf die Jagd, und als er zu Pferde zurückkam und den Leichenzug von weitem gewahr wurde, näherte er sich, um ihn vorbeygehen zu sehen.

Die

Die Prinzessin war zu alt um noch Kinder zu haben; aber der König hatte drey Söhne, durch welche die Nachfolge gesichert schien, und bey seiner Sinnlichkeit und seiner Gewissenhaftigkeit war es ihm gerade genug ein Weib zu finden, und daß dieß Weib seine Frau wäre.

Um das Band immer enger zu knüpfen, ließ die Prinzessin sich zur Gouvernante der Infanten ernennen, oder vielmehr sie machte sich selbst dazu; diese konnten auch zu ihrer Erhaltung in keinen besseren Händen seyn, als in denen einer Person, die selbst ihren größten Vortheil dabey fand. Sie zog den König aus dem Pallast wo die Königin gestorben war, und anstatt ihn in einen andern zu führen, zum Beyspiel nach Buenretiro, wo der Hof logirt werden konnte, führte sie ihn in das Hotel von Medina Coeli, wo der Mangel an Platz den Haufen der Hofleute entfernt hielt. Es näherten sich dem König nur drey oder vier Männer um ihm die Zeit zu vertreiben, unter dem Namen Recreadores, und von diesen konnte die Prinzessin gewiß seyn. Ihre Zimmer waren blos durch eine offne Galerie von denen des Königs getrennt. Der Vorwand die Infanten zu ihrem Vater zu führen, berechtigte die Gouvernante schon hinlänglich, frey über die Galerie zu gehen: aber sie wollte den König zu andern Stunden sehen, und um keine Zeugen ihrer fleißigen Besuche zu haben, gab sie Befehl diese Galerie mit Bretern zu verschlagen. Zufälliger Weise wurde dieser Befehl an einem Sonnabend Abends gegeben. Die Handwerksleute machten sich ein Bedenken daraus, am Sonntag zu arbeiten; der Kontroleur von den Gebäuden fragte den Pater Robinet, Beichtvater des Königs, und ein Französischer Jesuit, ob man an einem solchen Tage arbeiten könnte. Der Höfling war anfangs versucht der Frage auszuweichen, aber weil man in ihn drang zu antworten, gewann der ehrliche Mann die Oberhand. Ja, sagte Robinet gerade

rade und trotzig, arbeiten Sie den Sonntag, und wenns Ostersonntag wäre, sobald es geschähe um die Galerie abzutragen. Aber die Prinzessin gab die nöthige Dispens, und der Verschlag wurde fertig.

Von diesem Augenblick an zweifelte der Hof nicht mehr, daß der König die Prinzessin dei Ursini heurathen würde: aber der Pater machte dem Handel auf immer ein Ende.

Der König, der sich gern mit seinem Beichtvater von den französischen Neuigkeiten unterhielt, fragte ihn einmal, was man in Paris Neues sagte: Sire, antwortete Robinet, man sagt dort daß Ihro Majestät die Prinzessin des Ursins heurathen wollen. O das gewiß nicht! sagte der König trocken und ging weiter.

Die Prinzessin erhielt Nachricht von diesem kurzen aber für sie beziehungsvollen Gespräch, und sie begriff daraus daß sie ihren Plan aufgeben müßte. Konnte sie aber den Thron nicht selbst besteigen, so richtete sie wenigstens nun ihre Absicht darauf, eine Fürstin auszusuchen die zu den wenigsten Ansprüchen auf diese Stelle berechtigt wäre, die ihr dieselbe zu verdanken hätte und sie regieren ließe. Sie warf ihre Augen auf die Nichte des Herzogs von Parma, Elisabeth Farnese 1). Sie glaubet daß diese Prinzessin, an dem kleinen Hofe von Parma eingeschlossen, ohne irgend eine Art von Erziehung, die auf einen so hohen Stand abgezweckt hätte, in jeder Art von Geschäften fremd seyn müßte, und sich überglücklich finden würde, nicht allein so unerwartet der Gegenstand ei-

1) Elisabeth Farnese, gebohren den 25 October 1692, war die Tochter von Odoardo Farnese, und von Dorothea Sophia, Tochter des Churfürsten von der Pfalz, Philipp Wilhelm, aus dem Neuburgischen Stamm. Diese nämliche Dorothea Sophia heurathete als Wittwe den Herzog von Parma, Franz Farnese, ihres ersten Gemahls Odoardo Bruder.

einer solchen Wahl zu seyn, sondern auch bey ihrer Ankunft an einem großen Hofe eine Freundin zu finden, die gütig genug wäre sie zu leiten. Sie vertraute ihre Entwürfe dem Abbate Giulio Alberoni, der zu Madrid Agent des Herzogs von Parma war, und forderte von ihm nähere Nachrichten über die Prinzessin von Parma. Der Abbate, welcher sogleich die Pforte des Glücks vor sich offen erblickte, antwortete den Wünschen der Fragerin gemäß, und sagte ihr alles Wahre und Falsche, was sie in ihrem Projekt bestärken konnte.

- Sicher daß der König jede Gemahlin annehmen müßte, die sie ihm vorschlagen würde, sprach sie mit ihm von dieser, erhielt seine Einwilligung, und der Antrag wurde förmlich gethan. Während der Unterhandlungen, und fast in dem Augenblick da alles abgethan werden sollte, erfuhr die Favoritin daß die Prinzessin von Parma zwar wenig Erziehung bekommen, daß sie aber viel natürlichen Verstand und Charakter hätte. Diese Eigenschaften waren ihr nicht die erwünschtesten an ihrer künftigen Schülerin. In ihrem Schrecken fertigte sie einen Kurier ab, um alles aufzuhalten. Er kam zu Parma an, den nämlichen Tag, den 16 August, wo die Vermählung, kraft der von dem König von Spanien an den Herzog von Parma, den Onkel der Prinzessin, gesandten Prokuration, um Seine Catholische Majestät zu repräsentiren, durch den Kardinal Gozzadini, Päbstlichen Legat a Latere gefeyert werden sollte.

Der Onkel und die Nichte faßten ihren Entschluß auf der Stelle. Der Kurier wird eingesperrt, man schlägt ihm die Wahl vor, entweder sogleich umgebracht zu werden, oder eine beträchtliche Summe anzunehmen, und bis zum andern Tag verborgen zu bleiben, da er dann öffentlich erscheinen sollte, als ob er nur eben angekommen wäre. Die Wahl war bald getroffen, die Vermählung wurde gefeyert, und der Kurier erschien

erst den Tag darauf. Den Abend vorher war ein andrer schon mit einem Briefe von der Prinzessin abgefertigt worden, worinn sie dem König meldete, daß die Vermählungsfeyer vorbey wäre, und daß sie abreiste um sich zu Seiner Majestät zu begeben. Sie schiffte sich auch würklich zu Sestri di Levanti ein, da sie aber die See nicht vertragen konnte, ging sie zu Lande von Genua nach Antibes, und durchschnitt einen Theil von Frankreich, bis an die Spanische Gränze. Der König ließ ihr auf dem Wege, und an den Orten wo sie sich aufhielt, alle Ehrenbezeugungen erweisen, die sie annehmen wollte. Wie sie zu Pampeluna ankam, fand sie den Abbate Alberoni; sie sagte ihm daß sie entschlossen wäre die Prinzessin dei Ursini, im ersten Augenblick wo sie dieselbe sehen würde, fortzujagen. Alberoni stellte ihr die Gefahr dieses Unternehmens vor, und suchte sie durch die Furcht vor dem König, über welchen die Prinzessin die entschiedenste Herrschaft ausübte, davon abzubringen. Aber die Königin zog einen Brief hervor, und warf ihn auf den Tisch: "Lesen Sie," sagte sie, "und „Sie werden nicht mehr so furchtsam seyn." Der Brief war vom König von Spanien, er trug ihr auf die Prinzessin wegzujagen, und schloß mit den Worten: Nehmen Sie sich nur ja in Acht, daß Sie gleich im ersten Augenblick Ihren Streich nicht verfehlen; wenn das Weib Sie nur zwey Stunden sieht, so sind Sie gefesselt, und sie wird uns verhindern bey einander zu schlafen, wie bey der verstorbnen Königin.

Alberoni hatte nichts mehr einzuwenden, und die Königin setzte ihren Weg fort, mit dem Vorhaben, nicht sowohl die ersten Dienste der Prinzessin anzunehmen, als vielmehr den letzten Schimpf zu rächen, den sie im Begriff gewesen war von ihr zu erdulden.

Der König, dem von dem Kurier nichts bekannt war, den die Prinzessin abgefertigt hatte, um die Heu-

rath

rath rückgängig zu machen, war voller Freude über die Aussicht, bald wieder den Genuß eines Weibes zu haben, und ging ihr bis Guadalaxara, zwölf Stunden von Madrid, entgegen.

Was für Entschuldigungsgründe die Prinzessin auch bereitet haben mochte, um die Abfertigung des Kouriers gegen die Königin zu beschönigen, so fing sie doch auf allen Fall damit an, daß sie sich zur Camarera-major dieser Königin ernennen ließ, wie sie es bey der vorigen gewesen war, und sie ging ihr bis Quadraque, sieben Meilen weiter als der König, entgegen. Als sie sich der Königin vorstellte, zog sich alles zurück um sie zusammen allein zu lassen; einen Augenblick darauf hörte man sehr laut sprechen; die Königin rief nach ihren Officieren, sie sollten diese Närrin fortschaffen, die gegen sie die schuldige Ehrerbietung aus den Augen setzte. Die Prinzessin, voll Bestürzung, fragte worinn ihr Verbrechen bestünde. Die Königin, ohne ihr zu antworten, befahl dem Lieutenant von der Leibwache Damezagua, der das Detaschement anführte, er sollte das Weib mit zwey sichern Officieren in einem Wagen einsteigen, auf der Stelle abreisen, und bis Bayonne begleiten lassen. Damezagua wollte vorstellen, daß es nur dem König zukäme einen solchen Befehl zu geben; Haben Sie denn nicht einen, sagte die Königin mit Stolz, mir in allem, ohne Rückhalt und ohne Gegenvorstellung, zu gehorchen? Den Befehl hatte er auch würklich, ohne daß jemand es wußte. Erstaunt die Königin davon unterrichtet zu finden, sah er wohl ein, daß ihm nichts übrig bliebe als Gehorsam.

Als Alberoni aus Spanien verwiesen worden war, ging er über Frankreich nach Italien, und schlief eine Nacht in Aix. Der Marquis, nachher Marechal von Brancas, der zu Aix Kommandant war, hatte Befehl alle Ehrenbezeugungen gegen ihn zu unterlassen, und schickte daher blos einen Sekretair um ihn über seine An-

kunft zu komplimentiren. Aber ein Officier, Namens Lottier, der in den Diensten des Herzogs von Vendome gewesen war, und bey diesem Prinzen einen genauen Umgang mit Alberoni gehabt hatte, bat den Marquis um die Erlaubniß diesen alten Freund zu besuchen. Der Marquis hatte nichts dawider, sondern war vielmehr sehr damit zufrieden, und trug Lottier auf, den Cardinal schwazzen zu machen. Dieser behielt sie beyde zum Abendessen, und im Gespräch erzählte er die Umstände die ich eben angeführt habe. Ich hörte sie späterhin vom Marechal von Brancas dem sein Sekretair und Lottier sie dem nämlichen Abend wieder hinterbracht hatten.

Die Prinzessin dei Ursini mußte sich in den Wagen setzen, mit einer Kammerfrau und zwey Officieren von der Garde, ohne Kleider und Wäsche als die sie eben anhatte, und sie reiste um acht Uhr des Abends den 23 December 1714 bey einer sehr empfindlichen Kälte ab.

Den folgenden Nachmittag kam die Königin in Guadalaxara an. Der König bot ihr beym Aussteigen den Arm, führte sie in die Kapelle wo sie verheurathet wurden, von da in ein Zimmer wo sie sich zu Bette legten, und nicht eher aufstanden als um Mitternacht die Messe zu hören.

Der König erlaubte den Neffen der Prinzessin, Lanti und Chalais zu ihr zu gehen, und gab ihnen einen Brief mit, durch welchen er ihr bezeugte, daß er ihr Schicksal bedauerte, daß er aber dem Willen der Königin nicht hätte widerstehen können, und daß er ihr übrigens ihre Pensionen ließe.

Die Königin veränderte nichts an ihrer Hofhaltung, obgleich diese aus lauter Creaturen der Prinzessin bestand. Man war sehr sicher, daß ihr nach ihrem Sturz keine mehr übrig bleiben würde. Diese Königin, die

die man als so unerfahren in dem Geist der Höfe geschildert hatte, zweifelte keinen Augenblick daran a).

Unterdessen war die Prinzessin die ganze Nacht durch gefahren. Im Wagen herrschte ein tiefes Stillschweigen; sie konnte sich noch von dem was ihr geschah nicht überzeugen, und zweifelte nicht, daß der König eine solche Behandlung empfinden, und ihr nachschicken würde. Ihre Täuschung währte bis zu der Ankunft ihrer Neffen, die unterwegens zu ihr stießen und ihr den Brief des Königs einhändigten. Als sie diesen las, ließ sie sich weder Seufzer noch Klagen, noch irgend ein Zeichen von Schwachheit entfahren. Ihre Begleiter, gewohnt sie zu ehren und zu fürchten, waren so bestürzt als sie über diese Begebenheit, und trennten sich von ihr erst zu Saint Jean de Luz, wo sie den 14 Januar 1715 ankam. Als sie von ihrem Geleite befreit war, erfuhr sie von ihrem Neffen daß die Königin am Abend ihres Unfalls dem König geschrieben hätte, daß er bey Lesung ihres Briefes bewegt geschienen, aber keinen Befehl ertheilt hätte.

Von Spanien hatte sie nun nichts mehr zu hoffen, aber sie schmeichelte sich in Frankreich irgend eine Stütze zu finden, und nahm ihren Weg dort hin. Zu Bayonne ließ sie der verwittweten Königin von Spanien, Maria Anna von Neuburg, Complimente machen, die diese zurückwies; und in Paris wollte niemand sie aufnehmen als ihr Bruder, der Herzog von Noirmoutier,

a) Dieser Periode lautet in Herrn Soulavie's Ausgabe folgendermaßen: *cette reine est ignorante*, disoit-on, *de l'esprit des cours, n'en doutons pas un instant.* En attendant Madam des Ursins etc. Eine schülerhaftere Verwechselung läßt sich nicht wohl denken; die Vergleichung zwischen den beyden Ausgaben hat mir in der Soulavieschen manchen eben so augenscheinlichen Unsinn aufgedeckt; — aber die wenigen Stellen die ich hier bemerkt habe, werden hinreichend beweisen, daß ich der Buissonschen Lesart folgen mußte.

wo sie von vielen Leuten mehr aus Neugierde als aus Theilnahme besucht wurde. Um hier vollends alles mitzunehmen, was diese Favoritin angeht, werde ich noch hinzusetzen, daß sie endlich eine Audienz vom König bey der Frau von Maintenon erlangte, mit welcher sie aber wenig Ursache hatte zufrieden zu seyn. Einige Tage später mußte sie die ausgezeichnetste Demüthigung erfahren. Die Königin von Spanien, welche die Regentschaft des Herzogs von Orleans, und die Wichtigkeit des Einverständnisses zwischen den beiden Monarchien voraus sah, brachte dem König eine bessere Meynung von diesem Prinzen bey. Flotte und Renaud, die noch gefangen waren, wurden auf freyen Fuß gestellt, und für unschuldig erklärt. Philipp der Fünfte schrieb dem König, er habe die Ungerechtigkeit der Beschuldigungen gegen den Herzog von Orleans erkannt, und fühle das größte Verlangen sich mit ihm auszusöhnen. Der Herzog schrieb hierauf, in Einverständniß mit dem König, an Philipp den Fünften, von dem er die verbindlichste Antwort erhielt. Da die Prinzessin dei Ursini die erste Urheberin dieser Sache gewesen war, glaubte der Herzog es seiner Ehre schuldig zu seyn, ihr seine Verachtung empfinden zu lassen, und er ließ ihr durch den König verbiethen, sich je an einem Ort zu zeigen, wo er, oder jemand aus seiner Familie ihr begegnen könnte. Sie sah daß es Zeit wäre auf einen Rückzug bedacht zu seyn, und sie hätte Holland erwählt, aber die General-Staaten wiesen sie zurück.

Vierzehn Tage vor dem Tode des Königs reiste sie ab, aus Furcht sich in der Gewalt des Herzogs von Orleans zu befinden. Sie suchte überall einen Zufluchtsort, kam nach Chamberri, nach Genua, und blieb endlich in Rom. Ihre Pensionen von Frankreich und von Spanien wurden ihr auf die Befehle Philipp des Fünften und des Herzogs von Orleans immerfort richtig aus-

ausgezahlt. Der Hang zum Hof klammert sich so fest in den Herzen derer die ihm lange gefolgt sind, daß sie nur am Hofe leben können, wär's auch nur um zu kriechen. Sie tröstete sich am Bilde, nachdem sie den Genuß der Wirklichkeit eingebüßt hatte. Sie hing sich an den Prätendenten Jakob den Dritten, machte die Honneurs seines Hauses, und bekannte sich zu seiner Etikette. Sie starb am 5. December 1722, über achtzig Jahre alt *a*).

Es wird an seinem Ort seyn, daß ich hier noch einige Umstände zusammenstelle, die mit den eben angeführten in Verbindung gestanden haben.

Als die Prinzessin dei Ursini nach dem Tode der ersten Königin so viele Vorkehrungen traf, um ihre Entwürfe den Augen des Publikums zu verbergen, und in dieser Absicht den König in einer unzugänglichen Einsamkeit zurückzuhalten, zog sie mehr als jemals die Aufmerksamkeit des Hofs auf ihre Wege, und die geflissentliche Heimlichkeit gab gerade ihren Planen Ruchbarkeit. Niemand zweifelte daß es ihr Zweck wäre, und daß es ihr gelingen würde, den König zu heurathen. Der Marquis von Brancas, Französischer Bothschafter in Madrid, war davon überzeugt. Seine Pflicht war, seinen Herrn davon zu benachrichtigen; da ihm aber aus dem Beyspiel des Abbe d'Estrees bekannt war, daß weder die Posten noch die Kouriere sicher wären, bat er Ludwig den Vierzehnten um Urlaub in wichtigen Angelegenheiten, erhielt ihn, und bereitete alles zu seiner Abreise.

Die Prinzessin, die den Zweck dieser Reise ahndete, ließ den Cardinal del Giudice 1) einen Tag früher ab-

a) Sie war also schon über die siebenzig, als sie den König verführen wollte: Man weiß nicht, ob man diese Hofkarrikaturen bewundern, belachen oder — beweinen soll.

1) Der Cardinal del Giudice, Groß-Inquisitor von Spanien, war ein Bruder des Herzogs Giovenazzo, welcher Staatsrath, das

abreisen, um allem was Brancas sagen möchte, am französischen Hofe vorzubauen, seine Glaubwürdigkeit verdächtig zu machen, seine Zurückberufung zu betreiben, und den König zur Genehmigung eines Ehebündnisses zu bewegen, von dem er bisher keine andre Nachricht hatte als durch die öffentlichen Zeitungen. Das letzte war keine leichte Arbeit. Als die Prinzessin von Parma dem König von Spanien bestimmt wurde, war sie schon an den Herzog della Mirandola versprochen, welcher die Grandezza und die Ober-Stallmeisterstelle sich zur Ehre schätzte. Die Heurathsartikel sollten mit dem Diener beschlossen werden, als man sie für den Herrn von neuem aufzeichnete.

Das waren die Instruktionen des Kardinals zu seiner Sendung nach Frankreich. Der Marquis von Brancas erkannte den Zweck dieser übereilten Reise. Ohngeachtet er ihm nur den andern Tag folgen konnte, so holte er ihn doch zu Bayonne ein, und da der Kardinal hier sein Nachtlager hielt, reiste der Marquis weiter, nahm von Station zu Station alle Pferde weg, kam zwey Tage vor ihm am Hofe an, und hatte Zeit den König mit dem Zustand von Spanien bekannt zu machen.

Obschon Ludwig mit der Heurath seines Enkels sehr unzufrieden war, so glaubte er doch daß die Sachen schon zu weit gediehen wären um etwas dagegen einzuwenden, und er begnügte sich den Vorschlag kalt anzuhören, ohne seine Gutheißung zu geben noch zu versagen; aber die Prinzessin dei Ursini war hierdurch vol-

lends

das heißt, Minister und ernannter Grande von der dritten Klasse auf drey Generationen war. Ihr Vater, ein Genueser, hatte sich in Neapel niedergelassen, wo er im Handel ein ungeheures Vermögen erworben hatte. Der Sohn des Herzogs von Giovenazzo und Neffe des Kardinals del Giudice, war der Prinz Cellamare, Spanischer Bothschafter in Frankreich, von welchem unter der Regentschaft die Rede seyn wird.

lends um seine ganze Gnade gekommen. Sie wurde bald gewahr, daß sie am Französischen Hof nicht gut stünde, aber anstatt es ihrer eignen Aufführung beyzumessen, schob sie die Schuld auf die Ungeschicklichkeit, oder gar auf den bösen Willen des Kardinals. Sie beredete sichs um so mehr, als er selbst persönlich am französischen Hofe Glück gemacht hatte. Ueberdem hatte er am Spanischen ein Ansehen, das ohne die Macht der Prinzessin aufzuwiegen, doch von derselben unabhängig war. Die Sultaninnen dieser Art wollen, daß man bloß durch sie, und für sie existire. Sie stellte ihm eine Falle, in die er mit Gewalt gezogen wurde.

Man weiß daß der Pabst Klemens der Eilfte, nachdem er Philipp den Fünften als König von Spanien erkannt hatte, wie die Oesterreichischen Truppen den Kirchenstaat betraten, den Erzherzog Karl dafür erkannte. Seitdem die Vernunft die Blitze des Vaticans gelöscht hat, ist die Furcht der Grund und die Triebfeder der Römischen Politik.

Macannas, ein Spanischer Rechtsgelehrter, Fiskal des Raths von Kastilien, erhielt vom Ministerium Auftrag zu untersuchen, von welchem Gewicht in der gegenwärtigen Angelegenheit die Partie wäre die der Pabst für oder wider ergriffe. Macannas schrieb ein Werk voll Gelehrsamkeit, auf unwiderlegbare Grundsätze gebaut, und von furchtbaren Folgerungen gegen den Römischen Hof. Seit Luther und Calvin war der päbstliche Stuhl nicht so heftig angegriffen worden. Dieser Gegner war sogar gefährlicher als die Ketzer, weil er alle Lehrsätze ehrte und bekannte, und nur das Zeitliche in Untersuchung nahm. Kurz, er schränkte die Ansprüche des römischen Hofs auf ihren wahren Werth, das heißt, auf sehr wenig ein.

Macannas Schrift wurde vom König und vom Staatsrath gebilligt; aber aus Schonung für Rom hatte

te man die Bekanntmachung derselben aufgehalten. Die Prinzessin ließ sie verbreiten, um den Kardinal del Giudice in Verlegenheit, und in die Nothwendigkeit zu setzen, es entweder als Minister mit dem Französischen und dem Spanischen, oder als Groß-Inquisitor mit dem Römischen Hof zu verderben.

Der Kardinal wäre gern neutral geblieben, aber man machte es ihm zur Unmöglichkeit. Der Nuncius und die Spanische Inquisition schrien laut um Rache, sie schrieben an den Groß-Inquisitor, sie zwangen ihn öffentlich vorzutreten, und einen Hirtenbrief gegen Macannas und seine Schrift heraus zu geben. Ein Hirtenbrief des Groß-Inquisitor, von Marly datirt, und in Paris angeschlagen, schien dort etwas sehr buntschäckiges. Es war zwar gegen einen Spanier, aber dieser Spanier behauptete Französische Maximen, übrigens Maximen die allerwärts zu Hause seyn sollten.

Auf einer andern Seite unterstützte der König von Spanien Macannas, durch die Prinzessin aufgemuntert; der Kardinal wurde von Frankreich zurückberufen, und erhielt unterwegs den Befehl nicht wieder in Madrid zu erscheinen.

So standen die Sachen, als durch den Sturz der Prinzessin alles eine veränderte Gestalt erhielt. Die neue Königin, die alles zerstören wollte was die Favoritin gethan hatte, ließ den Kardinal del Giudice wiederkommen, und er wurde mit dem Ministerium bekleidet.

Die Italiänische Kabale fing an sich am Hofe zu bilden. Die Königin, der Kardinal und Alberoni, machten den Vereinigungspunkt derselben. Die Granden und alles was im Herzen Spanisch war, standen als Gegenpartey, und der innre Haushalt des Königs, der fast ganz aus Franzosen bestand, hatte Einfluß in den Geschäften, und persöhnliche Achtung. Die Franzosen wurden der Königin verdächtig, weil sie gut mit

den

den Spaniern lebten. Das meiste Ansehen unter ihnen hatte der Jesuit Robinet, der dem Pater d'Aubenton in der Beichtvaterstelle nachgefolgt war, als die Prinzessin dei Ursini diesen abschaffen ließ, weil er einigemal gegen sie an Einfluß wetteiferte. Obgleich Robinet den vollkommensten Kontrast mit d'Aubenton machte, so gab ihm doch sein Posten allein ein Ansehen nach welchem er nicht strebte, und seine Tugend verschaffte ihm bald alles, was sein Vorgänger durch Intrigue erworben hatte. Die Prinzessin mußte wahrnehmen, daß sie nicht so viel beym Tausche gewonnen hatte, als der König und Spanien.

Kein Beichtvater hat je so gut zu seinem Posten getaugt, und keiner hing jemals demselben so wenig an, als der Pater Robinet. Voll Tugenden und Einsichten, mit den gesundesten Grundsätzen genährt, eifrig für Frankreich, eben so leidenschaftlich für die Ehre Spaniens, seines zweyten Vaterlandes, eingenommen, war er es der dem König anrieth die Nunciatur aufzuheben, als der Pabst den Erzherzog als König von Spanien anerkannte. Eine gerechte und vernünftige Handlung zog ihm die Ungnade des Hofs zu.

Das Erzbisthum Toledo, das 900,000 Livres Einkünfte trug, war eben offen, der Kardinal del Giudice ließ den König durch die Königin darum ersuchen. Der König wollte seinen Beichtvater um Rath fragen, ehe er sich bestimmte. Dieser war von ganz verschiedner Meynung, und stellte vor, da der Kardinal schon alles Vermögen besäße, das seiner Würde anständig wäre, so müßte man lieber die Gnaden vertheilen, deren Masse doch ohnehin der Masse der Ansuchungen, und sogar der Bedürfnisse nie gewachsen wäre. Er schlug zu dem Sitz von Toledo, Valero Leza, vor, der als Spanier einem Ausländer vorzuziehen wäre, und dessen Wahl den Beyfall der ganzen Nation erhalten würde. Dieser Valero hatte als Landpfarrer Philipp dem Fünften zu einer Zeit,

da

da die Krone noch auf seinem Haupte schwankte, die wichtigsten Dienste geleistet. Der König hatte ihm das Bisthum von Badajoz gegeben. Er war als Bischof geblieben, was er als Pfarrer gewesen war, sah in dieser Würde nur einen grösseren Umfang von Pflichten zu erfüllen, und erschien nie am Hofe. Zwar ist die Residenz der Geistlichen in Spanien kein so seltnes Verdienst als in Frankreich, wo der König immerfort die Bequemlichkeit hätte, auf der Stelle zu Paris ein Nationalconcilium zu versammeln. Robinet ließ den König fühlen, daß die Spanier, deren Tapferkeit, Liebe und Standhaftigkeit er seine Krone verdankte, sich in der Person eines Landsmanns wie Valero, alle für belohnt halten würden, und daß auf diese Art die Einkünfte des Erzbisthums Toledo in den Händen eines Prälaten, der keinen andern Gebrauch davon zu machen wüßte, so gut wie unter die Armen ausgespendet seyn würden. Der König ernannte ihn, im März 1715.

Robinets Sieg erbitterte die Königin und ihren Minister. Die Folgen erschreckten sie. Sie verschworen sich gegen eine so gefährliche Tugend, und brachten es durch den größten Aufwand von Verführung und Ränken so weit, einen Mann vom Hofe zu entfernen, dem nichts angelegner war, als davon wegzugehen.

Alles Vermögen, das Robinet mitnahm, war die Achtung der Spanier und ihr Schmerz über seinen Verlust; er verschloß sich in dem Jesuitenstift zu Straßburg, wo er ruhig lebte und starb, und bey seiner Societät mehr den Ruf der Erbaulichkeit als der Nutzbarkeit hinterließ.

Macannas Verweisung war kurz vor Robinets Entfernung hergegangen; und der König gab ihm einen beträchtlichen Gehalt, indem er ihn exilirte. Der fremde Antrieb, dem dieser Fürst gehorchte, verfälschte sein Ur-

theil

theil nie; und das ist das wahre Kennzeichen der Schwäche.

Es war nicht genug, daß man den König seines Beichtvaters beraubt hatte, man mußte ihm einen andern schaffen. Der König konnte einen Beichtvater eben so wenig entbehren als eine Frau, ob er gleich der letzteren noch mehr bedürfte als des ersteren. Diese war für seine Sinne, jener für sein Gewissen.

Die Königin hielt es für das Beste d'Aubenton wieder kommen zu lassen, den die Prinzessin abgeschaft hatte. Dieß war schon ein Verdienst bey der Königin, und überdem mußte die Erfahrung, daß sein Posten nicht unangreifbar wäre, diesen Jesuiten geschmeidiger gemacht haben. Sie urtheilte für sich sehr gut, und Spanien fand sich desto übler dabey.

D'Aubenton war einer von den Männern, welche die Societät im Unglück nie sinken läßt, die zuweilen in Gefahr sind unterzugehen, zuletzt aber doch immer oben schwimmen. Sie irrt sich sehr selten an ihnen. D'Aubenton hatte sein Interregnum nicht müßig zugebracht. Er war von Spanien nach Rom gegangen, wo er zum Assistenten des Generals gemacht wurde, und seine Ruhezeit mit Zusammenschmiedung der berufenen Bulle Unigenitus zubrachte, von welcher gar viel die Rede seyn wird.

Ohngeachtet diese Memoiren die Französische Geschichte insbesondre betreffen, so muß ich doch, wegen der Verhältnisse zwischen Frankreich und den verschiednen fremden Mächten, zum besseren Verständniß dessen, was am unsrigen vorging, oft von den andern Höfen sprechen.

Seitdem der Frieden unterzeichnet war, fing das Volk wieder an aufzuathmen, und stützte sich mehr auf die Hofnungen der Zukunft, als auf die gegenwärtige Lage. Aber Ludwigs Geist, von den Bedingungen des Friedens und von den Unfällen des Kriegs gleich gede-

mächigt, erlag noch unter den Schlägen, die ihn in seinem Hause trafen. Der Herzog von Berry starb während der öffentlichen Freudenfeste über den Frieden, den 4 May 1714. Von der ganzen königlichen Familie blieb nur ein schwächlicher Zweig übrig, den man nicht zu erhalten hoffte; die von der absteigenden Linie entfernten Prinzen vom Geblüt waren in geringer Anzahl. Der König ließ sich überreden, daß er durch adoptirte Prinzen den Abgang ersetzen könnte. Er hatte zwey natürliche Söhne, den Herzog vom Maine und den Grafen von Toulouse. Der erste hatte eine Prinzessin vom Geblüt, aus dem Stamme Bourbon-Conde geheurathet, und zwey Söhne mit ihr gezeugt.

Durch ein Edikt, das am 2 August 1714 beym Parlament einregistrirt wurde, berief der König, in Ermangelung der Prinzen vom Geblüt, die legitimirten Prinzen und ihre Abkömmlinge zur Nachfolge; und durch eine Deklaration vom 23 May des folgenden Jahres 1715 bestätigte der König das Edikt, und stellte die legitimirten Prinzen den Prinzen vom Geblüt im Stande durchgängig gleich. So hohe Begriffe er auch von seiner Macht hatte, so fühlte er doch so gut, wie sehr er natürliche Kinder erhöhe, daß er zu ihnen sagte: Ich habe nun für Euch gethan, was ich konnte; Eure Sache ist es durch Verdienst was ich that zu befestigen.

Diese Prinzen waren nur nach und nach zu einer solchen Höhe gestiegen. Ludwig dachte ganz anders, als er auf die ersten Vorschläge den Herzog vom Maine zu verheurathen, antwortete: Diese .... sind nicht gemacht sich zu verheurathen. Als er fromm geworden war, gab er endlich seine Erlaubniß dazu aus Gewissenhaftigkeit.

Der erste Schritt war schon ziemlich schwer gewesen, Kinder legitimiren zu lassen, ohne ihre Mutter, die Marquise von Montespan, deren Mann noch lebte, zu nennen.

nen. Der Procureur-général Harlai, ein Mann von Auskünften, half der Sache ab, und verdiente, oder erwarb dadurch in der Folge die Stelle als Erster Präsident. Er gab an, daß man mit dem Chevalier von Longueville 1) eine Probe machte; dieser wurde am 7 September 1672 legitimirt, und wie dieses Beyspiel vorausgegangen war, ließ man den Herzog vom Maine am 20 December 1673 legitimiren. Der Graf von Toulouse und die andern natürlichen Söhne des Königs wurden nach einander legitimirt; und 1680 ward diesen Kindern durch ein königliches Patent das Recht ertheilt, sich unter einander, in der Ordnung der rechtmäßigen Nachfolgen, zu succediren.

Aemter und Ehren kamen bald hinter drein. Der Herzog vom Maine wurde in seinem sechszehnten Jahre zum Ritter vom Heiligen Geist gemacht, und kommandirte schon in seinem ersten Feldzug die Kavalerie, eine Ehre, die man den Prinzen vom Geblüt erst wenn sie wenigstens eine Kampagne an der Spitze ihrer Regimenter gemacht haben, erzeigt. Der Graf von Toulouse wurde vor dem funfzehnten Jahre Ritter vom Heiligen Geist.

1694 gab eine königliche Deklaration den legitimirten Prinzen den Mittelrang zwischen den Prinzen vom Geblüt, und über alle Herzoge und Pairs. Um diese Gnade vorzubereiten, ließ man durch eine Verordnung zu Gunsten des Herzogs von Vendome den Rang

 wieder

1) Er war ein Sohn von Karl-Paris von Orleans, Herzog von Longueville, der beym Uebergang des Rheins den 12 Junius 1672 getödtet wurde, und der Marechale de la Ferte, deren Mann noch lebte. Die Marechale de la Ferte, und die Herzogin von Olonne, ihre Schwester, waren aus Agennes. Sie waren es, die nach dem ausschweifendsten Leben die Erfindung aufbrachten, als sie alt wurden, ihre Leute dafür fasten zu lassen. Der Chevalier von Longueville wurde bey der Belagerung von Philippsburg 1688 getödtet; und das Haus Longueville erlosch 1694 gänzlich in der Person des Abbe von Longueville, der verrückt starb.

wieder aufleben, den Heinrich der Vierte 1610 seinem natürlichen Sohn Cäsar von Vendome, dem Großvater dessen, dem Ludwig der Vierzehnte ihn zurückgab, angewiesen hatte; aber er nahm seinen Sitz erst nach den neuerdings Legitimirten.

Um die Prinzen vom Geblüt nicht aufzubringen, und damit sie nicht durchaus mit den legitimirten gleich gehalten würden, wurde verordnet, daß diese, wenn sie nach ihren Sitzen gingen, nicht über das Parquet 1) gehen sollten wie jene; daß der Erste Präsident, indem er ihre Stimme forderte, sie bey dem Namen ihrer Pairie nennen sollte, anstatt daß er die Prinzen vom Geblüt nicht nennt; daß aber der Erste Präsident sie mit Abnehmen der Mütze grüßen sollte, was er bey den Pairs nicht thut; daß sie den Eid leisten würden, was die Prinzen nicht thun, und daß ihre männlichen Nachkommen, die Pairien besäßen, im zwanzigsten Jahre in das Parlament treten sollten. Die Prinzen vom Geblüt treten mit ausgegangnem funfzehnten Jahr 2) in das Parlament, die Pairs

1) Die Ehre über das Parquet zu gehen, um den Sitz im Parlament einzunehmen, war vor Alters dem ersten Prinzen vom Geblüt allein aufgehoben. Der Herzog von Enghien, nachmals der große Conde, folgte einmal seinem Vater über das Parquet, und als ihn dieser abhalten wollte, sagte der Herzog: Gehen Sie nur Ihren Weg fort; wir wollen sehen wer es wagt mich zu hindern.

Der Gruß mit der Mütze, den der Erste Präsident den Herzogen und Pairs versagt, und den Präsidenten à Mortier bewilligt, ist wieder eine von den ernsthaften Tändeleyen, die zwischen den Pairs und den Magistratspersonen viel Streitigkeiten und Zwiespalten veranlaßt haben, übrigens niemanden angehen, als die interessirten Parteyen.

2) Zu einem Lit de justice können die Prinzen vom Geblüt in jedem Alter, selbst als Kinder, dem König folgen. Gaston, Bruder Ludwigs des Dreyzehnten, fand sich im sechsten Jahre bey dem Lit de justice vom 2 October 1614. Ludwig von Bourbon, Graf von Soissons, im zehnten bey dem vom 11 May 1604. Philipp von Frankreich, Bruder Ludwigs des Vierzehnten, war kaum eilf Jahre alt, als er dem vom 7 September 1651 beywohnte.

Pairs mit den verstrichnem fünf und zwanzigsten. Man setzte einige andre Punkte von Cäremoniel und Etikette fest, die sehr wichtig sind für die Leute, die es betrift, und an denen jedem andern nichts gelegen ist.

1710 ließ der König in die Protokolle des Oberst-hofmeisters eintragen, daß die Söhne des Herzogs vom Maine, als Enkel Sr. Majestät, in Rang, Ehre und sonst, wie ihr Vater gehalten werden sollten.

Der König that von Zeit zu Zeit Dinge, durch welche er die Größe, zu der er seine natürlichen Söhne erheben wollte, ankündigte und vorbereitete. Bey dem Tode der Wittwe des Herzogs von Verneuil, eines Bastards von Heinrich dem Vierten, legte er auf vierzehn Tage die Trauer an. Die Herzogin von Angouleme, Wittwe eines Bastards von Karl dem Neunten, erhielt keinen Antheil an allen diesen Ehrenbezeugungen, wahrscheinlich weil ihr Mann kein Bourbon war. Sie lebte lange im Kloster zu Sankt Elisabeth von einer Pension von 2000 Livres; durch das Unglück der Zeiten unterblieb die Auszahlung, und sie wäre vor Elend umgekommen, wenn eine alte Fräulein, die ihre Freundin war, sie nicht auf ihr Landgut zu sich genommen hätte. Ihre Tugenden und vielleicht die Würde ihres Betragens, erwarben ihr die Achtung des Königs, dem sie zuweilen die Aufwartung machte. Das war aber auch ziemlich alles, was sie von ihm zog 1). So gränzt die Größe am Elend.

Man unterließ nichts, um die Erhöhung der legitimirten Kinder beym Publikum einzuleiten. Der Jesuit Daniel erhielt Auftrag und gab sich Mühe, in seiner Geschichte von Frankreich auf die großen Etablissements der

1) Sie nannte sich Franziska von Nargonne, und war die Schwester eines Edelknaben von ihrem Mann. Sie starb 1713, hundert und vierzig Jahre nach dem Tode ihres Schwiegervaters.

Bastarde von unsern Königen Gewicht zu legen. So bald das Werk herauskam, sprach der König mit Lobeserhebungen davon und empfahl es jedermann; man mußte es lesen, oder gelesen haben; der Pater Daniel bekam dafür das Diplom als Historiograph von Frankreich, mit einer Pension. Ich hoffe, daß man mich aus diesen Memoiren nicht für einen besoldeten Geschichtschreiber ansehen wird, ohngeachtet ich mit meinem Gehalt zufrieden bin.

Die Prinzen vom Geblüt hatten sich um den Mittelrang der den legitimirten gegeben worden war, wenig bekümmert; sie waren sogar nicht übel zufrieden eine Klasse zwischen sich und den Herzogen zu sehen; aber die Gleichstellung empörte sie. Die Herzoge und Pairs, die über den Mittelrang außer sich gewesen waren, trösteten sich in etwas durch die Demüthigung der Prinzen vom Geblüt, zumal da sie nicht zweifelten, daß nach dem Tode des Königs diese Prinzen die legitimirten angreifen würden, und daß die Zerstörung der einen Parten die andre mit treffen müßte. Die Magistrate fanden das Edikt gegen unsre Gesetze und unsre Sitten; und diejenigen unter den Bürgern, denen es gleich gilt, wessen Herrschaft sie zufallen, weil sie dabey weder gewinnen noch verlieren, nahmen keinen Antheil daran.

Der Graf von Toulouse, ein weiser und kluger Mann, antwortete denen, die ihm darüber Glück wünschten, daß die Sache recht schön wäre, wenn sie nur dauern, und ihm einen Freund mehr verschaffen könnte. Valincourt, von der Französischen Akademie, der diesem Prinzen persönlich und besonders zugethan war, sagte ihm statt alles Glückwunsches: Gnädiger Herr, Sie haben da eine Rosenkrone erhalten, die, fürchte ich, zur Dornenkrone werden wird, wenn die Blüten davon abgefallen sind.

Frau von Maintenon, die das erste Triebrad bey diesem Geschäfft gewesen war, hatte sich, um es zu lenken,

sen, des Kanzlers Voisin bedient, den sie Pontchartrain zum Nachfolger gegeben hatte. Die freywillige Entfernung des Letzteren 1) unter diesen Umständen führt auf die Vermuthung, daß er das Werkzeug einer solchen Neuerung nicht hatte seyn wollen. Voisin war unwissender und daher kühner, er ließ sich willig zu allem gebrauchen. Frau von Maintenon wußte ihm auch seine Stelle als Staatssekretair zu erhalten, um sich seiner bey mehr als einem Werke zu bedienen. Sie sorgte sehr dafür, daß niemand sich dem Könige näherte, als Menschen, die durch eine unerschrockne Schmeicheley ihn in seiner Meynung bestärkten, in ihm allein sey der constitutive Stand der Monarchie vereinigt.

Da indessen der König einige Zweifel blicken ließ, ob sein Wille auch in der Zukunft gelten würde, beschloß man dieß zu benutzen, um für seine Söhne eine solche Macht von ihm zu erlangen, die sie in den Stand setzte, sich durch sich selbst zu halten. Sie waren schon im Besitz der größten Stadthalterschaften, des Kommandements von den Schweizern, von den Karabiniers, von der Artillerie und von der Admiralität. Es kam nur noch darauf an, den Gefahren der Regentschaft vorzubauen, während deren ein Prinz, dessen ganze Stärke in seinem Namen bestand, sich der unumschränkten Gewalt bemächtigen, und den natürlichen Kindern alles, was sie von der Liebe ihres Vaters erhalten hatten, wieder rauben konnte. Frau von Maintenon fürchtete außerdem, sich in der Abhängigkeit von diesem Prinzen, der mit ihr nicht zufrieden war, zu befinden.

Man weckte jene Gerüchte wieder auf, die durch den Tod der Prinzen gegen den Herzog von Orleans ent-

1) Das Edikt, das die legitimirten Prinzen successionsfähig macht, würde den 2. August einregistrirt, und der Kanzler von Pontchartrain war im Julius abgegangen.

standen waren. Man beredete den König, daß es eben so gefährlich als ungerecht wäre, den einzigen Sprößling der königlichen Familie in die Gewalt eines Prinzen zu geben, der seit den Renunciationen nichts mehr zwischen dem Thron und sich sehen würde als ein einziges Kind, dessen Leben er in seinen Händen hielte. Man stellte es ihm als eine heilige Pflicht vor, durch ein Testament gegen einen gewissenlosen, der Reue unfähigen, ehrsüchtigen Mann, dessen Macht man entweder verhindern oder fesseln müßte, alle Vorkehrungen zu treffen.

Das Wort Testament lautete hart in den Ohren eines Königs, den man immer als unsterblich behandelt hatte; aber der Gedanke noch nach seinem Tode zu regieren milderte diese Vorstellung. Voisin, der durch seine Arbeit oft um den König war, fand sich immer bey der Hand um günstige Augenblicke zu ergreifen, und die Personen, denen daran gelegen, zu benachrichtigen. Er schrieb mit eigner Hand das Testament, das der König den 2 August unterzeichnete, an dem nämlichen Tage, da das Edikt, durch welches die legitimirten Prinzen für successionsfähig erklärt wurden, im Parlament einregistrirt wurde. Man blieb länger als drey Jahre in der vollständigsten Unwissenheit alles dessen, was hierüber vorgefallen war; aber die inneren Hausbedienten und die Frau von Caylüs, von O, von Dangeau und von Levi, welche die gewöhnliche Gesellschaft des Königs und der Frau von Maintenon ausmachten, bemerkten seit einiger Zeit an dem Monarchen eine gewisse Unruhe, eine ungleiche Laune, eine finstre Mine, die von innerer Beängstigung zeugten; und Frau von Maintenon stellte sich als ob sie die Ursache davon nicht wüßte.

Der König befreyte sich endlich aus dieser peinlichen Lage. Er redete den Herzog vom Maine in Gegenwart seiner Leibbedienten an: was ich auch thun mag, und was Ihr bey meinen Lebzeiten auch seyn mögt, nach

nach meinem Tode lauft Ihr Gefahr nichts zu werden; Ihr also müßt das geltend machen, was ich gethan habe. Zwey Tage darauf fand sich die Königin von England bey dem König, und als sie ihn über seine Achtsamkeit durch ein Testament für die Verwaltung des Staats zu sorgen, loben wollte, sagte er: Ich habe es gethan; übrigens wird es mit diesem Testament vielleicht zugehen, wie mit dem letzten Willen meines Vaters. Wir alle, wir können was wir wollen, und nach unserm Tode vermögen wir weniger als Privatleute.

Den folgenden Tag wurden der erste Präsident und der Procureur-général zum Lever des Königs berufen; sie folgten ihm allein in sein Kabinet, wo ihnen der Monarch ein versiegeltes Paket in die Hände gab, und sprach: Meine Herrn, dieß ist mein Testament. Kein Mensch als ich z) weiß, was es enthält. Ich überantworte Ihnen dasselbe, um es beym Parlament niederzulegen, dem ich kein größeres Zeichen meiner Achtung und meines Vertrauens geben kann. Das Beyspiel, das ich von dem Testament meines Vaters habe, lehrt mich sehr gut erkennen, was aus diesem werden kann. Die beyden Magistratspersonen blieben eben so betroffen von dem Ton, als von den Worten, die sie da gehört hatten.

Das Edikt, durch welches verordnet wurde, daß sein Testament im Parlamentsarchiv niedergelegt, und erst nach seinem Tode geöfnet werden sollte, wurde am 30 August einregistrirt. Ludwig der Vierzehnte setzte durch diesen letzten Willen einen Regentschaftsrath nieder,

z) Der Kanzler Voisin wußte es, da er das Testament geschrieben hatte. Der Frau von Maintenon war es unmöglich ein Geheimniß, und durch sie wußte wahrscheinlich der Herzog vom Maine auch darum. Die Artikel selbst findet man im Testament und im Kodizill, die gedruckt sind.

dessen Oberhaupt der Herzog von Orleans seyn sollte, und die Person des jungen Königs wurde der Vormundschaft und der Aufsicht des Regentschaftraths anvertraut. Das Testament wurde in eine Hölung, die man in der Mauer eines Thurms vom Palais anbrachte, unter einem eisernen Gegitter, und einer Thüre, die mit drey Schlössern verschlossen war, niedergelegt.

Die Anrede an die beyden Magistratspersonen, die Worte, die der König gegen die Königin von England gesprochen, und die sie dem Herzog und der Herzogin von Lauzün mitgetheilt hatte, der in Gegenwart von Zeugen gegen den Herzog vom Maine geschehene Ausbruch, ließen bey dem Herzog von Orleans keinen Zweifel übrig, daß das Testament zu seinem Nachtheil wäre. Er blieb ganz still, und fühlte schon damals, daß man ein Testament würde anfechten können, das der Erblasser selbst nicht für unanfechtbar hielte.

Ich habe selbst hinlänglich ausgeführt, wie verläumderisch die gegen den Herzog von Orleans ausgestreuten Gerüchte waren, und werde mir nun um so eher getrauen zu behaupten, daß Ludwigs Testament darum nicht weniger weise, nicht weniger regelmäßig war. So wenig gegründet die Meynung war, die man von dem Herzog hatte, so war sie doch fast allgemein. Es war also nicht klug, ihn als unbedingten Herrn über den Staat und über die Person des jungen Königs zu setzen; die Aufsicht über denselben dem anzuvertrauen, dem an der Erhaltung dieses Kindes am wenigsten gelegen war. Ueberdem giebt die Nähe des Bluts kein entschiednes Recht auf die Regentschaft. Karl der Fünfte, der Weise genannt, hatte durch ein Testament von 1374 seinen Schwager, den Herzog von Bourbon, zur Verwaltung des Reichs seinen drey Brüdern vorgezogen. Die Schiedsrichter, die nach dem Tode Karls des Fünften von den vier Onkeln Karls des Sechsten erwählt wurden, um ihre

Ans

Ansprüche auszugleichen, erkannten zwar die Regentschaft dem ältesten, dem Herzog von Anjou zu; aber sie überantworteten die Erziehung und die Oberaufsicht über das Haus des jungen Königs den Herzogen von Bourgogne und von Bourbon, welche die entferntesten von der Krone waren.

Ludwig der Eilfte vertraute die Regierung der Person Karls des Achten, seines Sohnes, und die vornehmste Verwaltung des Königreichs der Dame von Beaujeu, Karls älteren Schwester, mit Ausschließung des Herzogs von Orleans, der nachmals Ludwig der Zwölfte wurde. Die Etats - généraux bestätigten diese Verordnung, und da bey dem vierzehnjährigen Alter Karls des Achten kein Regent seyn konnte, ernannten dieselben dem König einen Rath von zehn Personen. Ich werde mich nicht länger über die Beyspiele ausbreiten; aber ich werde die Folgerung ziehen, daß Ludwigs des Vierzehnten Testament sich sehr wohl hätte erhalten können, wenn der Herzog vom Maine den Geist eines Grafen von Dünois gehabt hätte, und wenn es das Parlament nicht geküzelt hätte, wieder einen Regenten zu machen, wie es bey den zwey letzten Regentschaften gethan hatte. Diese drey sind die einzigen gewesen, über die das Parlament entschieden, und dadurch beträchtliche Fortschritte in der Einweihung zu der Staatsverwaltung gemacht hat, auf die es so gut als es kann doch immer zugeht.

Während daß sich der König damit beschäfftigte, die Ruhe des Reichs zu sichern, hatte er den Schmerz den Tod der Königin Anna zu erfahren, für die er Freundschaft und Erkenntlichkeit, beydes nicht unverdient, empfand. Dieser Verlust wäre für ihn noch von größerer Wichtigkeit gewesen, wenn er ihn vor dem Friedensschluß getroffen hätte, da dieser alsdann vielleicht nicht zu Stande gekommen wäre. Georg der Erste, Kurfürst

 von

von Hannover, bestieg den Englischen Thron, und die Regierung änderte sich gänzlich.

Das neue Ministerium verfolgte den ganzen Rath der verstorbnen Königin so zu sagen mit Feuer und Schwert. Der Herzog von Ormond, der Marlebourough bey der Armee abgelöst hatte, flüchtete sich nach Frankreich. Der Großschatzmeister Harley, Graf von Oxfort, wurde vor das Parlament gefordert, und lief Gefahr den Kopf zu verlieren. Bolingbroke, der mehr als jemand Antheil an dem Frieden gehabt hatte, mußte, um sein Leben zu retten, nach Frankreich übersetzen, wo ich ihn viel gesehen habe. Ich war öfters bey ihm auf seinem Landgut, und habe da verschiedne ziemlich merkwürdige Details über die Englische Regierung von ihm erfahren, die ich vielleicht Gelegenheit finden werde, anzubringen.

Der Lord Stairs kam als Bothschafter nach Frankreich, an die Stelle des Lord Schewsbury. Stairs, ein Schottländer, war ein Mann von vielem Verstand, unterrichtet, in Privatgesellschaften liebenswürdig, aber sehr übermüthig, wenn er mit unsern Ministern Geschäffte abhandelte, kühn sogar in seinem Aeusserlichen, aus Karakter und aus Grundsatz; denn er schien sich eine Art von System zu seiner Aufführung daraus gemacht zu haben. Er versuchte selbst gegen den König insolent zu seyn. In einer Privataudienz, die er bey diesem Fürsten hatte, sprach er mit wenig Zurückhaltung von den Festungswerken, an denen zu Mardyk gearbeitet wurde, und die, sagte man, den Dünkirchner Hafen ersetzen könnten. Der König hörte ihn ruhig an, und seine ganze Antwort war: **Herr Gesandter, ich war immer in meinem eignen Hause Herr, ich war es zuweilen bey Fremden; machen Sie nicht, daß ich mich dessen erinnere.** Damit verabschiedete er ihn. Stairs erzählte es vielen Bekannten, unter andern dem

Mare-

Marechal von Noailles und er sagte hinzu: Ich gestehe, daß das alte Machwerk mir imponirt hat.

Der König wollte ihm nachher keine Audienz mehr bewilligen, und verwies ihn für die Geschäffte an den Marquis von Torcy, von welchem Stairs eine ziemlich harte Lehre empfing. Der sanfte und höfliche Charakter des Ministers reizte den Engländer ihn zu mißbrauchen, und er vergaß sich einmal gegen ihn über den König. Torcy sagte darauf mit vieler Kälte: Herr Gesandter, so lange Ihre Insolenzen nur mich betrafen, habe ich sie dem Frieden zu Liebe hingehen lassen; wenn Sie aber jemals, indem Sie zu mir reden, die Ehrfurcht übertreten, die Sie dem König schuldig sind, so lasse ich Sie zum Fenster herauswerfen. Stairs schwieg, und war von Stund an vorsichtiger.

Die letzten Lebensjahre des Königs waren so traurig, als die ersten glänzend gewesen waren. Der Tod des Herzogs von Bourgogne und vorzüglich seiner Gemahlin, machten eine schreckliche Lücke in seinem Privatleben. Diese Prinzessin hatte den ganzen Reiz desselben mit ins Grab genommen. Frau von Maintenon, für die er so abgenossen war als sie für ihn, suchte vergebens ihm durch Konzerte, durch Prologe zu Opern, die voll von Lobeserhebungen auf ihn waren, durch Scenen aus Komödien, die von Musikanten und den innern Hausbedienten in seinem Zimmer aufgeführt wurden, Zerstreuung zu verschaffen. Die Langeweile schwamm oben, und Frau von Maintenon konnte wohl ausrufen: Welche Marter einen Menschen amüsiren zu müssen, der nicht mehr amüsabel ist!

In Ermangelung eines Zeitvertreibs gab ihm sein Beichtvater zur Beschäftigung einen Religionskrieg, durch den Entwurf der Konstitution Unigenitus, die so wenig Leute redlich und aufrichtig angriffen oder vertheidigten. Man hat über diese Materie, die ihrer Natur nach so

lange

langweilig ist, so viel geschrieben, daß ich bloß davon sprechen werde, um einige von den weniger bekannten Triebfedern aufzudecken, die auf den Staat eine gerade Beziehung haben, oder zur besseren Einsicht in den Geist des Hofs dienen. Die Konstitution war höchstens ein Gegenstand zur Uebung für müßige Schulen, und man machte sie zum Staatsgeschäfft; in dieser Gestalt verwirrt sie schon seit einem halben Jahrhundert unser Vaterland. Mit Kabale fing sie an, der Fanatismus setzte sie fort, und es wäre längst hohe Zeit gewesen, daß sie durch Verachtung geendet hätte.

Die Theologie hat sich von jeher mit der herrschenden Philosophie verbündet. Die ersten unterrichteten Christen waren Platoniker. Der Peripatetismus stand bey der Sorbonne lange in gleicher Achtung mit der Theologie. Wenn sich die Theologen seit der von Cartesius angefangenen Revolution von den Philosophen mehr entfernt haben, so geschah es bloß, weil diese keine besondre Ehrerbietung für die Theologen zu haben schienen. Eine Philosophie, die den Zweifel und die Untersuchung zu ihrer Grundlage nahm, mußte sie wohl scheu machen. Die Frage, welche in unsern Tagen die Kirche oder ihre Diener theilt, schreibt sich aus dem entferntesten Alterthum her. Die freye Willkühr, die Unterscheidung zwischen dem Freyen und dem Willkühelichen, hat vor der Entstehung des Christenthums die Philosophen beschäfftigt; und die Streitigkeit zwischen den Jansenisten und den Molinisten war in ihrem Ursprung nichts anders, als die philosophische Lehre von der Freyheit, theologisch behandelt. Da aber die Streitigkeiten über die Gnade zum Hauptgegenstand des Prozesses wurden, verwirrten die scholastischen Spitzfindigkeiten und der abentheuerliche Sprachgebrauch die Ideen dergestalt, daß weder die einen noch die andern sich selbst verstehen, oder von vernünftigen Leuten verstanden werden konnten. Man sollte

te meynen, daß nach so vielem Disputiren, und bey so unauflöslichen Schwierigkeiten, die Freyheit und die Gnade für die Philosophie so gut wie für die Theologie zu einem Gegenstand der Mystik hätten gemacht werden sollen.

Uebrigens hatten der Jansenismus und der Molinismus schon vor der Regierung Ludwigs des Vierzehnten Bestand. Die berühmtesten Anhänger des Jansenismus lebten in der Abtey von Port-royal-des-Champs, dieser Wiege der ersten Philosophie und guten Litteratur. Die Jesuiten, mächtig am Hofe, hatten andre Grundsätze als die Bewohner von Port-Royal, Grundsätze, die menschlich vernünftiger, vielleicht aber dem Buchstaben des Evangeliums weniger angemessen waren. Jene, mächtige Logiker, Männer von großer Beredsamkeit, die, wonach die Fälle waren, mit Bitterkeit und mit Scherz gleich geschickt umzugehen wußten, hielten dabey auf eine Strenge des Wandels, die bey verfolgten Parteyen ziemlich gemein ist, und wenn sie auch keine Nachahmer erzeugt, doch wenigstens Bewunderer, Schüler und Anhänger verschaft.

Die Jesuiten, geschmeidige, feine, einschmeichelnde Leute, nachsichtig in ihrer Moral, führten zwar einen eben so regelmäßigen Lebenswandel als ihre Gegner, konnten aber über den Schein weniger wachen, weil sie in der Welt und am Hofe, wo sie die Gewissen dirigirten, mehr verbreitet waren.

Ich werde hier eines Baius, eines Molina, eines Jansenius, und so vieler andrer Athleten der Theologie nicht gedenken. Ich werde die Kontroversen nicht berühren, welche so viele Bände erzeugt haben, die von einer sehr kleinen Anzahl Zeitgenossen gelesen wurden, von der Nachwelt aber, mit den Realisten, den Nominalisten und so vielen andern Streitern, die sich der Un-

sterblich-

sterblichkeit versichert hielten, der Vergessenheit überlassen werden.

Es hat vor und nach der Konstitution Unigenitus so viel Verschiedenheit in den Meynungen gegeben, daß Namen, welche erst Sekten bezeichneten, mit der Zeit Parteyen unterschieden haben. Die Gelehrten von Port Royal würden ihren Unwillen nicht bergen können, wenn sie wieder auflebten, und den niedrigen Pöbel der Konvulsionnaires a) unter dem Namen, den sie führten, begreifen sähen.

Zum Verständniß der Geschichte wird es hinreichend seyn zu bemerken, daß man heut zu Tage die Jesuiten und ihre Anhänger gemeiniglich Molinisten, und ihre Gegner Jansenisten nennt, von welchem Stande beyde auch seyn mögen.

Die Jesuiten fingen zuerst an, die ursprünglichen Begriffe zu verwechseln, um ihre Gegner zu stürzen. Sie schilderten sie bey Hofe nicht bloß als Ketzer, sondern als Republikaner, als Feinde der königlichen Gewalt. Unter diesem doppelten Gesichtspunkt wurden sie Ludwig dem Vierzehnten, von seiner Kindheit an, vorgestellt. Die Protestanten waren an ihren äußerlichen Religionsgebräuchen kenntlich, er hielt sie für weit weniger gefährlich als die Jansenisten, die er für verborgne Feinde ansah. Da seine Frömmigkeit in dem Verhältniß zunahm, wie seine Leidenschaften abnahmen, und da die Eifersucht auf seine Macht durch das Alter ebenfalls an Stärke gewann,

a) Die Konvulsionnaires nannte man eine Sekte, die auf Anstiften einer geistlichen Kabale sich damit abgab, auf dem Grabe eines Heiligen von ihrer eignen Mache Wunder geschehen zu lassen. Ihre Kunststücke hatten viel Aehnlichkeit von denen, womit man einem Pferde einen Nagel in den Kopf schlägt, und es lebendig und unversehrt wieder aufrichtet. Nach einem Epigramm der damaligen Zeit, (der Hälfte ohngefähr des laufenden Jahrhunderts) mußte Gott sich endlich von dem König verbieten lassen, Wunder zu thun an dem Orte.

wann, so glaubte er immer mehr vor einer Sekte und vor einer Parten auf seiner Hut seyn zu müssen. Sein Vorurtheil über diesen Punkt war eine Art von Tollheit, und veranlaßte zuweilen lächerliche Auftritte. Der Herzog von Orleans wollte zum Beyspiel, als er 1706 abreiste, um das Commando der Armee in Italien zu übernehmen, einen gewissen Angrand de Fontpertuis mitnehmen, den er bey seinen Lustpartien brauchen konnte, ohngeachtet er nicht bey den Truppen diente. Als es der König erfuhr, fragte er seinen Neffen, warum er einen Jansenisten mitnähme. Er Jansenist? rief der Prinz. Ist es denn nicht, fragte der König, ein Sohn von der Närrin, die dem Arnaud nachlief? Ich weiß nicht, erwiederte der Herzog, was mit der Mutter war; aber der Sohn ist so weit entfernt Jansenist zu seyn, daß ich nicht einmal weiß, ob er an Gott glaubt. Man hatte mich also falsch berichtet, sagte der König mit aller Treuherzigkeit, und ließ Fontpertuis mit seinem Neffen reisen, da für den reinen Glauben nichts von ihm zu befahren stund. Die Jesuiten benutzten diese Vorurtheile, um ihre Feinde aus dem Felde zu schlagen, und der Beichtstuhl des Königs, in dessen Besitz sie waren, leistete ihnen bey ihren Entwürfen treffliche Dienste.

Die Beichtvaterstelle ist bey allen katholischen Fürsten eine Art von Ministerium, mit welchem nach dem Alter, den Leidenschaften, dem Charakter und den Einsichten des Beichtsohnes mehr oder weniger Macht verknüpft ist.

Der Pater de la Chaise besetzte lange Zeit diesen Posten, und verschaffte seiner Gesellschaft viel Ansehen.

Er war geschmeidig, artig, listig, er hatte feine Kenntnisse, ein sanftes und gleiches Betragen. Er wußte das Gewissen seines Beichtsohnes nach Befinden aufzuscheuchen oder zu beruhigen, und ließ diese Kunst seinem Vortheil und dem Vortheil seiner Gesellschaft stets

zu gute kommen, er diente ihr übrigens nur unter der Hand, und ließ dem König den äusseren Glanz des Beschützers. Ein verdeckter Verfolger jeder entgegengesetzten Partey, ließ er sich immer mit Mäßigung über jede heraus, und lobte sogar einzelne Anhänger derselben. Er ließ auf seinem Tische die moralischen Betrachtungen des Pater Quesnel vom Oratoire sehen, und sagte zu denen, die über seine Achtung für einen Schriftsteller aus einer der Societät entgegengesetzten Partey verwundert schienen: Ich habe keine Zeit mehr zum Studiren; ich schlage dieses Buch auf, und finde immer etwas, das mich erbaut oder belehrt. Bey seinem Tode 1709 hielt ihm der König öffentlich eine Lobrede, gedachte mehrerer Gelegenheiten, wo der Pater La Chaise die Vertheidigung verschiedner beschuldigter oder verdächtiger Personen gegen ihn übernommen hatte, und setzte hinzu: Ich sagte manchmal zu ihm: Sie sind zu sanft, und er erwiederte mir, ich bin nicht zu sanft, aber Sie, Sire, sind zu hart. Sie kannten sich beyde recht gut.

Wenig Tage vor seinem Tode sagte er zum König: Sire, ich bitte Sie inständigst, meinen Nachfolger in unsrer Gesellschaft zu ernennen. Sie ist Ihrer Majestät sehr zugethan, aber sie ist sehr ausgebreitet, sehr zahlreich, und besteht aus sehr verschiednen Charakteren, die alle für den Ruhm des Ordens leidenschaftlich eingenommen sind. Man könnte, im Fall, daß dieser Abbruch litte, für nichts stehen; und ein Bubenstück ist bald ausgeführt. Dem König war diese Aeusserung so auffallend, daß er sie seinem ersten Chirurgus, Marechal, wiedersagte, der im ersten Schrecken zu Blouin, erstem Kammerdiener, und zu Bouldüc, erstem Apotheker, seinen besondern Freunden, von denen ich in meiner Jugend viele Anekdoten erfahren habe, damit eilte.

Was der Pater La Chaise von seiner Societät dachte, läßt sich mit Recht von jedem geistlichen Orden vor-

aus-

aussetzen, der durch den Beichtstuhl mit dem Hofe in Verbindung steht. Es wäre zu wünschen, daß man dieses Amt nie einem andern als einem Weltpriester anvertraute. Der König von Sardinien, Victor Amadeus, sagte zu einem unsrer Minister, der noch lebt und von dem ich es habe, daß sein Beichtvater, ein Jesuit, auf dem Todbette ihn bitten ließ zu ihm zu kommen, und zu ihm sprach: Sire, Sie haben mich mit Ihrer Gnade überhäuft, ich will Ihnen meine Dankbarkeit dafür beweisen. Nehmen Sie nie einen Jesuiten zum Beichtvater, aber fragen Sie mich nichts weiter, ich würde Ihnen nicht antworten.

Nichts war geschickter den Verlust des Pater la Chaise empfindlich zu machen, als die Wahl seines Nachfolgers, des Pater Tellier. Er war in Unter-Normandie geboren, und der Sohn eines Procureurs von Vire. Ein satanischer Stolz beseelte bey diesem Manne einen kraftvollen Körper, sein Geist war fest und der hartnäckigsten Anstrengung fähig, und ohne eine gesellschaftliche Tugend hatte er alle Laster einer starken Seele. Von der Begierde zu herrschen, alles seinem Orden, und seinen Orden sich selbst zu unterwerfen, besessen, ohne Unterlaß auf dieses Ziel arbeitend, wurde er von denen selbst, die er verpflichtete und dadurch zu Sklaven machte, gefürchtet, und von allen andern, selbst von seinem Orden, den er mächtig und verhaßt machte, verabscheut. Wenn der Jesuiterorden in Frankreich jemals zerstört wird, so ist Tellier der erste Urheber ihres Untergangs gewesen. Das war der Gewissensrath Ludwigs des Vierzehnten.

Seine erste Erscheinung am Hofe verkündigte schon was er vorstellen würde. Er war sehr über die Schwachheit erhaben, sich seiner Geburt zu schämen. Der König wurde durch die Ähnlichkeit der Namen veranlaßt ihn zu fragen, ob er mit Tellier de Louvois verwandt wäre? Ich, Sire? sagte Tellier und warf sich fast zur Erde,

 ich

ich bin nur der Sohn eines Bauern, und habe weder Verwandte noch Freunde. Dieses Geständniß machte ihm weder Ehre noch Schande bey einem König, der gewohnt war das Volk und was er Bürgersleute nannte ziemlich aus einem Gesichtspunkt anzusehen, und der nichts wollte, als daß man ihm allein ganz angehören sollte. Fagon, der erste Leibarzt, urtheilte richtiger über den Priester. Er beobachtete die Rede, das Betragen, die Bücklinge des Jesuiten, und sagte, indem er sich zu Blouin wandte: das ist ein Spitzbube a)!

Tellier fing damit an, daß er eine abgesonderte und menschenscheue Lebensart zur Schau trug. Er fühlte, daß er nur seinen Beichtsohn zu unterjochen brauchte, um überall zu herrschen, und er setzte es nur zu sehr durch. Er wußte, daß Frau von Maintenon es mehr aus Rücksichten als aus Anhänglichkeit mit den Jesuiten hielt. Als sie Saint-Cyr stiftete, setzte sie diesen Orden hintan und zog die Lazaristen vor, um dieses Stift zu dirigiren; und als man sie um den Grund fragte, sagte sie, daß sie in ihrem Hause gern ihr eigner Herr seyn wollte. Tellier mußte überhaupt gewahr werden, daß im Betragen gegen die Jesuiten weniger Vertrauen auf sie, als menschliche Rücksicht auf den König zum Grunde lag. Er empfand es mit lebhaftem Unwillen, rächte es bey schicklichen Veranlassungen, und gewöhnte den

a) Quel sacre! In Herrn Soulavie's Ausgabe steht im Text nach diesen Worten, daß der damals gebräuchliche Ausdruck sacre mit der seit der Regentschaft des Herzogs von Orleans aufgekommenen Benennung roué gleichbedeutend gewesen wäre. Die Stelle selbst scheint apokryphisch zu seyn, aber die darinn enthaltene Erklärung ist richtig, und ich glaube, daß ein Ausdruck, der so nationell ist, daß er sich sogar in den verschiednen Zeitpunkten der Sitten und der Moden verändert und nüancirt hat, im eigentlichen Verstande verdeutscht werden mußte. Uebrigens begannen die schlimmsten Zeiten wohl damals, als das Rad unter der guten Gesellschaft Mode wurde.

den König seine Gefühle zu theilen, indem er ihn seiner Rache zum Werkzeug dienen ließ.

Es war über die chinesischen Ceremonien in der Kirche viel Lärm gemacht worden; man beschuldigte die Jesuiten, in jenem Lande eine unnatürliche Vermischung von Christenthum und Götzendienst unternommen zu haben. Die Sache war, in Rom selbst, sehr übel für sie ausgeschlagen, und hatte für den Pater Tellier eine Art von Schandfleck zurückgelassen, indem ein ziemlich schlechtes Buch, das er sich beygehen ließ über diese Materie zu schreiben, in den Index gesetzt worden war. Der stolze Jesuit wollte jetzt durch sein Gewicht in Frankreich vor dem Pabst selbst glänzen, und ihn zwingen, hinführo andere Saiten gegen die Societät aufzuziehen. Zugleich aber versäumte er nicht, ein Mittel zu wählen, das, indem es die Jesuiten erhob, auch dem römischen Hof wohlgefällig war, und dies Mittel war die Zerstörung von Port-Royal. Tellier schlug den sichersten Weg ein, indem er dem König dieses Haus als den Mittelpunkt des Jansenismus und des republikanischen Geistes vorstellte.

Die erste Religion für Ludwig war an die königliche Gewalt zu glauben. Unwissend übrigens in den gelehrten Gegenständen der Theologie, abergläubisch in seiner Frömmigkeit verfolgte er eine wahre oder eingebildete Ketzerey wie einen Ungehorsam, und glaubte durch die Verfolgung seine Sünden abzubüßen. Er kämpfte indessen noch. Die große Menge berühmter Männer, die aus Port-Royal gekommen waren 1), stritt bey ihm noch zum Vortheil dieses Hauses.

1) So wie die drey Arnauds, Anton, Heinrich und Robert; Nicole, Pascal, Le Roi, Abt von Haute-Fontaine, an welchen die Lettres provinciales (von Pascal) gerichtet sind, le Naïn de Tillemont, le Maître de Saci und der berühmte Advokat

In diesen Zweifeln war er, als Marechal, von dem ich schon gesprochen habe, ein zufälliges Geschäft in der Gegend von Port-Royal bekam. Der König, der Aufrichtigkeit eines guten Bedienten mehr trauend, als dem Bericht eines Ministers, trug ihm auf, alles zu beobachten, und ihm Rechenschaft davon zu geben. Marechal versprach es, und als er zurückkam, sagte er zum König: Wahrlich Sire, ich habe alles untersucht; aber, was ich da gefunden habe, Männer und Weiber, sind lauter Heilige. Der König seufzte, und schwieg. Tellier erneuerte seine Bestürmungen, und überredete seinen geistlichen Sohn, daß nichts auf der Welt so gefährlich wäre, als diese Scheintugenden, unter denen das Gift der Ketzerey verborgen läge. Der Polizeylieutenant d'Argenson, welcher nachher Siegelbewahrer würde, ein Freund der Jesuiten, von welchen man verschiedene Portraits, die alle wahr wären, machen könnte, erhielt den Auftrag zu dieser militairischen Execution. Port-Royal wurde zerstört, mit aller der Wuth, welche man gegen eine rebellische Stadt ausübt, und mit allem dem Aergerniß, das bey einem berüchtigten Haus vorfallen kann.

Tellier, der seine Herrschaft über den Geist des Königs, durch die Schritte, in welche er ihn verwickelte, immermehr gründen wollte, unternahm es den Kardinal von Noailles, Erzbischof von Paris, zu stürzen. Sein größtes Verbrechen war, daß er den Jesuiten nichts zu verdanken hatte, und blos durch seine Geburt und durch seine

vokat le Maitre; Hamont, Hermant, Lancelot, Verfasser der besten Sprachlehren und allgemeinen Methodenbücher für die griechische, lateinische, französische, italiänische, spanische Sprache, die von Port-Royal den Namen führen; Barcos de Saint Cyran, Boursens, Le Tourneur, Sainte Marthe, und verschiedene andere, derer zu geschweigen, welche ihnen ihre Erziehung verdankten, z. B. der Herzog von Beauvilliers, und der Herzog von Luynes, für welchen die Logik von Port-Royal geschrieben wurde.

seine Tugend emporgekommen war; sein zweytes, daß er bey dem Publikum in einem Ansehen stand, durch welches er bey dem König in der Austheilung der geistlichen Aemter viel Einfluß hatte: ein Departement, das dem, der es versieht, so viel Klienten zuweist (1). Tellier ließ in Rom durch seine Agenten solange intriguiren, bis man dort die moralischen Betrachtungen des

1) In der Besetzung der geistlichen Aemter (la feuille des benefices) ist immer der Charakter dessen, der sie zu verwalten hatte, sichtbar gewesen. Der Pater la Chaise gab sie gern Leuten von Stand, das Verdienst fand sich mit ein, wenn es konnte, aber im Ganzen schrie man weniger über seine Ernennungen. Der Pater Tellier gab dem Fanatismus; der Regent jeder Art von Zudringlichkeit; der Kardinal Fleury der Politik, der wohl oder übel beurtheilten Convenienz; Boyer, Bischof von Mirepoix, dem Cagotismus; der Kardinal de la Rochefoucault suchte gemeiniglich in der kurzen Zeit, da er dieses Amt über sich hatte, die Tugend und das Verdienst auf; der heutige Bischof von Orleans verdankt diese Stelle nur seiner wenigen Consistenz, und wird daher, so lange er sie hat, weniger Einfluß damit verbinden, als irgend einer. Man suchte jemanden, den man wieder abstellen könnte, ohne dem Publikum aufzufallen, und von der Seite konnte man keine bessere Wahl treffen. Verhaßter waren manche seiner Vorgänger, aber keiner wurde so verachtet. Der Regent hat oft Leute ernannt, deren Wahl das größte Aergerniß gab; diese Klippe haben die andern auch nicht immer vermieden, aber Boyers Ernennungen waren für die Kirche und für den Staat die verderblichsten, weil die Dummheit und die Ignoranz a) noch schlechter wählen, als das aufgeklärte Laster.

a) Boyer, (der sich l'ancien evêque de Mirepoix nannte, manchmal aber der Kürze wegen l'anc. evêque signirte, und das Unglück hatte, eine etwas undeutliche Hand zu schreiben, weswegen Voltaire las: l'âne evêque de Mirepoix) war ein erklärter wüthender Feind der Philosophen, der Encyclopädisten, und vorzüglich Voltairs. Duclos ernstes Urtheil muß ihn mehr brandmarken, als Voltaires witziger Einfall, da Duclos unter allen guten Köpfen Frankreichs die Freyheit und die Aufklärung am wenigsten als Sekte trieb, daher also am geschicktesten war, die freywillige Tyranney des Aberglaubens von dem nothwendigen Widerstand zu unterscheiden, den viele seiner Kollegen durch Muthwillen und philosophische Intoleranz veranlaßten, und reizten.

Pater Quesnel über das Neue Testament verdammte, welche der Kardinal approbirt hatte. Dieser Prälat nahm sogleich seine Approbation zurück, ohne aber das Buch mit zu verdammen, das seit vielen Jahren die ganze Kirche, und den Pabst selbst, Clemens den Eilften, den die Jesuiten zwangen, es zu verdammen, erbaut hatte.

Tellier that seinen ersten Angrif auf den Kardinal durch ein Paar Bischöfe von niedrigem Range, ohne Geburt und ohne Verdienste, die nach höhern Stühlen strebten, als die ihrigen waren, und deren Ehrgeiz schon eine Frechheit war.

Die Uneinigkeit zwischen dem Kardinal und Tellier wurde bald öffentlich. Der König suchte Frieden zu stiften, und trug dem Herzog von Bourgogne das Geschäft auf. Der Kardinal wäre der Versöhnung entgegen gegangen, aber dem Jesuiten war nichts daran gelegen. Frau von Maintenon, deren Nichte den Neffen des Kardinals geheirathet hatte, nahm warmen Antheil an ihm, und beredete den Bischof von Meaux, Bissi, einen nähern Umgang mit dem Beichtvater zu suchen, um durch ihn seinen heimlichen Gängen nachzuspüren; sie wollte ihn auf diese Art zu ihrem Spion bey Tellier machen, aber Tellier wußte ihn als den seinigen bey ihr zu gebrauchen. Er hatte den Untergang des Kardinals beschlossen, und nahm den kürzesten und sichersten Weg dazu, indem er ihn bey dem Könige des Jansenismus beschuldigte. Gegen Quesnels Buch war in Rom schon ein Dekret erlassen; Tellier wollte es durch eine Konstitution verdammen lassen. Alle Bischöfe, Sklaven der Societät, empfiengen vom Beichtvater Befehle und Muster zu öffentlichen Schreiben oder Hirtenbriefen. Unglücklicher Weise fiel das Original eines solchen Briefs in die Hände des Kardinal Noailles, und wurde bekannt gemacht. Der Herzog von Bourgogne, der bey seiner Anhänglichkeit an die

Re=

Religion ihre Diener von ihr selbst abzusondern wußte, sagte sogleich, man müßte den Pater Tellier fortjagen. Der König war nahe daran, es zu thun, aber sein Widerwille, einen so innigen Vertrauten, als ein Beichtvater war, zu wechseln, hielt ihn zurück; in wenigen Tagen war alles vergessen, und der Herzog von Bourgogne nahm, aus Ehrfurcht für den König, die Partie des Stillschweigens.

Diesem Ungewitter entkommen, war Tellier nur um so wüthender gegen den Kardinal, und er suchte nun in Quesnels Buch die Sätze, aus denen er den Stof zur Konstitution nehmen könnte. Er wählte geflissentlich solche, die der Molinistischen Lehre zuwider waren; aber da sie mit der Lehre des heiligen Paulus, des heiligen Augustin, und des heiligen Thomas übereinstimmten, stellte ihm einer seiner Handlanger vor, was es für Gefahr haben möchte, die Grundpfeiler des Christenthums so offenbar anzugreifen. Sankt Paulus und Sankt Augustin, sagte der unbändige Jesuit, waren hitzige Köpfe, die man heutzutage in die Bastille stecken würde, und was den heiligen Thomas betrift, so können sie selbst ermessen, wie viel ich aus einem Jakobiner mache, da ich mich um einen Apostel so wenig bekümmere.

Um dem Pabste das Werk annehmlich zu machen, trug man Sorge, die ultramontanischen Grundsätze in dem Entwurfe der Bulle zu begünstigen. Das Ganze wurde dem Pater d'Aubenton, Assistenten des Generals der Jesuiten zugesandt, um nebst dem Kardinal Fabroni, Pensionair der Societät, die letzte Hand daran zu legen; und Tellier bewog den König selbst bey dem Pabst auf diese Konstitution anzutragen, die, wie der Beichtvater sagte, von allen französischen Bischöfen ersehnt wurde.

Wie die Bulle aufgesetzt war, theilten sie Fabroni und d'Aubenton dem Pabste mit. So schnell man mit

dem Lesen darüber hinging, so glaubte der heilige Vater doch ein Manifest gegen die Schrift und gegen die Kirchenväter zu vernehmen. Er erschrak darüber; aber Fabroni, der von jeher im Dogma der Rathgeber des Pabsts gewesen war, hatte das Uebergewicht eines Präceptors über seinen Schüler bey ihm behalten. Er nahm es also in seinem gewöhnlichen hohen Ton, während daß d'Aubenton mit geschmeidiger Bescheidenheit den Pabst darauf aufmerksam machte, wie günstig diese Bulle den Grundsätzen des römischen Hofs wäre, und wieviel Ehre es machen würde, diese Grundsätze in Frankreich durch eine Constitution heiligen zu sehen, die ein unumschränkter Monarch gefodert hätte, und bey allen Tribunalen seines Reichs einregistriren lassen würde.

So schmeichelhaft dem Pabst ein so schöner Sieg in Frankreich vorkam, so fürchtete er doch den Widerspruch der Kardinäle über das Dogma. Die zur Beurtheilung desselben ernannte Kongregation war noch nicht befragt worden. Ausserdem hatte der König verlangt, daß die Bulle, so viel darinn die Freyheiten der Gallikanischen Kirche betraf, von dem Kardinal de la Tremoille, französischen Ambassadeur in Rom, untersucht werden sollte, und förmlich war diesem noch nichts mitgetheilt worden. Der Pabst ergab sich endlich auf das ausdrückliche Versprechen, daß alle diese Bedingungen erfüllt werden sollten, ehe die Konstitution herauskäme.

Die furchtsamsten unter den Räthen entfernten sich von selbst, die standhaftesten und gelehrtesten wurden abgehalten, dem Kardinal de la Tremoille zeigte man nichts als den Eingang und das Ende. Er hätte auch verlangen können mehr zu sehen, ohne klüger daraus zu werden. Die Kardinäle Carpegua und Cassini, welche der Pabst vor dem Unterschreiben um Rath fragte, unterließen nichts, um ihn daran zu verhindern. Fabroni und d'Aubenton behielten die Oberhand, und der gute

Pabst

Pabst ließ sich hinreissen, trotz den Bedenklichkeiten seines Gewissens über die Sache selbst, und seinen Besorgnissen über die Folgen.

In Rom war die Empörung der Gemüther allgemein; die Kardinäle schrien laut, daß die Lehre der Kirche umgestürzt würde. Der heilige Vater vergoß Thränen darüber; aber geschehenen Dingen ist an diesem Hofe nicht abzuhelfen. Albani, ein Nepote des Pabstes und seine Kreaturen machten den widersprechenden Kardinälen begreiflich, wie gefährlich es seyn würde, sich von ihrem gemeinschaftlichen Vater zu trennen, seiner Infaillibilität einen Stoß zu versetzen, und welcher Vortheil hingegen sich dabey fände, den römischen Grundsätzen in Frankreich Eingang zu verschaffen. Was sie vollends bestimmte, war ein Schreiben des Königs an den Pabst, das ihnen Albani vertraulich mittheilte. Tellier hatte Ludwig dem Vierzehnten eingegeben, in diesem Schreiben zu versprechen, daß er die vier berühmten Sätze der Versammlung der Geistlichkeit von 1682. würde zurücknehmen lassen. In wenig Tagen glaubten die Unwissenden an die Bulle, und die Politiker nahmen sie in Schutz. Als sie dem König übergeben wurde, fand sie anfangs in Frankreich die nämliche Aufnahme, wie in Rom; Bissi selbst schien voll Unwillen darüber zu seyn. Aber Tellier brachte ihn zum Schweigen, dem Prälat war ein Kardinalshut versprochen, aber die Ernennung war noch nicht geschehen, er fürchtete darum zu kommen, und diese Furcht machte ihn zum eifrigsten Apostel der Bulle.

Das Parlament war weniger nachgebend. Es giebt nichts, das dem Hofe so sehr im Wege ist, als diese Art von Menschen, die auf ihre Ehre zu halten haben, die wenig zu verlieren und auf nichts Ansprüche zu machen haben, wenn sie sich in den Kreis ihrer Pflicht einschränken.

Der

Der ein und neunzigste von den verurtheilten Sätzen ist so unleugbar wahr, daß das Gegentheil davon bey allen Regierungen eine politische Ketzerey ist. Die Furcht vor einem ungerechten Bannfluch, sagte Quesnel, darf uns nie verhindern, unsre Pflicht zu erfüllen. Wenn dieser Grundsatz, den die Bulle verdammt, falsch seyn soll, so ist kein Fürst vor einem abergläubischen Unterthan gesichert.

Tellier, dem man über diesen Punkt zusetzte, suchte zwischen dem ungerechten und dem falschen Bannfluch zu unterscheiden; aber diese scholastischen Spitzfindigkeiten sind für die guten Köpfe nicht gemacht und für das Volk sind sie unverständlich oder gefährlich.

Sobald die Constitution übersetzt und in aller Leute Händen war, wurden alle Gesellschaften zu so viel theologischen Schulen. Alle gesellschaftliche Unterhaltungen waren mit der Wuth zu dogmatisiren angesteckt, und damit der Nationalcharakter seine Rechte nicht verlöre, kam zwischen einer dogmatischen Abhandlung ein Vaudeville querfeld ein.

Wenn man den Widerstand der Parlamente, die Uneinigkeit in der hohen Geistlichkeit, die Widerspenstigkeit der zweyten Klasse, die Empörung fast aller weltlichen und regelmäßigen Gesamtschaften betrachtete, so war es unmöglich, vorauszusehen, wie viel Glück diese Bulle noch machen würde. Jetzt, da diese Constitution über die Verachtung gesiegt hat, jetzt wäre es, um des Friedens willen, zu wünschen, daß sie der Gegenstand einer allgemeinen Ehrfurcht würde; kein anderes Mittel gäbe es wenigstens nicht, damit sie vergessen würde.

Tellier fühlte wohl, daß die meisten von den Bischöfen, die zu seinen Befehlen standen, seiner Kabale weniger Gewicht gaben, als sie selbst durch dieselbe empfiengen. Bissi warf keinen besondern Glanz auf die Partey; Tellier bemühte sich, sie mit einem Namen zu ver-

verzieren, der dem persönlichen Ansehen des Kardinals Noailles die Wage hielte.

Niemand war dazu geschickter als der Kardinal Rohan, ein Prälat von glänzender Geburt, voll Anmuth und Grazie im Geiste und der äußern Bildung, prächtig in seinem Aufwande; er führte ein wohllüstiges und galantes Leben, dessen Aergerlichkeit durch den Glanz verschwand, mit welchem er den vornehmen Mann vorstellte. Für die theologische Lehre verließ er sich auf Gelehrte, deren Wohlthäter er war, und für die geistlichen Verrichtungen seines Amts auf einen Bedienten mit der Bischofsmütze. Anders betrachten diese ersten Fürsten der Kirche die Bischöfe in partibus nicht, die sich ihnen ergeben, und oft sehr achtungswürdige Männer sind 1).

Der Kardinal Rohan, mit Gütern und Würden überhäuft, schien keine Ansprüche mehr machen zu können, als durch den Tod des Kardinals Janson die Großalmosenierstelle erledigt wurde 2).

Tellier

1) Der Kardinal D'Auvergne, ein Mann, der nur die Eitelkeit der Erziehung hatte, denn er war sehr unter dem Stolz, sagte einmal sehr naiv: (ich habe es selbst angehört) alle meine Leute sind diesen Winter krank gewesen, außer der Bischof von Mycene.

2) Der Kardinal Janson (Toussaint de Forbin) war in seiner Jugend arm gewesen, wie es meistens alle jüngeren Söhne aus adelichen Häusern sind, welche das bischöfliche Korps rekrutiren. Er hatte lange zu seinem Unterhalt nichts gehabt, als die Kapelle vom Schloß de l'Aigle in Normandie, die 800 Livres eintrug, und ihm von dem Marquis de l'Aigle gegeben worden war. Janson behielt aus Erkenntlichkeit diese Kapelle, als er den Gipfel seines Glücks erreicht hatte, und ließ die Revenüen einem Geistlichen, der ihr vorstand. Als Großalmosenier sagte er mit vielem Anstand vor dem ganzen Hofe, daß er noch immer Kapellan des Marquis de l'Aigle wäre. Sein Glück fieng mit der Koadjutorie des Bisthums Digne an, es scheint, als ob dieser bischöfliche Sitz Glück brächte, das Verdienst sey dabey oder nicht, denn der Bischof von Orleans, (Jarente) hat ihn gehabt. Janson wur-

de

Tellier benutzte den Umstand um den Kardinal in seine Partey zu ziehen. Er gieng zu ihm, und that ihm ohne weitere Einleitung den Vorschlag in die Ligue zu treten, und die Großalmosenierstelle zur Belohnung anzunehmen. Der Kardinal scheute sich von Natur vor Intriguen, die seine Vergnügungen stören konnten. Ausserdem hieng er durch Neigung, Achtung und Dankbarkeit an den Kardinal Noailles, der ihn wie seinen Sohn erzogen hatte, ihn zärtlich liebte, und als er keinen Heiligen aus ihm machen konnte, ihn ein liebenswürdiger Mann in der Gesellschaft und ein ruhiger Prälat in der Kirche seyn ließ.

Rohan erschrack über den Vorschlag; aber seine natürliche Gutherzigkeit verhinderte ihn mit dem Stolz, der ihm geziemte, und mit dem Unwillen, den der unverschämte Priester verdiente, zu antworten. Er suchte Entschuldigungen in der Erkenntlichkeit, die er dem Kardinal Noailles schuldig wäre, und die seine Mutter ihm noch auf dem Todbette empfohlen hätte. Tellier behandelte diese Gefühle als Kindereyen. Der Kardinal, immer mehr gedrängt, erbot sich zur Neutralität; der Jesuit wies sie ab, und erklärte, daß er sich entscheiden, für oder wider den Orden Partey ergreifen müsse. Der Kardinal

de alsdann Bischof von Marseille, nachmals von Beauvais. Als Ambassadeur in Polen trug er viel zur Wahl des Königs Johann Sobieski bey, von dem er die Ernennung zum Kardinalat erhielt. Er besorgte sieben Jahr die französischen Angelegenheiten in Rom, wurde bey seiner Rückkunft Großalmosenier, starb im März 1713, und hinterließ den Ruf eines großen Negociateurs, und eines so rechtschafnen als geschickten Staatsmanns. Der König sagte oft, daß er Janson zum Minister gemacht haben würde, wenn er nicht gewußt hätte, daß Kardinäle und überhaupt sogar Geistliche niemals im Ministerium taugen. Diesen Grundsatz hatte er vom Kardinal Mazarin selbst. Der Kardinal Fleury soll ihn seinem Zögling a) ebenfalls hinterlassen haben.

a) Ludwig dem Funfzehnten.

dinal verlangte Frist, um die Sache zu überlegen. Ich gebe ihnen drey Tage, sagte Tellier, indem er ihn verließ; aber bedenken Sie auch, daß die Großalmosenierstelle nicht lange offen bleiben kann.

Der Kardinal, bestürzt von der Kühnheit des Jesuiten, theilte dem Marechal Talart, dessen Sohn seine Nichte geheurathet hatte, den Vorfall mit. Talart, der durch die Rohans sich den Weg in den Staatsrath zu bahnen wünschte, sah die Unverschämtheit des Jesuiten nur als den Beweis eines ungeheuern Einflusses an, und stellte dem Kardinal vor: das Gewicht, das man bey dieser Gelegenheit seinem Namen gebe, müßte ihm sehr schmeichelhaft seyn; er würde die scholastischen Streitigkeiten und Albernheiten niedrigern Prälaten überlassen: er selbst würde blos den vornehmen Mann vorstellen; er wäre es seiner Ehre, und folglich seinem Gewissen schuldig, sich die Großalmosenierstelle nicht entgehen zu lassen; wenn er sich von eiteln Bedenklichkeiten hinreißen ließe, würde Bissi ihn bald verdunkeln, der doch gemacht wäre, um überall hinter ihm zu stehen. Der Marechal, welcher weder an die Hofgewissen noch an die Erkenntlichkeit glaubte, behandelte die Rücksicht, auf welche der Kardinal bey einer so einzigen Gelegenheit bestehen wollte, als falsche Delikatesse. Er verführte ihn durch Schmeicheleyen, schreckte ihn durch die Macht der Jesuiten, und überlieferte ihn endlich dem Pater Tellier. Auf diese Art wurde der Kardinal Rohan wider seinen Willen das Haupt einer Kabale. Mitleiden, das ziemlich nah an Verachtung gränzte, rettete ihn vor dem allgemeinen Haß. Er gab den Prälaten von der Partey nicht viel mehr her, als seinen Namen, seinen Pallast, und seine Tafel; dem Pater Tellier lieh er seine Stimme, empfieng sanftmüthig seine Befehle, und gestand es zuweilen selbst mit aller Demuth.

Da

Da ich keine Kirchengeschichte, sondern die Geschichte der Menschen meines Zeitalters schreibe, so werde ich blos menschliche Verhandlungen anführen.

Der König, dem sein Beichtvater weiß machte, er habe die Bulle verlangt, setzte nun seinen Willen darauf, ihre Annahme zu bewürken, und verordnete zu diesem Behuf eine Versammlung der Bischöfe, die sich in Paris befanden. Acht und vierzig an der Zahl, den Kardinal Noailles nicht mitgerechnet, kamen sie vier Monate lang zusammen, ohne zur Einstimmigkeit gelangen zu können. Endlich nahmen vierzig, Rohan an ihrer Spitze und Tellier hinter ihnen, die Bulle an; acht Bischöfe, mit Noailles vereinigt, forderten Aufklärungen.

Die Acceptirenden waren unter sich selbst nicht sehr einig, so viel wenigstens aus ihren Aeußerungen in Gesellschaften sich abnehmen ließ, wo die Politik, die Theologie, die Philosophie, die Moral, u. s. w. etwas leichter behandelt werden, als in den dazu eingeweihten Oertern.

Bissi und einige andre schrien *a*), daß die Konstitution vortrefflich wäre. Der Bischof von Soissons, Brülart de Silleri, einer von den Acceptirenden, gestand seufzend, die ganze Sache wäre vom Anfang bis zu Ende nichts als eine tief angelegte Bosheit gegen den Kardinal Noailles gewesen; und welchen Entschluß dieser Prälat auch genommen hätte, so würde man, außer wenn er entehrend für ihn gewesen wäre, in jedem Fall den entgegengesetzten ergriffen haben. Der Bischof von Mans, du Crevy, sagte: ich habe Quesnels Buch nicht gelesen, aber viel Gutes habe ich davon gehört; und wenn wir durch unsre

a) Herr S. liest croyoent, glaubten, anstatt crioient, schrien. Es läßt sich aber auf das Geschrei der Prälaten gegen ihren Glauben wetten.

ste Acceptation der Bulle die Rechtgläubigkeit in Sicherheit gebracht haben, so steht sich darum doch die Rechtschaffenheit a) nicht besser. Crillon, Bischof von Vence, und nachher Bischof von Narbonne, fragte de Langle, Bischof von Boulogne, einen von den Opponirende, ob er sich anmaße, den Pabst zu korrigiren? Glauben Sie denn, erwiederte de Langle, daß der Pabst inkorrigibel ist?

Ein Hirtenbrief des Kardinals Noailles, um die Acceptation der Bulle zu suspendiren, machte die Acceptirenden wüthend. Nichts schildert die Meinung besser ab, die man, bey Hofe selbst, von ihnen hatte, als ein Scherz der Herzogin von Bourbon, einer natürlichen Tochter des Königs. Der Monarch klagte in ihrer Gegenwart, bey der Frau von Maintenon, über den Verdruß, den ihm die Uneinigkeit der Bischöfe machte. Wenn man, sagte er, die neun Opponirenden zurückbringen könnte, so würde man dem Schisma abwehren; aber das wird schwer halten. Nun Sire, sprach die Herzogin lachend, so sagen Sie doch den Vierzigen, daß Sie zur Meinung der Neune zurückkehren, die werden's Ihnen nicht abschlagen. Man sieht, welchen Begrif man von dem geschmeidigen Gewissen der vierzig Prälaten hatte.

Diese stürmische Konstitution konnte beym Parlament nur mit Modifikationen einregistrirt werden, und das befriedigte die Jesuiten nicht, welche die reine und unbedingte Einregistrirung verlangten.

Tellier erfuhr mehr Unannehmlichkeiten. Der Bischof von Soissons, Tillerie, starb. In seinen letzten Stunden

a) Das Vorspiel ist in der Französischen Sprache besser: si nous avons mis la foi à couvert, nous n'y avons pas mis la bonne foi.

Stunden wurde seine Imagination von der Abscheulichkeit der Intriguen, bey welchen er Mitschuldiger gewesen war, lebhaft ergriffen, er zog gegen die Bulle los, und machte seinen Gewissensbissen durch Brüllen und Heulen Luft, das man von der Straße hörte.

Der Pabst war mit den Modifikationen der Bulle nicht zufrieden, als mit einem förmlichen Widerspruch; man schlug ihm ein Nationalkoncilium vor, daß ihm noch weniger gefiel. Man schickte ihm indessen Amelot als bevollmächtigten Minister, um wenigstens einige Erklärungen aus ihm zu ziehen, oder auf die Haltung eines Nationalkonciliums zu bestehen.

Mit Ekel halte ich mich bey einem Gegenstand auf, der einmal niemanden mehr interessiren wird, aber da es das einzige Geschäft war, das den König in den letzten Zeiten seines Lebens beschäftigte und quälte, so muß ich den Ekel der Pflicht des Geschichtschreibers nachstehen lassen.

Die einzige Zerstreuung, die Ludwig in seinen häuslichen Unglücksfällen hatte, war die öffentliche Audienz, die er einem Persischen Gesandten gab, der, wie man sagte, gekommen war, um die Bewunderung des Königs, seines Herrn, für den größten Monarchen der christlichen Welt zu bezeugen. Der König war nie mit so vieler Pracht erschienen, als den Tag, wo er diese Huldigung empfing. Er trug alle Edelsteine der Krone an sich; sein Alter, sein gedrücktes Ansehen selbst flößten eine Art von ehrfurchtsvollem Mitleiden ein, und trugen zur Majestät mit bey.

Viele behaupteten, dieser Gesandte sey ein bloßer Abentheurer gewesen, den man hätte auftreten lassen, um den König durch die Erinnerung seiner vormaligen Größe aus seiner Schwermuth herauszureissen. Dipi, Dollmetscher der Morgenländischen Sprachen, war zwischen dem Tag des Einzugs und der Audienz plötzlich gestorben, man trieb einen

einen Landpfarrer auf, der in Persien gereist war, und Dipis Amt verwaltete, und so viel ist gewiß, daß dieser Pfarrer nach den Unterredungen, die er mit dem Persischen Gesandten hatte, das nämliche Urtheil von ihm fällte.

Man mußte indessen auf den unangenehmen Gegenstand der Bulle zurückkommen. Tellier wollte durchaus, daß sie ohne die geringste Einschränkung einregistrirt werden sollte, und überredete den König, deshalb ein Lit de justice a) zu halten. Der König, um dessen überhoben zu seyn, berief den ersten Präsidenten, de Mesmes, den Procureur-Général d'Aguesseau, und die drey Avocats-généraux, Joly de Fleury, Chauvelin und Lamoignon, der gegenwärtig Canzler ist. Der erste Präsident, und die beyden letzten Avocats-Généraux waren den Jesuiten ergeben. D'Aguesseau, der bestunterrichtete von allen Magistraten des Königreichs, war voll Rechtschaffenheit, Offenheit, Religion und Eifer für die Rechte der Kirche und des Königs; aber die Sanftheit seines Gemüths ließ seiner Frau (Ormesson) besorgen, daß ihn die Gegenwart des Monarchen aus der Fassung bringen möchte. Geh, sagte sie zu ihm, und umarmte ihn, vergiß Weib und Kinder vor dem König, verliere alles, nur die Ehre nicht. Er nahm auf nichts Rücksicht als auf seine Pflicht, und sprach zu dem König so einsichtsvoll und kräftig, als ehrerbietig. Fleuri stand ihm bey, und die andern getrauten sich nicht zu widersprechen. Der König, von den Gründen weniger gerührt als entrüstet über den Widerstand, war im Begrif, d'Aguesseau und Fleuri ihrer Aemter zu entsetzen.

a) Das Bett der Gerechtigkeit ist die feierliche Erscheinung des Königs im Parlament, mit welcher gewöhnlich der Despotismus dem Widerstand der Magistrate ein schnelles Ende machte. Man wird sehen, daß es die Könige selbst für ein verzweifeltes und letztes Mittel hielten, und wirklich war die Gerechtigkeit nie tiefer eingeschlafen als auf diesem Betten.

Als der Beichtvater die Fruchtlosigkeit dieser Conferenz sah, sagte er zum König, daß kein Mittel mehr übrig bliebe, als ein Lit de justice, um ein widerspänstiges Parlament und einen ketzerischen Prälaten zum Gehorsam zu zwingen; man müßte den Cardinal Noailles aufheben, nach Pierre-Encise und von da nach Rom führen lassen, wo er vor dem versammelten Konsistorium degradirt werden würde; man müsse d'Aguesseau in seinen Amtsverrichtungen suspendiren, und sie unterdessen commissionsweise Chauvelin übertragen, der das Requisitorium aufsetzen würde.

So viel Gewaltthätigkeit wollte dem König doch nicht ein; aber der unbändige Priester schreckte seinen Beichtsohn mit der großen Sache Gottes, und der Entwurf stand im Begrif ausgeführt zu werden. Tellier zweifelte so wenig daran, daß er an Chauvelin schrieb, um ihm den Operationsplan umständlich mitzutheilen: aber Chauvelin bekam gerade an dem Tage den ersten Anfall von den Blattern, an denen er starb, der Brief fiel in fremde Hände, und es kamen Abschriften von demselben herum.

Ich habe eben, indem ich dies schreibe, ein Papier vor Augen, das, wie man behauptet, das Original dieses Briefes ist, aber ich bekenne, daß die Unterschrift nicht ganz mit der Unterschrift von drei andern Briefen von Tellier übereinstimmt, die ich im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten verglichen habe.

Ich halte also diesen Brief für eine von den frommen Betrügereyen, welche die verschiednen Parteien sich erlauben, und deren Anwendung sich schon von der ursprünglichen christlichen Kirche herschreibt.

Wie dem auch sey, so bin ich darum von Telliers Projekt, und von der Art, wie es rückgängig wurde, wovon der Jesuit selbst nichts erfahren hat, nicht weniger sicher unterrichtet. Mademoiselle Chausseraie hatte das

ganze

ganze Verdienst davon. Es wird gut seyn, den Leser mit ihr bekannt zu machen.

Sie war die Tochter eines Edelmanns aus Poitou, Petit de Verno und einer Brissac, Wittwe des Marquis de la Porte-Vesins. Sie verlor Vater und Mutter, und würde in der Dürftigkeit, oder wenigstens unbekannt geblieben seyn, wenn ihr Halbbruder, der Marquis de Vesins sich ihrer nicht angenommen hätte. Er verschafte ihr eine gewisse Erziehung, und bewog durch sein Beispiel die Birons, die Villerois, die Brissacs sich für eine Waise zu interessiren, die ihnen von mütterlicher Seite sehr nahe angehörte, und von welcher sie anfangs nichts hatten hören wollen. Sie wurde ihnen vorgestellt, sie gefiel ihnen bald durch ihre Gestalt und durch ihr Betragen, und sie verschaften ihr eine Stelle als Fille d'honneur bey Madame, der Stiefschwester des Königs. Sie war groß, gut gewachsen und von einer angenehmen Figur, sie hatte viel Witz und noch mehr Beurtheilungskraft, dabey einen Ausdruck von Offenheit und Naivetät, davon sie das Aeußerliche und den Ton noch beyzubehalten gewußt hatte, nachdem sie in der langen Gewohnheit des Hoflebens schon die ganze Feinheit desselben erlangt hatte. Der König, der sie oft bey Madame sah, fand an ihr den Geschmack, den man natürlicher Weise für die an den Höfen so seltne Art von Menschen hat, welche man gemeiniglich gute Geschöpfe nennt, und denen man unter dieser Benennung Vertraulichkeiten hingehen läßt, die man an andern nicht dulden würde. Sie hatte Freunde zu allen Zeiten, in allen Classen, in den entgegengesetztesten Parteien, und verband die Minister zu gewissen Rücksichten gegen sie, ohne sie zu ihren Feinden zu machen. Sie brachten ihr ein ansehnliches Vermögen zusammen, das sie während der Regentschaft noch vermehrte. In einem gewissen Alter entfernte sie sich von dem Hofe der Prinzeßin, bey welcher sie war, und behielt ihre Gnade; sie

fuhr auch noch fort, von Zeit zu Zeit dem König aufzuwarten, der ihr, so oft sie wollte, Privat-Audienz gab. Sie hat ihr ganzes Leben in der Intrigue zugebracht, und die Gewohnheit hatte ihr ein Bedürfniß daraus gemacht. Sie hat ohne Belohnung tausend Dienste erwiesen, die denen selbst, welche sie empfingen, und die sie oft nicht kannte, unbewußt waren, öfters blos um des Vergnügens willen, das sie am Intriguiren fand, oder um andre Weiber, die sich fürs Geld damit abgaben, zu durchkreuzen, sie hat manchen von diesen das Gewerb so verdorben, daß sie es lieber aufgaben. Sie war es, die den Kardinal Noailles rettete.

Wenn sie einige Tage in Versailles zubrachte, wohnte sie bey der Herzogin von Ventadour, ihrer Freundin, in deren Haus die Jesuitische Kabale zusammen kam. Die Vertraulichkeit, welche zwischen der Herzogin und ihr herrschte, die Gleichgültigkeit, die Unaufmerksamkeit, welche sie bey den Angelegenheiten der Konstitution hatte, und mehr noch affektirte, machten, daß, ohne ihr gerade anzuvertrauen, was man unter der Hand trieb, man sich doch vor ihr nicht verbag. Diesmal theilte der Kardinal Rohan das Geheimnis sogar der Chausseraie mit, in der Voraussetzung, daß alles, was in seiner Gesellschaft war, ein gemeinschaftliches Interesse mit ihm haben müßte, und, sagte er, da sie unsre Freundin ist, so muß sie den Triumph der guten Sache mit uns im voraus genießen. Er erklärte ihr also, daß der Befehl, den Kardinal Noailles aufzuheben, den folgende Tag ausgefertigt werden sollte. Sie gab ihren lauten Beifall zu dieser heiligen Gewalthätigkeit, und machte auf der Stelle in ihrem Kopfe den Plan, um den Kardinal zu retten, für den der Abbe Digne, ihr Verwandter und ihr Freund, ihr eine besondere Ehrfurcht eingeflößt hatte. Sie verschafte sich an dem nämlichen Tag eine Zusammenkunft mit dem König. Sie hatte bey ihm die Art von

Freimüthigkeit, der man sich bey jemanden überläßt, dem man vollkommen überzeugt hat, daß man ihn liebt.

Sire, sagte sie zu ihm, ich finde sie heute nicht so gut aussehen als gestern; Sie scheinen traurig zu seyn, ich glaube, daß man Ihnen Verdruß macht. Du hast Recht, mein Kind, antwortete der König, mir geht etwas im Kopf herum, man will mich zu einem Schritt bewegen, der mir widersteht, und das verdrießt mich. — Ich ehre ihre Geheimnisse, Sire, fuhr sie fort, aber ich möchte wetten, daß es der Bulle wegen ist, von der ich kein Wort verstehe. Ich bin schlechtweg eine gute Christin, die sich um ihre Zänkereyen nicht bekümmert. Wenn es weiter nichts ist als das, so sind Sie wahrhaftig zu gut; lassen Sie sie zusammen fertig werden wie sie wollen. Die Leute denken nur an sich, und sorgen weder für Ihre Ruhe, noch für Ihre Gesundheit. Aber mich kümmert das ganz allein, und es muß das ganze Königreich kümmern. Du bist gut, mein Kind, erwiederte der König mit einigem Kopfschütteln, ich hätte wohl Lust, es wie du zu machen. Ey so thun Sie es doch, Sire; sagte sie, zum Henker mit diesen Priester-Zänkereien! kommen Ihro Majestät nur wieder zu Kräften, so wird schon alles gut gehen.

Mit diesen und ähnlichen Reden machte die Chausseraie alles rückgängig. Den Tag darauf, um vier Uhr des Morgens, nahm sie eine Postchaise, und schickte einen Vertrauten, der etwas mehr als ihr Freund war, und von dem ich diese Umstände habe, voraus, in das Erzbischöfliche Distrikt. Sie gab dem Kardinal Rechenschaft von allem, was sie erfahren hatte, empfahl ihm sehr, Paris nicht zu verlassen, wo man sich fürchten würde, durch eine gewaltthätige Handlung das Volk aufrührerisch zu machen, eilte sogleich nach Versailles zurück, und

 war

war schon wieder auf ihren Zimmern, eh sich jemand noch gezeigt hatte. Nachmittag fand sie bey der Herzogin die Kabale in voller Bestürzung, und erfuhr, daß der König nach der Betstunde, zum Pater Tellier gesagt hätte, es wäre an die vorgeschlagne Maasregel nicht mehr zu denken; daß der Beichtvater noch weiter hätte in ihn dringen wollen; daß aber der König das Gespräch so trocken und so übellaunig abgeschnitten hätte, daß keiner es wagen dürfte, darauf zurückzukommen, ohne sich selbst auszusetzen. Die Chausseraie benachrichtigte den Kardinal davon durch einen Expressen, und diese Sache war nun ganz beendigt.

Tellier trieb nur um desto eifriger an dem Lit de justice, aber es gelang ihm nicht besser. Die Lage der Dinge stand im Begrif sich ganz zu ändern.

Der König nahm sichtbarlich ab; indessen war er am 9ten August noch in seiner Kalesche, die er selbst fuhr, auf der Hirschjagd. Den Sonntag, am 11ten August, hielt er Staatsrath, und gieng darauf in den Gärten von Trianon spatzieren. Aber er kam so ermattet zurück, daß es sein letzter Ausgang gewesen war. Den Dienstag, als den 13ten, spannte er sich noch an, dem Persischen Botschafter die Abschiedsaudienz zu geben. Erst den 19ten hörte er auf, sich anzukleiden, und bis zum 23sten fuhr er fort, Staatsrath zu halten, mit seinen Ministern zu arbeiten, und in Gegenwart der Hofleute, welche die Entreen hatten, zu speisen. Die Abende begaben sich Madame de Maintenon, die vertraüten Damen von Caylus, von O, von Dangeau und von Levi, die legitimirten Prinzen, der Kanzler und der Marechal von Villeroi zu dem König, wo Concert war. Dies dauerte bis zum 25sten, dem Ludwigstag.

Der König hatte die Gendarmerie kommen lassen, und schmeichelte sich, bis zu 22sten, daß er selbst die Musterung würde halten können, er hatte sich ein Bett dazu

bereis

besichtigen lassen, aber als er sich zu schwach fand, trug er es dem Herzog von Maine auf. Dem Herzog machte es doch eine Art von Verlegenheit, mit Vorbeygehung des Herzogs von Orleans und in seiner Gegenwart, eine solche Verrichtung öffentlich zu übernehmen. Um die Kollision zu vermeiden, ließ er den jungen Dauphin durch die Herzogin von Ventadour, seine Gouvernante, auf den Einfall bringen, die Musterung anzusehen, damit er nur das Ansehen hätte, sie unter den Befehlen des Dauphin zu halten. Der König war damit zufrieden, und die Vorkehrungen mußten schon von lange her getroffen seyn, weil sich die kleine Kapitains-Uniform von der Gendarmerie, so auf den Punkt für das Kind gemacht, fand, das seit einigen Tagen erst das Röckchen ausgezogen hatte. Der Herzog von Orleans zeigte sich geflissentlich an der Spitze der Kompagnieen, die seinen Namen führten, salutirte da den Dauphin, und begab sich sodann hinweg.

Den 25sten, am Ludwigsfest, gegen sieben Uhr des Abends, rüstete die Kapelle sich schon zum Concert, als der König ohnmächtig wurde. Man schickte die Musik weg, und holte die Aerzte; sie urtheilten, daß es Zeit wäre, dem König die Sacramente nehmen zu lassen. Tellier erschien sogleich, ihm die Beichte abzunehmen; gegen eilf Uhr kamen der Kardinal Rohan und der Pfarrer des Kirchspiels, und man gab dem König das Abendmal und die letzte Oelung.

Nachdem diese feyerliche Handlung vollendet war, ließ der König den Herzog von Orleans kommen, und sprach gegen eine Viertelstunde leise mit ihm.

Der Herzog von Orleans behauptete nachher, der König habe, unter den größten Freundschafts- und Achtungsbezeugungen, ihm versichert, daß er ihm alle Rechte seiner Geburt erhalte; er habe ihm das Königreich und die Person des künftigen Königs anempfohlen, und hin-

zugefügt: Wenn er abgehen sollte, dann sind Sie Herr, und die Krone gehört Ihnen. Ich habe die Verfügungen getroffen, die ich für die weisesten hielt; da man aber nicht alles voraussehen kann, so wird man ändern, was etwa nicht gut daran seyn möchte. So viel ist gewiß, daß niemand ein Wort hörte von dem, was der König sagte. Den folgenden Tag, den 26sten, ließ der König, nach der Messe, in Gegenwart der Frau von Maintenon, des Pater Tellier, des Kanzlers, des Marechal von Villeroi, und der innern Hausofficianten, die Kardinäle Bissi und Rohan an sein Bett treten. Ich sterbe, sagte er zu den beyden Prälaten, voll Glaubens und Unterwürfigkeit gegen die Kirche; ich verstehe mich nicht auf die Gegenstände, die sie jetzt beunruhigen; ich habe bloß Ihre Rathschläge befolgt, ich habe nichts gethan, als was sie wollten; that ich nicht wohl, so werden Sie es vor Gott verantworten, den ich zum Zeugen anrufe. Die beyden Kardinäle antworteten nur mit Lobsprüchen auf sein Benehmen; denn es war seine Bestimmung, bis zum letzten Hauche seines Lebens geschmeichelt zu werden.

Den Augenblick darauf sagte der König: auch rufe ich Gott zum Zeugen an, daß ich den Kardinal Noailles nie gehaßt habe; es hat mir immer leid gethan, was ich wider ihn that, aber man sagte mir, daß ichs thun müßte. Hierauf fragten sich Blouin, Fagon und Marechal halblaut: wird man dem König seinen Erzbischof, zum Zeichen der Versöhnung, nicht sehen lassen? Der König hörte es; er erklärte, daß er, weit entfernt Widerwillen dagegen zu haben, vielmehr darnach verlangte, und befahl dem Kanzler, den Erzbischof kommen zu lassen, wenn diese Herren, sagte er, indem er auf die zwey Kardinäle deutete, keinen Anstand dabey finden. Aber den fanden sie freylich im höchsten Grad, der

der Augenblick war kritisch, die Antwort nicht gleich ersonnen, den Besieger der Ketzerey in den Armen eines Ketzers sterben zu lassen, schien ihnen ein groſses Aergerniß. Sie traten in ein Fenster, um mit dem Beichtvater, dem Kanzler, und der Frau von Maintenon zu berathschlagen. Tellier und Bissi urtheilten, daß die Zusammenkunft sehr gefährlich wäre, und sie überzeugten die Frau von Maintenon von ihrer Meynung. Rohan und der Kanzler, deren Blicke schon in die Zukunft drangen, äusserten weder Widerspruch noch Beyfall, und alle zusammen näherten sich wieder dem Bett, erhoben neue Lobsprüche über das zarte Gewissen des Königs, und sagten, daß dieser Schritt zwar die gute Sache dem Triumph ihrer Feinde bloß stellen könnte; daß sie es indessen doch billigten, wenn man den Erzbischof kommen ließ, sobald er sein Wort geben wollte, die Konstitution anzunehmen.

Der furchtsame Monarch bequemte sich zu diesem Vorschlag und der Kanzler schrieb in diesem Sinne an den Erzbischof. Noailles fühlte diesen letzten Stoß seiner Feinde sehr schmerzlich, antwortete ehrfurchtsvoll, aber wies die Bedingung von sich, und konnte daher den König nicht sehen.

Nun war er nichts weiter als ein Undankbarer, ein Rebell, und man sprach nicht wieder von ihm, damit der König in Ruhe stürbe.

An dem nämlichen Morgen ließ sich der König durch die Herzogin von Ventadour den Dauphin bringen, und richtete diese Worte an ihn, die ich nach der in einen Rahmen gefaßten Schrift oben am Bett des Königs, über seinem Bettstuhl wörtlich abgeschrieben habe.

Mein liebes Kind, du wirst bald König eines großen Reichs seyn; was ich dir am stärksten empfehle, ist, daß du nie vergißt was du Gott schuldig bist — Erinnre dich immer, daß du ihm alles verdankst was du bist. —

Suche

Suche den Frieden mit deinen Nachbarn zu erhalten.

Ich habe den Krieg zu sehr geliebt, ahme mir darinn nicht nach, noch in dem übertriebnen Aufwand, den ich gemacht habe.

Hole in allen Dingen Rath ein, und suche den besten zu unterscheiden, um immer nur dem zu folgen.

Erleichtre die Lage deines Volks sobald es dir möglich seyn wird, und thue was ich das Unglück gehabt habe nicht selbst thun zu können.

Vergiß die Verbindlichkeiten nie, die du der Frau von Ventadour hast. Mir, indem er sich zu ihr wandte, thut es leid, daß ich nicht mehr im Stande bin, Ihnen meine Erkenntlichkeit dafür zu beweisen.

Endlich sagte er zum Dauphin: Mein theures Kind, ich gebe dir von ganzem Herzen meinen Segen, und darauf umarmte er ihn zweymal mit allen Zeichen einer tiefen Rührung.

Die Herzogin von Ventadour nahm den Dauphin weg, als sie den König so bewegt sah. Der König ließ alle Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüt nach einander hereinkommen, sprach mit allen, aber besonders mit dem Herzog von Orleans und den legitimirten Prinzen, die er zuerst hereintreten ließ. Er dankte allen seinen Hausofficianten für die Dienste, die sie ihm geleistet hatten und empfahl ihnen die nämliche Anhänglichkeit für den Dauphin.

Nachmittags wandte sich der König gegen alle, welche die Entreen gehabt hatten, und sagte: Meine Herren, ich bitte Sie um Verzeihung wegen des übeln Beyspiels, das ich Ihnen gegeben habe; ich bin Ihnen vielen Dank schuldig für die Art, wie Sie mir immer gedient haben, für die Anhänglichkeit und

und die Treue, die Sie mir bewiesen haben; es thut mir sehr leid, nicht alles für Sie gethan zu haben, was ich gern gewünscht hätte. Ich bitte Sie für meinen Enkel um den nämlichen Eifer, um die nämliche Treue, die Sie für mich gehabt haben. Ich hoffe, daß Sie alle zur Einigkeit beytragen werden, und wenn einer davon abwiche, daß Sie alle helfen werden ihn zurück zu führen. Ich fühle, daß ich bewegt werde, und daß auch Sie es werden, ich bitte Sie um Verzeihung; leben Sie wohl, meine Herren, ich hoffe, daß Sie sich zuweilen meiner erinnern werden.

Den Dienstag, am 27sten, ließ der König, wie er niemanden bey sich hatte als die Frau von Maintenon und den Kanzler, sich eine Chatoulle bringen, aus welcher er viele Papiere herausnehmen und verbrennen ließ, und in Ansehung der übrigen dem Kanzler seine Befehle gab. Alsdann ließ er seinen Beichtvater rufen, und nachdem er leise mit ihm gesprochen hatte, ließ er den Grafen von Pontchartrain kommen, und befahl ihm den Befehl auszufertigen, damit sein Herz zu den Jesuiten gebracht, und dem Herzen seines Vaters, Ludwigs des Dreyzehnten, gegenüber gestellt würde.

Mit der nämlichen Kaltblütigkeit ließ er den Plan von dem Schloß Vincennes aus einer Chatoulle langen, und schickte ihn an Cavoie, Oberhausmarschall, um die Logis für den Hof zu bestellen und den jungen König hinzuführen: das waren seine Ausdrücke. Es entfuhr ihm sogar einigemal zu sagen: als ich König war. Gegen die Frau von Maintenon äusserte er: ich hatte immer gehört, daß es schwer wäre zu sterben, ich finde mich so nah an diesem letzten Augenblick, und der Entschluß scheint mir gar nicht so mühsam. Frau von Maintenon antwortete, der Augenblick wäre nur dann schrecklich, wenn man sehr an der Welt hienge, und

Wider-

Wiedererstattungen zu machen hätte. Als Privatmann, fiel der König ein, bin ich niemanden eine Wiedererstattung schuldig; was diejenigen betrift, welche mein Königreich von mir zu fordern hätten, hoffe ich auf die göttliche Barmherzigkeit. Ich habe treulich gebeichtet, mein Beichtvater will, daß ich ein großes Vertrauen auf Gott setzen soll, ich habe es ganz. Welch ein Bürge war der Pater Tellier für das Gewissen eines Königs!

Mittwochs, am 28sten, wie sich der König mit seinem Beichtvater unterhielt, ward er im Spiegel zwey Bedienten gewahr, die am Fuße seines Betts weinten. Warum weint ihr? sprach er, habt Ihr mich für unsterblich gehalten? Mein Alter hat Euch längst auf meinen Tod vorbereiten müssen. Dann sah er die Frau von Maintenon an, und sagte: was mich bey unserm Abschied noch tröstet, ist die Hofnung, daß wir uns bald in der Ewigkeit wieder treffen werden. Sie erwiederte nichts auf dieses Lebewohl, das ihr sehr zu widerstehen schien. Bouldüc, erster Apotheker, hat mir versichert, daß sie beym Herausgehen gesagt hätte: Sehen Sie einmal, was er mir da für ein Rendez-vous giebt! Dieser Mensch hat niemanden je geliebt, als sich selbst. Diese Aeusserung, für welche ich nicht stehen möchte, weil die meisten Bedienten ihr nicht gewogen waren, sähe der Wittwe Scarron ähnlicher als einer Königin. Sie ging von da gleich nach Saint-Cyr, wo sie zu bleiben gesonnen war.

Ein Empiriker aus Marseille, Namens le Brün, trat mit einem Elixir auf, das er als ein sichres Mittel gegen den kalten Brand pries, welcher an dem Fuß des Königs schon große Fortschritte machte. Die Aerzte, die von seinem Zustande nichts mehr hofften, ließen ihn einige Tropfen von dem Elixir nehmen; es schien ihn erst neu zu beleben, aber er fiel bald in seine Ohnmacht zu-

rück.

rück. Man brachte ihm eine zweyte Dosis, indem man ihm sagte, daß er damit wieder zum Leben gerufen werden sollte. Zum Leben oder zum Tod, sagte er und nahm das Glas, wie es Gott gefallen wird. Er ließ sich nachher von seinem Beichtvater eine Generalabsolution geben.

Seitdem sich der König gelegt hatte, drängte sich der Hof sehr merklich zu dem Herzog von Orleans, seine Zimmer waren bald ganz voll geworden, aber als am 29sten, Donnerstags, der König wieder aufzuleben schien, wurde diese scheinbare Besserung so übertrieben, daß der Herzog von Orleans sich wieder allein fand.

Der König bemerkte die Abwesenheit der Frau von Maintenon, bezeugte einigen Kummer darüber, und fragte oft nach ihr; sie kam sogleich zurück, und sagte ihm, daß sie hingegangen wäre, um mit dem Gebet ihrer Mädchen von Saint-Cyr das ihrige zu verbinden.

Den folgenden Tag, am 30sten, blieb sie bis zum Abend bey dem König, da fand sie, daß sein Kopf eingenommen war, gieng auf ihre Zimmer, theilte ihre Meublen unter ihre Bedienten, und gieng nach Saint-Cyr zurück, welches sie nicht wieder verließ.

Von diesem Zeitpunkt an hatte der König nur flüchtige Augenblicke von Bewußtseyn, und brachte den ganzen Sonnabend, den 31sten, so hin. Gegen eilf Uhr des Abends kamen der Pfarrer, der Kardinal Rohan, und die Geistlichen aus dem Schloß, um die Gebete für die Sterbenden zu sprechen. Diese Feyerlichkeit brachte den König wieder zu sich, er antwortete mit starker Stimme auf die Gebete, erkannte den Kardinal Rohan noch und sagte zu ihm: das sind die letzten Gnaden der Kirche. Er wiederholte verschiedne male: Mein Gott, komm mir zu Hülfe, eile mich zu erlösen! und verfiel in eine Agonie, die sich mit seinem Tode endigte, am Sonn-

tag

tag, den ersten September, ein Viertel nach acht Uhr des Morgens.

Die Leser, welche das historische Tagebuch des Jesuiten Griffet gesehen haben, das nach dem Tagebuch des Marquis de Quinci abgeschrieben ist, werden einigen Unterschied zwischen seinem Bericht von der letzten Krankheit des Königs, und dem, was ich hier davon aufgezeichnet habe, finden. Der Pater Griffet giebt die Ursache davon selbst an: Dieser Bericht, sagt er, war dem Pater Tellier mitgetheilt worden, der während der letzten Krankheit des Königs fast keinen Augenblick von ihm gewichen war, und besser als irgend jemand, von allem, was im Zimmer vorgegangen war, unterrichtet seyn mußte. Das glaube ich. Er setzt hinzu: Dieser Pater untersuchte den Bericht, und machte einige Anmerkungen dabey, die wir von seiner Hand geschrieben gesehen haben. Das glaube ich wieder, als ob ichs auch selbst gesehen hätte, der Marquis de Quinci, fährt er fort, machte verschiedne Aenderungen an seinem Manuscript, damit es mit jenen Anmerkungen übereinstimmte. Ich sehe es wohl.

Was mich betrift, ich habe nach den genauesten Memoiren und den treusten Augenzeugen geschrieben, aber ich habe meine Erzählung niemanden kommunicirt, der ein Interesse dabey gehabt hätte sie zu verfälschen. Daher stehen wir auch nicht im Widerspruch, der Pater Griffet und ich; sondern wir unterscheiden uns nur durch unsre Auslassungen. Griffet unterschlägt, nach Tellier, alles, was den Kardinal Noailles betrift. Sie haben ohne Zweifel vorausgesetzt, daß andre diese Mühe über sich nehmen würden, und sie haben sich nicht geirrt. Ich hingegen habe die Ermahnung des Kardinal Rohan an den König weggelassen, als er ihm das Abendmal reichte. Man kann sich leicht denken, daß der Kardinal eine

sehr

sehr fromme Rede hielt, und Muster davon wird man in den Ritualen finden.

Wir wollen jetzt einige Schritte zurückgehen, und die verschiedenen Bewegungen betrachten, die am Hofe vorgingen, seitdem man dem nahen Ende des Königs entgegen sah.

So viel Vortheile auch der Herzog vom Maine von dem Testament erwarten konnte, so mußte er sich doch selbst bescheiden, daß der Herzog von Orleans von seiner Geburt gleich wichtige Ansprüche herleiten würde. Er wußte, wie wenig das Edikt von 1714, durch welches die legitimirten Prinzen das Recht der Nachfolge im Reich erhielten, den Beyfall der Nation gehabt hatte; daß die Prinzen vom Geblüt einmal gegen das Edikt protestiren würden; daß Ludwigs des Vierzehnten Testament, so gut wie das seines Vaters, Ludwigs des Dreyzehnten, für null und nichtig würde erklärt werden können 1); und daß auf der Höhe, wo er sich jetzt befand, für ihn von der Zukunft so viel zu fürchten als zu hoffen war.

Der Herzog von Orleans konnte nicht zweifeln, daß ihn das Testament bevortheilte; aber eben so wenig zweifelte er an dem, was er durch seine Geburt und seine persönlichen Eigenschaften ausrichten konnte. Er betrachtete sich also schon als Regenten des Reichs, und nahm im Voraus Maasregeln über die Form der Regierung. Er nahm sich vor, Conseils zu errichten für die verschiedenen Theile der Staatsverwaltung. Wir werden bald sehen, wie er diesen Plan ausführte. Ein andrer, der die Jesuiten betraf, und von ihm gebilligt wurde,

1) Als in dem Lit de justice, 1643, das Testament Ludwigs des Dreyzehnten kassirt wurde, schlug der Präsident Barillon vor, entweder aus Spott, oder aus einem Uebermaas von Schmeicheleyen gegen die Königin Mutter, Anna von Oesterreich: man sollte das Testament aus den Registern ausstreichen.

de, verdient erwähnt zu werden, ob er gleich unausgeführt blieb.

Der Procureur-général d'Aguesseau, vom Herzog von Noailles und dem Avocat-général Fleury unterstützt, thaten den Vorschlag, die Jesuiten durchaus aus dem Königreich zu verjagen, wie es kürzlich in Sicilien geschehen war. Der Herzog von Saint-Simon, der ihnen nicht gewogen war, behauptet in seinen Memoiren, daß er dieses Projekt hatte verwerfen lassen, weil es während einer Regentschaft nicht schicklich gewesen wäre, wo man Rom und Spanien mit Schonung behandeln mußte 1).

Sodann schlug man vor, sobald die Regentschaft angetreten wäre, die Superioren von den drey Jesuiterstiftern in Paris nach Versailles zu berufen. Der Regent sollte sie artig aufnehmen, ihnen seine Achtung für die Societät bezeugen, ihnen empfehlen sich bloß mit ihren geistlichen Uebungen zu beschäfftigen, sie mit einer eben so sanften als standhaften Art ermahnen zum Frieden beyzutragen; kurz so mit ihnen sprechen, daß sie, ohne bestimmte Drohungen zu hören, doch begreifen müßten, sie hätten alles zu befürchten, wenn sie sich von dem vorgeschriebenen Wege entfernten.

Den nächsten Augenblick sollte der Regent den Pater Tellier kommen lassen, gegen ihn erklären, daß nunmehr, da seine Verrichtungen nicht mehr Statt fänden, es Zeit für ihn wäre sich zur Ruhe zu bequemen, daß die Umstände von ihm forderten, sich nach la Fleche zu begeben, wo er, ausser 6000 Livres vorausbezahlter Pension,

1) Die Konferenz darüber wurde in Versailles, bey dem Herzog von Noailles, am 18ten August Sonntags gehalten. Das Protokoll muß in den Papieren des Marechal von Noailles und der Erben von d'Aguesseau und Fleury befindlich seyn. Ich habe mit dem Sohn des Letztern davon gesprochen; aber die heutigen Fleurys denken anders als ihr Vater im Jahr 1715 dachte, ich habe keine bestimmte Antwort von ihm erlangen können.

sion, alles finden würde, was zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit seines Lebens beytragen könnte; und damit sollte er verabschiedet werden, ohne auf seine Antwort zu warten.

Beym Weggehen von dieser kurzen Audienz sollten zwey sichre, standhafte und höfliche Leute sich des Pater Telliers und des Bruders, der ihn begleitete, bemächtigen, sie in einen Wagen setzen lassen, und auf der Stelle nach la Fleche führen, während daß man unterdessen die Papiere des Jesuiten in Sicherheit brächte.

Der Intendant von der Provinz, mit den Befehlen des Regenten im voraus versehen, hätte den Pater Tellier als unabhängig von dem Orden der Jesuiten aufgenommen und erklärt, indem er ihm im Namen des Königs verboten hätte, keinen Brief anders als durch ihn, den Intendanten, der alles sehen müßte, weder abzusenden noch zu empfangen. Der Intendant sollte nach seinem Ermessen den dienenden Bruder und die andern Leute des Jesuiten bey ihm lassen, oder andre berufen, und überhaupt für seine ganze Aufführung zu bürgen haben.

Während daß die drey Superioren noch auf der Rückreise nach Versailles begriffen waren, sollte man die Paters Tournemine, Doucin und l'Allemand aufheben und ihre Papiere wegnehmen lassen. Die zwey letzten sollten in abgesonderte, dem Publikum unbekannte Kerker gesteckt werden, wo sie selbst eine große Menge von Unglücklichen hatten umkommen lassen. Für Tournemine war, seiner Geburt wegen, eine andre Behandlung bestimmt, er sollte auf Zeitlebens in den Thurm zu Vincennes eingesperrt werden, alle Hülfsmittel des thierischen Lebens haben, aber weder Dinte noch Papier, und überhaupt von jeder Art äusserlicher Mittheilung abgeschnitten werden. Indem man die drey Superioren von Versailles entlassen hätte, würde man sie noch besonders er-

mahnt haben, aus dem, was sie in Paris erfahren würden, keine schlimme Folge für die Societät zu befürchten, und es als die gerechte Strafe für drey Menschen anzusehen, die alles verwirrt hätten, dem Staat verderblich und Tyrannen ihrer Kollegen gewesen wären, denen sie eben so verhaßt seyn müßten als der ganzen übrigen Welt.

Was den Pabst und seine Constitution anbelangte, so nahm sich der Herzog vor, keinen Ausdruck von Ehrfurcht und Unterwürfigkeit bey dem heiligen Vater zu sparen; ihm vorzustellen, daß während einer Minorität die zeitliche Gewalt eines Regenten nicht bewirken könnte, was dem unumschränktesten König unmöglich geblieben war; ihn zu der Wiederherstellung des Friedens in der Kirche zu ermahnen; übrigens die ganze Standhaftigkeit eines gefaßten Entschlusses blicken zu lassen, und mit einem Worte, indem man sich der ehrfurchtsvollsten Formeln bediente, den Römischen Hof selbst in Ehrfurcht zu erhalten. Die Schwachheit Clemens des Eilften, die ihn bewogen hatte, die Bulle auszufertigen, hätte ihn verhindert sie in Schutz zu nehmen; er würde sie entweder zurückgenommen, oder als ungeschehen betrachtet haben.

Noch weniger verlegen war man gegen den Nuncius Bentivoglio, einen Mann von berüchtigten Sitten, der ein ärgerliches Leben führte, und ein Opernmädchen öffentlich unterhielt, von welcher er eine Tochter hatte, die wir seitdem unter dem Namen der Duval auf dem Theater gesehen haben, die aber die Pariser ihres Vaters wegen, der die Bulle nach Frankreich gebracht hatte, nie anders als die Constitution nennen wollten. Es kam bloß darauf an, den Nuncius von dem neuen Regierungsplan zu benachrichtigen, ihm seltne und kurze Audienzen zu geben, ihn gemeiniglich an den Minister der auswärtigen Geschäffte zu weisen, und so wie er an-

fangen

fangen wollte zu kabaliren, oder in einem höheren Ton zu sprechen, ihm drohen, daß man die Zügellosigkeit seines Wandels an den Pabst berichten, und ihn dadurch um den Kardinalshut bringen würde. In Verfolg dessen sollte man dem Jesuiten Lafiteau, jetzigen Bischof von Sisteron, der damals dieses Geschäft in Rom zu besorgen hatte, wo er eben so lebte wie Bentivoglio in Paris, neue Instructionen geben; die Jesuiten verwarnen, daß ihre Aufführung in Rom, in Paris und in den Provinzen bewacht werden würde; die Bischöfe jeden in seine Diöces zurückschicken; sie durch ihre Verwandten, die ihren Weg zu machen suchen, in Zaum halten, und dem Procureur-General einschärfen, auf ihre Residenz zu halten; die geistliche Regel wieder in Aufnahme bringen, von der man erst seit dem Geschäfft der Constitution nachgelassen hatte. Durch diese Regel war alle Korrespondenz mit Rom den Geistlichen verboten. Tellier hatte die Prälaten, und selbst die Mönche von seiner Partey, davon befreyt. Vorher durfte kein Bischof nach Rom schreiben, ausser durch das Mittel des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, der die Briefe und die Antworten sehen mußte; und diese Erlaubniß wurde noch dazu selten bewilligt. Die nöthige Kommunikation wegen der Bullen und der Dispensen geschah leidiglich durch die Banquiers. Der Erzbischof von Arles, Mailly, nachmals Erzbischof von Rheims und Kardinal, hatte vor wenig Jahren (1705) einen strengen Verweis bekommen, weil er von selbst an den Pabst geschrieben und ein Breve von ihm empfangen hatte, ohngeachtet dabey nur von einem Geschenk an Reliquien die Rede war. Der Umgang mit dem Nuncius war ebenfalls untersagt; Prälaten, Priester und Mönche sahen ihn nie, ohne dem Minister erst ihr Geschäfft bekannt zu machen. Es fehlt in Frankreich nicht an guten Gesetzen; aber jeder Minister, der im Besitz der Gunst ist, macht immer eines oder

das andre derselben so geschmeidig, als es ihm zur Erweiterung seiner Macht frommt; und durch den langwierigen Druck einer Triebfeder geht ihre Schwungkraft endlich verloren.

Die Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten war dem Kardinal Noailles bestimmt. Dieser Triumph des Mardochai räumte die Kardinäle Rohan und Bissy von selbst aus dem Wege. Vielleicht hätten sie ohnedem nicht viel Widerstand gethan. Rohan hätte das wollüstige Leben der großen Welt dem ekelhaften Umgang vorgezogen, den er um der Constitution willen mit einem Haufen von Pedanten haben mußte, von welchen keiner ausserdem die Schranken seiner Vorzimmer überschritten hätte. Bissy, von dem Joch des Pater Tellier befreyt, und der auf nichts mehr Anspruch zu machen hatte, würde die Welt gern gewöhnt haben, zu vergessen, durch welche Wege er empor gekommen war.

Diese Entwürfe konnten alle gut seyn, und der Herzog von Orleans billigte sie; aber um sie auszuführen, mußte er damit anfangen Regent zu seyn; und es hatte den größten Anschein, daß Ludwig der Vierzehnte durch sein Testament einen Regentschaftsrath, und keinen Regenten einsetzte. Die größte Schwierigkeit aber war die, daß der Herzog von Orleans mehr Festigkeit und Zusammenhang im Charakter hätte haben müssen.

Der Präsident de Maisons gab ihm einen Anschlag, der Verrätherey oder Tollheit zum Grund haben mußte. Er bestand darinn, sobald der König die Augen geschlossen hätte, mit gewafneter Hand nach dem Parlament zu marschiren, das Archiv einzubrechen, und das Testament wegzunehmen. Der Herzog dankte ihm für seinen Eifer, und verwarf einen Anschlag, der die ganze Nation mit Unwillen erfüllt, und von ihm abwendig gemacht hätte.

Ein



Ein anderes Projekt wurde ihm vorgeschlagen, das er im Begrif war einzugehen, und das, mit Klugheit und mit Standhaftigkeit durchgeführt, hätte gelingen können.

Da die Dazwischenkunft des Parlaments sich erst von den zwey letzten Regentschaften herschrieb, so mußte demselben, sagte man, durch einen entscheidenden Streich die Einbildung genommen werden, als gebühre es ihm, die Regentschaft zu verleihen.

Dazu nahm man sich vor, so wie der König gestorben seyn würde, die Pairs, die erblichen Herzoge, die Kronbedienten und die Staatssekretaire in einem von den königlichen Gemächern zu versammeln. Wenn sie alle ihren Platz genommen hätten, würde der Herzog von Orleans, mit dem Herzog von Bourbon, dem einzigen volljährigen Prinzen vom Geblüt, dem Herzog vom Maine und dem Grafen von Toulouse an seiner Seite, in dem Tone des Vertrauens und der sichern Gewalt erklärt haben: in Rücksicht auf die dringende Nothwendigkeit für die Staatsverwaltung zu sorgen, und auf sein Recht zur Regentschaft nehme er von Stund an das Ruder der Regierung, und ersuche sie mit ihren Einsichten ihm beyzustehen; daß irgend jemand sich dawider setzen wolle, oder könne, sey ihm nicht denkbar. Hätte hierauf der Herzog vom Maine, oder einer von seinen heimlichen Freunden, das Wort genommen und Widerspruch geäusert, so würden die andern dagegen einer Handlung ihren Beyfall nicht versagt haben, welche ihre eigne Würde erhob, und sie aufrief, Antheil an der Regierung zu nehmen; und so wäre die kleinere Anzahl der Mißvergnügten gedemüthigt worden.

Nach aufgesetzter Akte, die Truppen zusammenziehen und sogleich nach dem Parlament sich verfügen, nicht um die Bestätigung der Regentschaft zu erhalten, sondern um sie zu notifizieren; den Plan, durch Konseils die Regierung zu verwalten, dort verkünden, ohne jedoch die

dazu bestimmten Personen zu nennen, und so einen jeden, durch die Furcht oder durch die Hofnung sich den Eintritt in die Konseils zu verschaffen oder zu verderben, im Zaum halten; dem Parlament mit der Aussicht schmeicheln, daß es mit dazu gezogen werden möchte, und jene Lobsprüche verschwenden, die den Haufen so leicht überreden, aber in einem Tone gesagt werden müssen, der ihnen nichts als den Beyfall zuläßt; sodann die Vorlesung des Testaments gebieten, um die Verfügungen, welche die Regentschaft nicht betrafen, zu bestätigen, und das Uebrege zu annulliren: das war der fernere Gang dieses Plans. Der Herzog vom Maine, durch den Kanzler und durch den ersten Präsidenten, seine Freunde — wenn sie es anders nach dem Versailler Streich blieben — aufgemuntert, würde vielleicht unternommen haben zu protestiren; der Herzog von Orleans sollte ihm mit Stolz Stillschweigen gebieten. Von dem Polizeylieutenant d'Argenson war man überzeugt, der hatte den Pöbel in seiner Hand, und würde dafür gesorgt haben, daß der Prinz auf dem Wege, in den Zugängen und in den Sälen des Palais mit lauten Zurufungen empfangen würde.

Reinold, Oberster von der Schweizergarde, war damals mit dem Herzog vom Maine unzufrieden. Der Herzog von Guiche, Oberster von der französischen Garde, der sich dem Herzog von Orleans um sechsmalhunderttausend Livres verkaufte, um ihn an dem Tage, wo er beym Parlament um die Regentschaft ansuchte, im Nothfall zu unterstützen, würde einem von den Pairs schon anerkannten Regenten sich wohlfeiler ergeben haben.

Der Herzog von Orleans ging, wie man sagt, noch mit der Reform einer Menge von Mißbräuchen um, mit der Abstellung der Substitutionen zu Aemtern, mit

der

der allmähligen Einlösung der auf die Preise der Aemter gelegten Beschlage, (brévets de retenue) und mit vielen andern Verordnungen, die das Publikum so sehnlich wünscht, und nie erlangen wird. Es ist schon lange her, daß gute Franzosen auf dem Punkt stehen, den lezten Grad des Uebels zu wünschen, aus welchem vielleicht die Hülfe entspringen wird a). Ich finde zu allen Zeitpunkten die nämlichen Albernheiten, und das nämliche Geschrey; ich hoffe nicht, daß die Abstellung uns vorbeschieden sey.

Die Königin von Polen, d'Arquien, Wittwe von Johann Sobieski, ließ sich jetzt in Blois nieder. Sie hatte sich ehemals schon in Frankreich, ihrem Vaterlande, wollen sehen lassen, unter dem Vorwande, die Bäder von Bourbon zu gebrauchen; von da wollte sie an den Hof, aber sie unterließ die Reise, als sie erfuhr, daß die Königin ihr den Vorschritt nicht bewilligen würde 1). Die

a) Dies ist eine von den merkwürdigen, weissagenden Stellen, deren es so viele in den Schriften der guten Köpfe und der rechtschaffnen Männer aus den Zeiten Ludwigs des Funfzehnten giebt. Es ist schon oben in einer Anmerkung gesagt worden, daß Duclos durch seinen Charakter, durch seinen Abscheu vor der Unruhe, der Intriguen, den unreinen Absichten und Mitteln der meisten Freyheitsapostel, in den Ausbrüchen seines eignen rechtschaffnen Unwillens über die Zerrüttung des französischen Staats vorzüglichen Glauben verdient, und einen besondern Eindruck machen muß. Sündlich und unmenschlich ist das Bestreben einiger Schriftsteller, die Greuel des seit Ludwig dem Vierzehnten kindisch gewordenen Despotismus zu beschönigen, und die französische Revolution als ein vermeidliches Uebel vorzustellen; und ein hoher Grad von Verblendung oder von Gefühllosigkeit gehört dazu, die allgemeine Stimme eines ganzen Volks und des aufgeklärtesten Volks in Europa Lügen zu strafen, oder über einzelne zweydeutige Töne zu verhören und zu verkennen.

1) Maria Gonzage, Königin von Polen, hatte ihn an ihrem Hochzeittage von der Königin Mutter Ludwigs des Vierzehnten erhalten.

Empfindlichkeit machte sie zur Feindin von Frankreich, sie hatte großen Antheil an der Augsburger Ligue. Nach Sobieskis Tod ging sie nach Rom, wo sie wieder weggieng, weil man ihr nicht die nämliche Behandlung bewilligen wollte, welche Christine, Königin eines erblichen Staats, gehabt hatte, und sie schlug nun (1714.) ihre Wohnung in Blois auf.

Ihre Schwester, welche den Marquis von Bethüne heurathete, war die Großmutter der Marechale von Belle-Isle.

Zweytes Buch.

Ehe wir uns in die Erzählung der Begebenheiten der gegenwärtigen Regierung einlassen, wollen wir einige Züge aus dem Privatleben Ludwigs des Vierzehnten anführen, aus denen man ihn besser erkennen wird, als aus den Gemälden, bey welchen Leidenschaft für oder wider ihn den Pinsel geführt hat. Sein Wuchs, sein Anstand, seine Schönheit in seiner Jugend, seine edeln Züge in einem spätern Alter, die natürliche Anmuth seines ganzen Wesens, die Würde in seinen Reden, die Majestät in seiner Person, das alles würde ihn an jedem Hofe ausgezeichnet haben. So war das Aeußerliche Ludwigs des Vierzehnten, dessen Ueberreste ich in meiner Kindheit gesehen habe. Nun haben wir sein Innres zu betrachten. Sein Verstand war richtig, sein Urtheil gerade, er hatte einen natürlichen Geschmack für das Schöne und Große, er wollte das Wahre und das Rechte. Eine sorgfältige Erziehung konnte seinen Geist durch Kenntnisse erweitern, man dachte auf nichts, als ihn einzuschränken, sie konnte sein Urtheil schärfen durch Uebung in den Geschäften, man suchte nichts, als es zu verfinstern, indem man ihn von aller Arbeit entfernt hielt; sie konnte seinen Charakter ausbilden oder bessern, man wünschte nichts, als daß er keinen haben sollte. Seine Mutter, gleich begierig und unfähig zu

herrschen,

herrschen, selbst von dem Kardinal Mazarin unterjocht, bestrebte sich, die Kindheit ihres Sohnes ewig währen zu lassen, und er war bis in sein drey und zwanzigstes Jahr bloß das Bild eines Königs. In der gröbsten Unwissenheit erzogen, erwarb er keine von den Eigenschaften, die ihm fehlten, und behielt nicht einmal alles, was er von der Natur empfangen hatte.

Nach dem Tode des Kardinals Mazarin verkündigte Ludwig, daß er nun selbst regieren wollte; wie er nicht mehr förmlich und offenbar gemeistert wurde, glaubte er zu herrschen. Allen Gattungen von Verführung ausgesetzt, ließ er sich überreden, daß er vollkommen wäre, und von der Zeit an war jeder Unterricht bey ihm verloren. Er gab immer den Antrieben seiner Maitressen, seiner Minister, oder seines Beichtvaters nach. Er glaubte einen sclavischen Gehorsam gegen seinen Willen zu erblicken, und er wurde nicht gewahr, daß man ihn wollen machte. Zuweilen ging es darum nicht schlimmer. Colbert zum Beyspiel läßt das Amt des Oberaufsehers der Finanzen einstellen, und der König glaubt sie selbst zu verwalten, weil er alle Unterschriften über sich nimmt, die Fouquet besorgte. Indessen bemächtigt sich Colbert glücklicher Weise der wahren Verwaltung. Er stellt die Einnahme auf gleichen Fuß mit der Ausgabe, bildet eine Marine, erweitert die Handlung, gründet und vervielfältigt, vielleicht zu sehr, die Manufakturen, muntert die schönen Wissenschaften, die Gelehrsamkeit und die Künste auf. Alles blüht, in dem Augenblicke ist es das Zeitalter Augusts: nun aber die andre Seite des Bilds.

Louvois, ein Mann mit einem mächtigen, aber wilden Geiste, beneidet die Verdienste und das Ansehen Colberts, er veranlaßt einen Krieg, weil der Krieg sein Departement ist. Er beredet den König, ohne Rücksicht auf die feyerlichsten Renunciationen, sich der Franche-Comte

Comte, und der spanischen Niederlande zu bemächtigen. Dieser Krieg zieht nach einander mehrere nach sich, die Louvois mit einer unseligen Kunst zu verewigen wußte. Der Krieg von 1688 schrieb sich von der gereizten Empfindlichkeit des übermüthigen Ministers her. Der König ließ Trianon bauen; Louvois, der Colbert in der Oberaufsicht über die Gebäude nachgefolgt war, begleitete den König, dem diese Arbeiten Zeitvertreib machten. Ludwig bemerkte, daß eines von den Fenstern nicht so viel Oefnung hatte, als die andern, und sagte es zu Louvois. Dieser gab es nicht zu, und bestand hartnäckig auf seiner Meynung gegen den König, der die seinige nicht aufgab, und ungeduldig über den Streit, die Fenster messen ließ. Es fand sich, daß er Recht hatte, und der König, den das Hin- und Herreden schon aufgebracht hatte, sagte Louvois in Gegenwart aller Arbeiter harte Dinge. Haman 1), auf diese Art gedemüthigt, ging voll Wuth im Herzen nach Hause, da machte er seinem Zorne Luft vor seinen Vertrauten, den beyden Colberts, Villacerf und Saint-Pouange, Tilladet und Nogent. Ich bin verloren, rief er aus, wenn ich diesem Menschen keine Beschäftigung gebe, der über Erbärmlichkeiten außer sich kömmt. Es giebt nichts als den Krieg, um ihn aus seiner Bauerey herauszureissen, und bey Gott, den soll er haben, da er ihm oder mir so nothwendig ist.

Die augsburger Ligue war damals im Werden, und man konnte sie durch politische Maasregeln noch zerreissen. Louvois bließ das Feuer an, das er auslöschen konnte, und Europa gerieth in Brand, weil ein Fenster zu breit oder zu schmal war. Das sind die großen Begebenheiten aus kleinen Ursachen. Louvois war der Urheber des Despotismus der Staatssekretaire; man muß

zwey

1) Unter diesem Namen hat ihn Racine in seinem Trauerspiel Esther bezeichnet.

zwey Menschen in ihm unterscheiden. Um einen Krieg glücklich zu führen, war er unstreitig ein vorzüglicher Minister, was er that, um die Belagerung von Gent gelingen zu machen, wird von allen Kammern des Kriegswesens bewundert; aber als Bürger war er ein Ungeheuer. Er hätte seinem Ehrgeize, seiner Laune, der geringsten Aufwallung seiner Eigenliebe den Staat aufgeopfert. Was verschlagen uns wohl Fähigkeiten, deren unglückliche Anwendung man uns hätte ersparen können? So oft ich in der Geschichte eine schwulstige Lobrede auf einen Fürsten oder einen Minister treffe, so oft mache ich mich auf Unfälle im Staat gefaßt. Wir bewundern einige ihrer Operationen, und hören das Wehklagen der Unglücklichen nicht mehr, die sie dazu gemacht haben, und die unsre Väter waren. Warum ziehen wir diesen glänzenden und verderblichen Meteoren die Verwaltung eines rechtschaffnen Mannes nicht vor, der den Staat als eine Familie, wovon er einen Theil macht, ansieht, und stirbt, ohne den Geschichtschreibern einen anziehenden Stoff für ihre Leser zu hinterlassen? Wenn die Zeit mir erlaubt, diese Memoiren bis auf unsre Tage fortzuführen, so werde ich von Ministern zu sprechen haben, die eben so strafbar waren, als Louvois, und denen ich nicht den nämlichen Ruhm werde beylegen können. Sein Vater, der Kanzler le Tellier, kannte die Fähigkeit seines Sohns und die Meynung des Königs von den seinigen; er schlug ihn vor als einen jungen Mann von gutem, obwohl etwas langsamen Verstand, der aber zur Arbeit geschickt, und fähig zum Lernen wäre, wenn Seine Majestät sich die Mühe gäbe, ihn zu leiten. Dem Könige schmeichelte die Ehre, Schöpfer zu seyn, er gab dem jungen Louvois Unterricht, den dieser als Neuling empfing. Seine Fortschritte gingen stufenweise, aber schnell. Bey Ludwigs fester Ueberzeugung, daß er es wäre der alles thäte, wurde es dem Minister leicht, alles geschehen zu lassen,

sen, was er wollte. Er machte sich zum unumschränkten Herrn des Militärs; und da das Aeußere der Macht oft das Wesen derselben nach sich zieht, so maßte er sich Würden und Vorrechte an, die bis dahin unbekannt gewesen waren. Er unterwarf die Feldherrn dem Gesetze, ihm persönlich Bericht zu erstatten. Der Vicomte von Türenne war der einzige, der durch sich selbst eine zu starke Existenz hatte, um sich nach dieser Regel zu fügen, und eine unmittelbare Korrespondenz mit dem König selbst behielt; indessen sah der Minister doch alle Briefe, und beredete mit dem Könige die Antworten.

Bey einem mächtigen Minister gilt eine Prätension sogleich für ein Recht, und der anmaßliche Besitz bestätigt es so gut, daß der elendeste von den Nachfolgern, in welchem Departement es sey, es ungestört genießt, und frey mißbrauchen kann.

Louvois würdigste Handlung gab seiner Gunst den ersten Stoß. Als ihm der König, nach dem Tode der Königin 1), seine Absicht, die Frau von Maintenon zu heurathen, anvertraute, unterließ er nichts, um ihn davon abzuwenden, und wie er sehen mußte, daß es ein gefaßter Entschluß war, drang er dem Könige wenigstens das Versprechen noch ab, daß die Ehe nie deklarirt werden

1) Sie starb den 30. Julius 1683. Einige setzen die Heurath des Königs mit der Frau von Maintenon in das Jahr 1686; sie scheint aber früher gewesen zu seyn. Ludwig hatte noch Bedürfnisse, war fromm, und Frau von Maintenon zu sehr prüde und zu ehrgeitzig, um nicht tugendhaft zu seyn. Die Marechale von Noailles, Mutter des jetzigen Marechals, war von der Nothwendigkeit einer zweyten Ehe so überzeugt, daß sie nach dem Tode der Königin zur Frau von Montespan sagte: Man muß sich eilen, diesen Menschen standesmäßig zu vermählen; sonst heurathet er uns noch das erste Wäschermädchen weg, das ihm anstehen wird. Die Marechale hat das nämliche zu mehreren Leuten gesagt, unter andern, zum Präsidenten Henault, von dem ich es gehört habe.

den sollte. Die Ceremonie wurde in einer Kabinetskapelle verrichtet, durch den Erzbischof von Paris, Harlay, in Gegenwart von Louvois, Montchevreuil und Bontems, erstem Kammerdiener; dieser mußte zugleich Messe dienen, und der Pater la Chaise las sie.

Einige Zeit darauf erfuhr Louvois, daß die Heurath deklarirt werden sollte. Er benachrichtigte den Erzbischof davon, der das Wort des Königs mit ihm zugleich erhalten hatte, und bat ihn, sich mit ihm zu vereinigen, um dem König seine gegen sie eingegangene Verbindlichkeit vorzustellen. Noch vor der Ankunft des Prälaten warf sich Louvois dem Könige zu Füßen, beschwor ihn, lieber ihm das Leben zu nehmen, als die Krone mit dieser Schande zu beflecken. Ludwig wollte ihn von sich entfernen, aber Louvois drückte ihm die Knie, und ließ nicht von ihm ab, bis er eine Bestätigung seines Worts von ihm erhalten hatte, die der Erzbischof, welcher nachher auch kam, sich wiederholen ließ. Frau von Maintenon setzte vergebens alle Triebfedern der Verführung in Bewegung; der König bat sie, nicht mehr davon zu sprechen. Man begreift, welcher Groll in ihr zurückblieb; sie beschloß Louvois Untergang, bereitete die Mittel, und lauerte auf die Gelegenheit.

Die Greuel, welche 1689. in der Pfalz verübt wurden, erregten einen allgemeinen Unwillen. Frau von Maintenon hatte nicht nöthig, die Abscheulichkeit davon zu übertreiben; die Religion war dabey unnöthig, die Menschlichkeit allein reichte zum Thema hin. Nachdem Louvois Worms und Speyer hatte in Brand stecken lassen, that er noch den barbarischen Vorschlag, Trier anzuzünden, um die Feinde zu verhindern, ihren Waffenplatz aus dieser Stadt zu machen. Der König war davon empört und verbot es. Zwey Tage darauf erneuerte Louvois den Angriff, und sagte zum König: eine gewissenhafte Bedenklichkeit halte ihn ohne Zweifel ab,

in

in die Zerstörung von Trier einzuwilligen; da aber Krieg und Mitleiden zwey unvereinbare Dinge wären, so hätte er, Louvois, um das Gewissen seines Königs zu erleichtern, das Ganze auf sich genommen, und den Befehl zu dieser militairischen Execution abgehen lassen. Der König, der sich sonst so gut zu beherrschen wußte, gerieth hier vor Zorn außer sich, hob eine Feuerzange auf, und wollte den Minister damit schlagen. Frau von Maintenon wirft sich dazwischen, und läßt den erschrocknen Minister entfliehen. Der König ruft ihn zurück, und mit glühenden Augen sagt er: Fertigen Sie einen Kourier ab, er komme zur rechten Zeit an; wenn ein einziges Haus verbrannt ist, so wird Ihr Kopf dafür stehen. Es bedurfte keines zweyten Kouriers, der erste war nicht abgegangen. Seine Depeschen lagen in Bereitschaft; aber Louvois, den die Art, wie sein erster Vorschlag aufgenommen worden war, warnen mußte, auf seiner Hut zu seyn, hatte die Absendung verschoben, bis der Versuch gelungen seyn würde. Beym Könige galt sie aber für geschehen, und er glaubte, daß der Kourier abgienge, um die Vollstreckung des blutigen Befehls, den ein früherer mitgenommen hatte, zu verhindern.

Louvois fiel indessen immer mehr bey dem Könige; geringfügigere Umstände machten das Maas voll, und lobenswürdige Handlungen des Ministers vermehrten zuweilen die Erbitterung der Frau von Maintenon. Hier ist ein Beyspiel von beyden.

Der König wollte die Belagerung von Mons in eigner Person unternehmen. Louvois, der mit den Kapitalen sehr richtig nur den nothwendigen Aufwand zu bestreiten wünschte, rieth den König ab, die Frau von Maintenon und ihre Vertrauten mitzunehmen, und Ludwig reiste allein. Während der Belagerung fand er, indem er eines Morgens um das Lager herum gieng, eine

Kavalleriewache, die ihm schlecht postirt schien, er postirte sie anders. Den Nachmittag fand er die nemliche Wache am andern Posten, und fragte den Officier: wer sie dahin postirt hätte. Er antwortete: Herr von Louvois hätte es gethan. Haben Sie ihm denn gesagt, daß ich sie postirt habe? — Ja, Sire. — Was sagen Sie zu Louvois, sprach der König zu seinem Gefolge, der den Krieg besser verstehen will, als ich? Der Minister mochte hierinn Recht haben oder nicht, so mußte er damit nicht so öffentlich prangen. Auf den König schien es tiefen Eindruck gemacht zu haben; denn er gedachte des Vorfalls noch nach Louvois Tod.

Nach der Zurückkunft von Mons, fuhr der König zwar fort mit seinem Minister zu arbeiten, aber mit einer Kälte, einer Verdrüßlichkeit, welche sichre Vorboten einer Ungnade waren, der Louvois Tod nur zuvorkam. Am 16ten Julius, mitten in der Arbeit mit dem König, bey der Frau von Maintenon, fand er sich auf einmal so übel, daß er blos die Zeit hatte, sich wegzubegeben, und nach Hause zu gehen. Sein Sohn, den er sogleich verlangte, eilte herbey, und fand ihn tod 1).

Als

1) Aus der Oefnung des Leichnams ersah man, daß er vergiftet worden war, und man behauptete, daß das Gift in einen Wasserbecher geschüttet worden war, den er immer auf seinem Kamin hatte, und aus welchem er trank, wenn er sich von der Arbeit erhitzt fühlte. Da es damals sehr warm war, hatte er einen Schluck von dem Wasser getrunken, eh er zum König gieng. Ein Frotteur wurde arretirt, aber nach wenig Tagen wieder auf freyen Fuß gesetzt, und die Familie beobachtete hierüber eine Art von Stillschweigen, die zu vielen Reden Anlaß gab. Das Geschwätz ließ schon nach, als der sonderbare Todesfall eines Italiänischen Arztes, Seroni, der bey Louvois gedient hatte, und bey seinem Sohn, Barbesieux, geblieben war, es wieder erweckte. Seroni hatte sich in seine Stube eingeschlossen, und schrie, wie von Zuckungen und bösem Wesen geplagt,

Als es der König erfuhr, ließ er Chamlay kommen, und bot ihm die Stelle als Staatssekretair beym Kriegsdepartement an, ohngeachtet Barbesieux seit sechs Jahren, die er unter seinem Vater arbeitete, die Anwartschaft darauf hatte. Chamlay hatte immer den Ruf des besten Quartiermeisters gehabt, der in einer Armee seyn konnte. Alle Generale bewarben sich um ihn, der König, und was noch mehr war, Türenne selbst schätzte ihn, und er war darum Louvois nicht weniger werth gewesen: ein Beweis, daß er allen unentbehrlich war. Der König, der keine bessere Wahl treffen konnte, drang sehr in ihn, das Departement zu übernehmen. Aber Chamlay machte Barbesieux Ansprüche geltend; und sagte endlich: wenn Ihre Majestät dem Sohn die Stelle durchaus nicht geben wollen, so flehe ich, daß Sie jeden andern als mich erneunen, denn ich kann mich mit dem Raub seines Vaters, der mein Freund und mein Wohlthäter war, nicht schmücken. Chamlays Handlung setzte alle Welt, außer ihn, in Erstaunen; er verwunderte sich blos über die Lobsprüche. Ein solcher Zug verdient seine Stelle in der Geschichte. Diese Memoiren werden von ähnlichen Thaten nicht überladen seyn. Barbesieux wurde am nämlichen Abend ernannt. Er war noch nicht majorenn; aber so wie sich der König einbildete, Schöpfer des Vaters gewesen zu seyn, so erklärte er auch, daß er den Sohn ebenfalls bilden wolle. Er hatte vielen Verstand, und eine Leichtigkeit für die Arbeit, die fruchtlos wird, wenn kein Zusammenhang und kein Fleiß dabey ist. Er war zehn Jahr mit dem Titel eines Ministers geschmückt, von den Geschäften verfolgt,

 und

plagt, ohne seine Thüre öfnen zu wollen; denen, die ihm Hülfe bringen wollten, rief er zu, er habe was er verdiene; und als man endlich die Thüre aufsprengte, gab er seinen Geist auf. Das Gerücht von dieser Begebenheit wurde eben so sorgfältig erstickt als das erste; tausend argwöhnische Vermuthungen entstanden, aber man wußte nicht, auf wen sie fallen sollten.

und den Vergnügungen nachlaufend, die ihn endlich umbrachten. Nach seinem Tode (1701.) bekam Chamillart, der schon die Finanzen hatte, das Kriegsdepartement dazu. Als ihn der König ernannte, erklärte er sich wieder, wie er bey Barbesieux gethan hatte; aber diese Schöpfung war schwerer: Chamillart hatte Barbesieux Verstand nicht, und bey Tugenden, die Louvois gefehlt hatten, vermißte man in ihm die Talente dieses Ministers. Man hat gesehen, wie und warum er der Frau von Maitenon aufgeofert wurde.

Der Krieg hatte seit Louvois Tode sechs Jahre noch ganz glücklich fortgewährt, aber der Staat war darum des Friedens nicht minder bedürftig geworden. Durch den Riswyker Traktat kam dieser zu Stande, und Ludwig wurde gezwungen, das Projekt Jacob den Zweiten wieder auf den Englischen Thron zu setzen, aufzugeben, und den Prinzen von Oranien, unter dem Namen Wilhelms des Dritten als König von England anzuerkennen. Desto mehr Haß gegen diesen Fürsten behielt er in seinem Herzen; den ersten Grund zu dieser eingewurzelten Leidenschaft hatte der Prinz von Oranien, Enkel Königs Karl des Ersten von England, durch seine Weigerung, die natürliche Tochter Ludwigs und der Herzogin von la Valiere zu heurathen, gelegt. Ludwig begriff nicht, wie ein Prinz von Oranien eine solche Verbindung verschmähen konnte. Wilhelm hatte erst alles angewandt, um den König zu versöhnen; als aber seine Bemühungen umsonst waren, sagte er: Wenn ich seine Freundschaft nicht erlangen kann, so will ich wenigstens seine Achtung erzwingen. Er verdiente sie in mancher Rücksicht, und sprach immer sehr würdig von Ludwig dem Vierzehnten. Ein junger Lord, der von Frankreich zurückkam, sagte zu Wilhelm: was ihm an Ludwigs Hof vorzüglich aufgefallen wäre, sey das gewesen, daß dieser König eine alte Maitresse (Frau von Maintenon) und

einen jungen Minister (Barbesieux) gehabt hätte. Daraus mußten Sie abnehmen, junger Mann, antwortete der König, daß er keines von beyden bedarf 1).

Es mußte Ludwig bekannt seyn, wie viel Unterhandlungen es gekostet hatte, den Frieden zu bewürken, und den Herzog von Savoyen zu gewinnen, der durch Louvois Stolz so erbittert worden war. Er mußte wissen, daß durch den Frieden nicht jeder Groll vertilgt wird. Anstatt die Frist zu benutzen, um das leidende Volk zu erleichtern, und den übeln Folgen des Kriegs abzuhelfen, gab man in Compiegne das Schauspiel eines Darius-Lagers; und dieses Bild des Kriegs erforderte den nämlichen Aufwand, wie die Würklichkeit.

Seitdem der König auf die Selbstregierung Anspruch gemacht hatte, war kein Prinz vom Geblüt mehr zum Staatsrath gezogen worden. Er wollte niemanden erheben, den er nicht eben so gut vernichten als erschaffen konnte. Ein begünstigter Minister war alles; ein gestürzter, nichts. Der erste Marechal von Valeroi, gewesener Hofmeister Ludwigs des Vierzehnten, sagte darüber ein Sprichwort, das desto mehr Ausdruck hatte, je niedriger es war. Man muß, sagte er, den Ministern, so lange sie ihren Posten haben, den Nachttopf halten, und wenn sie herunter sind, über den Kopf schütten. Ferner sagte er: sobald ein neuer Finanzminister aufkömmt, so

1) Immer war Wilhelm nicht so behutsam gewesen. Noch als Erbstatthalter wohnte er einmal der Vorstellung eines Schauspiels bey, das mit einem Prolog zu seinem Lobe anfangen sollte; kaum hatte er die ersten Worte gehört, so schickte er den Schauspieler wieder hinein, und sagte: Der Schurke verwechselt mich mit dem König von Frankreich. Man hatte einigen Verdacht, daß dieser Auftritt verabredet seyn mochte. Noch beleidigender war etwas, das der Prinz Eugen that. Er lud nach der Schlacht bey Hochstädt die Französischen Gefangenen zu einer Oper ein, und anstatt eines zusammenhängenden Stücks ließ er fünf Prologe von Quinault, voll Lobeserhebungen auf Ludwig den Vierzehnten, singen. Sie sehen, sagte er zu den Franzosen, wie gern ich das Lob Ihres Herrn singen höre.

mag er seyn, wer er will, ich fange gleich damit an, mich für seinen Diener, seinen Freund, und auch wohl ein wenig für seinen Verwandten zu erklären. Das sind große Eigenschaften für einen Hofmann; ich zweifle, ob sie dem Erzieher eines Königs ziemen.

Ludwig liebte blos die Gattung von Verstand, die zur Annehmlichkeit seines Hofs, zu seinen Vergnügungen, seinen Feten, dem Glanz seiner Regierung beytragen konnte, mit einem Worte, bey welcher er weder Verlegenheit noch Eifersucht empfand. Er nahm Moliere gegen die Bigotterie in Schutz; damals aber war die Frömmigkeit, die wahre oder die falsche, noch nicht bis zu dem Hof gedrungen. Bey Menschen, die sich ihm näherten, und im Falle waren, ihn zu beurtheilen, zog er die Unterwürfigkeit den Einsichten vor, und sagte selbst zuweilen, daß er sich vor Geistern fürchtete. Diese Furcht ist bey den Fürsten und bey denen, die ihre Person vorstellen, nicht ungewöhnlich, wenn sie nicht selbst Geist genug haben, um die Vergleichung nicht zu scheuen. Er fand ein kindisches Wohlgefallen daran, Menschen, die er anblickte, die Augen niederschlagen zu sehen. Alles beugte sich vor einem Monarchen, dessen stärkste Leidenschaft war, uneingeschränkt zu seyn, und es zu scheinen. Sein Sohn, ohne allen Einfluß, wurde stets von ihm eben so sehr in Furcht als in Ehrerbietung erhalten. Jedes Verdienst, das ihn selbst drängen konnte, machte ihn scheu. Als sein Bruder, Monsieur, einen Sieg bey Cassel erfochten hatte, bekam er einen kalten Lobspruch, und kommandirte nicht mehr. Er unterließ nichts, was eine Art von göttlicher Ehrfurcht für seine Person einflößen konnte. Wenn Monsieur bey der Mittagstafel seine Aufwartung machte, mußte er stehen bleiben, bis ihm der König befahl, sich auf einen Sessel zu setzen; zuweilen ließ er ihn mit am Tisch niedersitzen, aber da mußte er gekommen seyn, eh der König schon saß. Drückte Ludwig die Großen seines

Hofs mit dem Gewicht seiner Majestät, so legte er sie unter seinen innern Hausbedienten desto williger ab. Kein Herr war je so leicht zu bedienen, er ließ seinen Leuten gern eine Art von Familiarität zu, und viele wußten sie sehr geschickt zu benutzen; es war nicht gleichgültig, sie zu Freunden zu haben. Sie haben manches Menschen Glück gemacht und gestürzt, und vielleicht verhält es sich so an allen Höfen. Ludwig sah es gern, wenn die Vornehmen ihnen mit besondrer Achtung begegneten. Er schickte einmal einen Hoflakaien mit einem Briefe an den Herzog von Montbason, der Herzog empfing ihn, wie er sich eben zur Tafel setzen wollte, und zwang ihn, im Angesicht der ganzen Gesellschaft, den ersten Platz am Tisch zu nehmen, begleitete ihn auch bis in den Hof als einen Abgesandten des Königs. Ein solches Uebermaas konnte freylich der Monarch nicht erwarten, und ein andrer möchte es für Spott aufgenommen haben, er aber bewies, daß er es Dank wußte, indem er zuweilen wieder mit Wohlgefallen dieses Zugs gedachte.

Alles was Ludwig den Vierzehnten an einen Zeitpunkt von Schwäche in der Regierung erinnern konnte, empörte seinen Geist. Das machte ihm den Aufenthalt in der Hauptstadt immer unangenehm, weil er sie als Kind während der Unruhen der Fronde hatte räumen müssen. Dieser Widerwillen gegen Paris hat dem Königreich viele Millionen gekostet, die verwandt wurden, um das prächtige und traurige Versailles aufzubauen, das man damals einen Günstling ohne Verdienst nannte; Reichthümer und Meisterstücke von gutem und von schlechtem Geschmack wurden da auf einander gehäuft. Indem er vor dem Anblick des Volks floh, dessen Elend seine Augen verwundet hätte, verlangte er, daß sein Hof nicht minder zahlreich und glänzend seyn sollte. Er merkte sehr genau auf die fleißigen Erscheinungen oder auf die öfteren Abwesenheiten der Hofleute. Wenn man für ei-

nen Menschen, der für den Hof gemacht war, und sich selten einfand, um eine Gnade bat, so gab er keinen andern Grund seiner Weigerung an, als daß er ihn nie sehe, und also nicht kenne. Wenn er jemanden, der nicht von seinen innern Vertrauten war, anredete, so war es eine Auszeichnung, die für die Neuigkeit des Tages galt. Er wählte unter denen, die sich vorstellten, um nach Marly zu folgen; aber er wollte, daß man sich darum bewerben sollte, wenn man es auch nicht erhielt.

Ohngeachtet Ludwig seine Hauptstadt nicht bewohnte, so wollte er doch von allem, was darinn vorgieng, unterrichtet seyn; und die dunkeln Berichte der Polizey waren oft Delationen. Eine andre Art von Inquisition, deren Erfinder Louvois war, und die sich erhalten hat, war die Verletzung des Geheimnisses der Posten, ein Verbrechen gegen die öffentliche Treue. Jeder Bürger ist schuldig von seinen Handlungen Rechenschaft zu geben, die Regierung hat das Recht, sie zu bewachen, aber auf den geschriebnen Gedanken hat sie keines, und ein Brief ist der geschriebne Gedanke. Man darf nicht hören, was einem Freund ins Ohr gesagt wird. Man darf hierin die Freyheit eines Bürgers nicht antasten, als wenn er sich mit Recht dem Staat verdächtig gemacht hat.

Noch ein andrer Bewegungsgrund entfernte Ludwig den Vierzehnten aus seiner Hauptstadt; er fürchtete anfangs, das Aergerniß seiner Liebeshändel den Augen der Bürgerschaft blos zu stellen; es ist die einzige Classe in der Gesellschaft, wo die Anständigkeit der Sitten sich erhält, oder damals wenigstens noch erhalten hatte. Aber bald ward er dieser Behutsamkeit überdrüßig. Frau von la Valiere war die erste deklarirte Maitresse, und er machte sie zur Herzogin von Vaujour. Sie war ein sanftes Weib, unfähig Böses zu thun, oder auch nur sich zu rächen; indem sie sich von ihrer Schwachheit für den

Kö-

König hinreissen ließ, weinte sie noch um ihre Tugend. Ihr Gewissen noch mehr als der Kummer, den eine Nebenbuhlerin ihr machte, trieb sie in das Karmeliterinnenkloster, wo sie sechs und dreyßig Jahre in der härtesten Buße verlebte. Sie hatte den Hof noch nicht verlassen, als die Marquise von Montespan ihr das Herz des Königs schon geraubt hatte 1).

Das Aergerniß eines doppelten Ehebruchs fiel außerordentlich auf, und der König bekümmerte sich so wenig darum, daß er auf seinen Feldzügen und in die Gränzstädte seine beyden Maitressen, in einem und demselben Wagen als die Königin, mitnahm. Das Volk lief in Menge herbey, um, wie es sagte, die drey Königinnen zu sehen. Ludwig schonte nichts mehr. Der Hof wurde bey der neuen Favoritin gehalten. Die Niederkunft der ersten war heimlich gewesen, ob man sie gleich wußte; bey der zweyten beobachtete man das Geheimniß nicht mehr. Die Marquise von Thiange, ihre Schwester, machte die Honneurs bey den glänzenden Feten, die der König

 ohne

1) Die Marquise widerstand anfänglich den Vorschlägen des Königs, und rieth ihrem Mann an, sie auf ihre Güter zu bringen. Montespan bestand darauf, am Hofe zu bleiben, und als seine Frau den Verfolgungen des Königs unterlegen war, wurde er nach Guyenne exilirt, nachdem er einige Zeit für die Reden, die er sich erlaubte, und für die Thorheit, die er begieng, als Wittwer Trauer anzulegen, in der Bastille gewesen war. Die Frau legte ihrerseits das Wappen und die Livrey ihres Mannes ab, und nahm die ihres Hauses, sie war ein Rochechouart. Frau von Maintenon folgte nachher diesem Beyspiel, und es ist in unsern Tagen auch nachgeahmt worden. Weil der König die Frau von Montespan nicht glaubte zur Herzogin machen zu können, so lange ihr Mann lebte, den er nicht zum Herzog machen wollte oder durfte, und der sich geweigert hätte, es durch einen solchen Kanal zu werden, so ernannte er sie zur Oberaufseherin vom Hause der Königin, und gab ihr durch dieses Mittel das Recht des Sessels a). Man ist seitdem in ähnlichen Fällen nicht so verlegen gewesen.

Die

a) Es gebührt nur den Herzoginnen am Französischen Hof auf Sesseln, (Tabourets) zu sitzen.

ohne Unterlaß gab. Die Aebtißin von Fontevrault, eine andre Schwester voll Verstand, Grazie und Gelehrsamkeit, von ihrem ganzen Orden geliebt und geschätzt, erhielt durch ihr Beyspiel die Regel in ihrem Kloster, so lange sie darin war; aber sie kam zuweilen, und zeigte ihren Schleyer und ihr Kreuz an diesem Hofe der Wollust. Niemand fand etwas unanständiges dabey, und man hätte sich davon erbauen lassen, wenn der König es gewollt hätte. Würklich ist er der einzige Fürst, dessen Beyspiel nicht das Gesetz gab für die öffentlichen Sitten. Die ausschweifendsten Hofleute waren doch zu einer Art von äußerlicher Anständigkeit gezwungen, oder sie liefen Gefahr ihm zu mißfallen. Einige wagten es nicht einmal im Herzen, ihren Herrn zu beurtheilen. Sie ehrten in ihm, was sie nachzuahmen sich selbst zum Verbrechen ausgelegt hätten, gewissen Heiden gleich, die von der Reinigkeit ihrer eignen Sitten nicht abgehalten wurden, einen Jupiter anzubeten, der Mädchen verführte, und Ehebruch trieb.

Die Marquise von Montespan verband mit ihrer Schönheit und einer Wendung des Verstandes, die, wie man sagte, damals den Rochechouarts eigen war, sehr viel Hochmuth und Eigensinn, und wurde von Launen beherrscht, die den König selbst nicht schonten. Die Königin erfuhr ihren Hochmuth öfters, und sie sagte zuweilen: Diese .. wird mir noch das Leben kosten, dahingegen die Herzogin von la Valiere, durch ihre Ehrerbietung, ihre Unterwürfigkeit, ihre Beschämung sogar, sie gleichsam um Verzeihung bat, daß sie geliebt wurde; die Königin hatte sie auch immer mit Güte behandelt 1).

Ich

: Die Stelle einer Oberaufseherin war für die Gräfin von Soissons (Mancini) errichtet worden, sie wurde nachher gezwungen, ihre Dimission zu geben.

1) Als die Königin sie im Kloster besuchte, wollte sie, daß sie nach ihrem Rang als Herzogin sich setzen sollte, aber sie bat die Königin

Ich spreche nicht von der Frau von Fontange, deren Leben so kurz war. Ich erneure die Gerüchte über Frau von Soubise nicht, die sie selbst durch ihre übertriebnen Bemühungen, sie zu entfernen, verstärkte. Ich gedenke der Galanterien des Königs nur um ihn und seinen Hof treffender zu schildern. Ich werde mich bey dem Anfang von dem Glück der Frau von Maintenon nicht aufhalten, der durch so viele Memoiren so bekannt ist. Ich werde nur die Veränderung der Scenen betrachten, die durch sie oder auf ihre Veranlassung am Hofe vorgieng.

Der Hof war galant gewesen, so lange diese Liebeshändel den König beschäftigten; sobald der Beichtvater sich seiner bemächtigt hatte, verwandelten sich die Höflinge in Kopfhänger und Heuchler. Man hatte sich zu den Feten, zu den Schauspielen gedrängt, jetzt lief man in die Kapelle; aber der König war immer die Gottheit, deren Dienst die neue Weise feyerte. Es lag nur an ihm, diese Bemerkung zuweilen selbst zu machen. Einmal, da der König in die Nachmittagskirche gehen sollte, waren die Gallerien angefüllt mit frommen Herrn und Damen vom Hof. Brissac, Major von der Leibgarde, kömmt in die Kapelle, und ruft laut gegen die Garden, daß der König nicht kommen würde. Die Garde entfernt sich, und im Augenblick sind die Gallerien leer, niemand bleibt, als die Marquise von Dangeau und drey oder vier andre Weiber. Eine Viertelstunde darauf postirt Brissac die Garde wieder in die Kirche. Der König kömmt an, und verwundert sich über die ungewöhnliche Einöde; Brissac erzählt ihm die Ursache, der König lacht, und vielleicht entschuldigte er die Gleichgültigkeit, die man gegen den Got-

nigin, sie dieser Ehre zu überheben, die sie an ihre Schwachheit erinnerte. Ich bin Nonne, sagte sie, und darf nichts weiter seyn. Als sie den Tod ihres Sohns, des Herzogs von Vermandois erfuhr, so muß ich, sagte sie, um seinen Tod weinen, ehe ich noch aufgehört habe, über seine Geburt zu weinen.

Gottesdienst zeigte, um der Ehrerbietung und der Furcht willen, die man gegen seine Person bewies.

Wie der König angefangen hatte, sich zur Frömmigkeit zu neigen, trieb ihn die Frau von Maintenon nach und nach immer mehr dahin. In den unangenehmen und untergeordneten Lagen, worinn sie ihr Leben zugebracht hatte, war die Prüderie ihr besonders Studium gewesen; es war nicht davon die Rede diese Rolle zu verwechseln in einem Alter, wo so viele andre Weiber sie aufnehmen. Sie konnte auch nur durch dieses Mittel sich des Königs versichern. In der Dürftigkeit geboren, war sie oft, um sich herauszuziehen, gezwungen gewesen, sich nach verschiednen Charakteren zu schmiegen. Diese Gewohnheit war ihr bey dem König von großem Nutzen. Sie wußte, daß es die Schwachheit dieses auf seine Gewalt eifersüchtigen Fürsten war, zu scheinen, als ob er alles durch sich selbst thäte; daraus zog sie selbst die Mittel ihn wollen zu machen, was sie wünschte. Im beständigen Zwang, erst um zu leben, dann um sich zu heben, endlich um zu herrschen, war sie nie glücklich und hat das Uebermaas der Lobreden und der Satiren nicht verdient, deren Gegenstand sie gewesen ist.

Die Arbeit der Minister und der Generale mit dem König geschah bey ihr und in ihrer Gegenwart. Sie begriffen, daß sie keinen Kampf des Einflusses gegen sie beginnen konnten; da sie diese Königin nicht stürzen konnten, unterwarfen sie sich, und handelten die Geschäffte mit ihr ab, eh sie vor dem König darüber berichteten. Sie nahm nie das Wort, als wenn er sie fragte, und antwortete dann mit einer Zurückhaltung, einer Unbefangenheit, die allen Anschein von Verabredung zwischen ihr und dem Minister weit entfernt hielt. Fiel der König auf den Verdacht, daß irgend ein gemeinschaftliches Interesse im Spiel seyn dürfte, so beschloß er das Gegentheil; und wenn sie zu bestehen wagten, zog er schrecklich

gegen sie los. Er weidete sich dann an der Meynung von seiner Independenz, und wenn er sich recht in dieser Idee gespiegelt hatte, so hatten Weib, Minister und Beichtvater auf lange Zeit die Gewalt, ihn die ihrigen annehmen zu lassen.

So wohlgefällig dem König das bescheidne Benehmen der Frau von Maintenon in den Geschäfften war, so sehr entschädigte er sie dafür durch mehr Bezeugungen von Ehrerbietung und von Galanterie, als seine Maitressen oder die Königin je von ihm erhalten hatten. Bey den Promenaden von Marly war sie in einer Sänfte eingeschlossen, um den kleinsten Luftzug zu vermeiden, und sah den König neben ihr gehen, der jedesmal, wenn er sich bückte, um mit ihr zu sprechen, den Hut abnahm. So erblickte man sie auch auf einer Anhöhe beym Lager von Compiegne, vom ganzen Hof umringt, der König neben ihr stehend, um auf alle ihre Erkundigungen zu antworten und die Herzogin von Bourgogne auf einem Tragbalken von der Sänfte sitzend.

Im Appartement war es noch weniger möglich, die Königin in ihr zu verkennen. In einer Art von Beichtstuhl sitzend, stand sie einen Augenblick auf, wenn der Dauphin oder Monsieur kamen, weil sie selten in diesem Inneren sich sehen ließen. Für die Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüt machte sie nicht die mindeste Bewegung, auch wurden sie nur durch erbetne Audienzen zugelassen, oder wenn sie zu irgend einem trocknen Verweis berufen wurden. Sie nannte die Herzogin von Bourgogne nie anders als mignone, und diese nannte sie immer ma tante. Die königlichen Söhne und Enkel nannte sie immer und selbst in Gegenwart des Königs: der Dauphin, die Dauphine, der Herzog von Berry, ohne je Monsieur oder Madame beyzufügen: es würde der Mühe nicht werth seyn diese Kleinigkeiten zu erwähnen, wenn sie nicht dazu beytrügen den Stand der Frau von

Main-

Maintenon zu bestimmen. Der König ließ ihr jede Art von Herrschaft, wobey er selbst keinen Zwang litt; denn in diesem Punkt war er ohne alle Rücksicht. Wenn er zur Frau von Maintenon kam, und sie unpäßlich zuweilen gar im Fieber liegen fand, so hinderte ihn das nicht, die Fenster öffnen zu lassen, weil er die Luft liebte. Im Betreff seiner Reisen litt er nicht den geringsten Widerspruch. Man versuchte umsonst die Reise nach Fontainebleau, wegen der Schwangerschaft der Herzogin von Bourgogne, rückgängig, oder sie wenigstens davon frey zu machen. Alle Vorstellungen waren fruchtlos, man mußte fort. Sie kam zu früh nieder, und der König tröstete sich mit der Freude, daß man ihm gehorcht hatte. Das Alter und die Frömmigkeit schienen ein Herz, das von Natur ziemlich gefühllos war, noch mehr zu verhärten.

Die Widerrufung des Edikts von Nantes war die schrecklichste Handlung dieser fanatischen Frömmigkeit. Ludwig maßte sich an, über die Gewissen zu herrschen. Das Reich, durch den Krieg, den Luxus und die Feten schon erschöpft, wurde durch die Proscriptionen entvölkert, und die Fremden bereicherten sich mit unserm Verlust. Ludwig war nur das blinde Werkzeug so vieler Barbarey. Diese Ketzer, denen sein Großvater, Heinrich der Vierte die Krone vorzüglich verdankte, wurden ihm mit den schwärzesten Farben abgeschildert; von der Ligue sagte man ihm nichts. Frau von Maintenon, im Schoos des Kalvinismus erzogen, scheute sich, ihren Glauben verdächtig zu machen, wenn sie für ihre ehemaligen Brüder ihr Wort eingelegt hätte. Louvois, der entbehrlich zu werden zitterte, wenn er die Flamme des Kriegs nicht wie ein heiliges Feuer unterhielt, hoffte den ganzen Protestantismus in Europa aufzubringen. Ihn entschuldigte nicht einmal die Verblendung des Fanatismus, er war blos ein Barbar. Von der andern Seite standen unwissende Mönche, wüthende Priester, ehrgeizige Bischöfe, und schrien: es

dürfe

dürfe nur Ein Gott, Ein König, Eine Religion seyn, und überredeten einen Monarchen, der von seinem eignen Ruhm trunken war, daß dieses Wunder ihm beschieden wäre. Zu dieser Unternehmung reicht die Macht der Könige nicht hin. Gemüther sind zu verführen, Herzen zu verderben; aber die Gewissen empören sich.

Zwey Religionen sind wohl unstreitig ein Uebel in einem Staate; aber eine aufgeklärte, weise, wachsame und standhafte Regierung ist das einzige und sichre Mittel sie in Schranken zu halten. Wenn man sich damit begnügte, die Stellen, die Würden, die Auszeichnungen der nationellen und herrschenden Religion vorzubehalten, so würde die verachtete Sekte von selbst fallen. Wenn zwey Religionen nicht durchaus ruhig zusammen bestehen können, so ist das einzige Mittel sie alle, der herrschenden untergeordnet, zu toleriren. Der getheilte Haß läßt nach; ein wechselseitiger Eifer um Regelmäßigkeit und Sittlichkeit kann aus der Kleinigkeit entspringen. England und Holland verdanken ihre religiöse Ruhe vielleicht der Vielfachheit ihrer Sekten eben so sehr als ihrer Polizey.

Für die Ehre Bossüets, dessen Namen in den Angelegenheiten der Religion von so großem Gewicht war, ist es schlimm, daß er seine Beredsamkeit nicht angewandt hat, um den Geist des Evangeliums gegen die wüthenden Apostel des Dogma in Schutz zu nehmen. Statt jener theologischen Bände, die man nicht mehr liest, hätte er Beyspiele des Christenthums geben können. Und der Pater la Chaise, dessen Gutherzigkeit gerühmt wurde, konnte dieser sein Beichtkind nicht überzeugen, daß er durch die Werke seines tobenden Eifers das Aergerniß seines vergangnen Wandels nicht abbüßen könnte? Aber dieser Beichtvater war ein Minister, der seine Stelle zu verlieren fürchtete, ein feiger Priester, der vor dem zitterte, den er zu seinen Füßen sah. Wir wollen nicht unter-

neh-

nehmen, sie zu entschuldigen, wir wollen gestehen, daß ein Theil der Verfolgung auf beyder Rechnung kömmt. Der Kriegsminister war einer von den Kasuisten des Königs. Der Kanzler le Tellier, Louvois würdiger Vater, unterschrieb das blutige Edikt, das drey Millionen von Bürgern in die Acht erklärte, und nah am Grabe machte er auf sich die entheiligende Anwendung von Simeons Lobgesang.

Das Wehklagen der wahren Christen wurde durch den lauten Zuruf fanatischer Lobsprüche unterdrückt. Die feyerlichen theologischen Theses waren dem Ueberwinder der Ketzerey gewidmet. Die Wuth des ausschweifenden Lobes war von der Schaubühne auf die Kanzeln übergegangen. Die Jesuiten thaten sich besonders hervor durch Erhebung der Macht und der Frömmigkeit Ludwigs; sie schmeichelten seinem Stolz und beugten den Regungen seines Gewissens vor. Man erzählte ihm von lauter Bekehrungen, die auf seinen Ruf bewirkt waren, und Dragoner wären seine Missionarien, Flamme und Schwert, was sie brachten. Er hielt sich für einen Apostel, und sah sich heilig gesprochen, mitten unter den Denkmälern seiner ehebrecherischen Lüste.

Was Louvois gegen die Protestanten gethan hatte, wiederholte der Jesuit Tellier in der Folge für die Constitution. Dieselben Ränke, dieselbe Inquisition, dieselben Verführungen, Drohungen und Martern. Schien die Tyranney gleich verdeckter, so war sie doch nicht minder grausam; und Ludwig blieb immer ihr Werkzeug.

Dies war dieser Monarch, der Große genannt: ein Titel, der so oft an die Könige verschwendet wird, wenn sie leben, und den die Nachwelt so selten bestätigt. Ludwig verdankte ihn dem glänzenden Glück seiner ersten Regierungsjahre, dem Zusammentreffen so vieler berühmten Männer in allen Fächern, die sein Zeitalter zierten. Bezeichnete auch nur sein Name ihre Epoke, so kömmt doch

doch dieser Ruhm einem Fürsten zu gute, und ein großer Theil davon gebührt Ludwig dem Vierzehnten. Sein Eifer für den Ruhm, sein Geschmack für das Große und Edle, das Verlangen ihm zu gefallen, das man ihm auch zur Ehre rechnen muß, weil es zum Theil von seinen persönlichen Eigenschaften erweckt wurde, die Belohnungen, die Auszeichnungen, mit welchen er oft das Verdienst krönte: dies alles kam zusammen, um seine Regierung zur glänzendsten zu machen, die seit Augustus gewesen war. Die schönen Wissenschaften, die Gelehrsamkeit, die Künste, alle Talente entsprangen auf seinen Ruf, und trugen seinen Namen weit über Europa hinaus; seine Wohlthaten suchten das Verdienst selbst im Auslande auf. Man rühmte sich damals, Franzos zu seyn, oder daß man in Frankreich bekannt war, die abgöttischen Lobsprüche, welche die schönen Geister an ihn verschwendeten, waren von ihrer Seite nicht völlig falsch, und könnten zum Theil entschuldigt werden. Die Majestät seiner Person, selbst die Pracht seines Hofs, die Anbetung, mit welcher sie ihm feyern sahen, ergriff ihre Phantasie; der Enthusiasmus wurde ansteckend, der Weihrauch der Anbeter benebelte sie selbst 1).

Aber

1) Nicht alle handeln so aus Ueberzeugung. Es giebt Schriftsteller, die nur zu sehr sich den Menschen hingeben, von denen sie hoffen oder fürchten. Mit acht oder zehn Pensionen, unter Schriftstellern von verschiednen Nationen getheilt, würde der mittelmäßigste Fürst sicher seyn, als ein großer Mann gepriesen zu werden. Diese Posaunen des Ruhms sind nicht theuer. Ich habe die Neugierde gehabt, in Colberts Papieren die Summe von den Pensionen auszuziehen, die Ludwig der Vierzehnte an französische sowohl als auswärtige Gelehrte gab. Sie beträgt zusammen nicht mehr als 66300 Livres, nämlich 52300 an Franzosen, und 14000 an Fremde. Alle diese Pensionairs erkannten diesen König ohne Widerrede für Ludwig den Großen. Leo Allatius, Bibliothekar vom Vatikan, war so edel, die Pension von 1500 Livres, zu welcher er ernannt war, auszuschlagen, weil der römische Hof damals mit dem französischen entzweyt war.

Aber die Strahlen, die vom Thron ausgehen, erwärmen nur die nahen Umstehenden. Sie blenden in die Ferne, aber jene Lebenswärme, die eine Nation beseelt, tragen sie nicht hin. Alles blühte am Hofe, und das Mark des Volks war die Nahrung des Luxus. Die Gnade, oder daß wir es besser sagen, die Erkenntlichkeit des Monarchen, denn diese ist er schuldig, erstreckte sich nicht auf ein Volk, von dem er seine Kraft und seinen Glanz zog, auf die Landleute, eine kostbarere Menschengattung als Künstler, Dichter und Redner. Zum Unglück schmeicheln diese dem Stolze der Fürsten, theilen ihnen den Ruhm aus, betrügen die Nachwelt und fast die Zeitgenossen selbst. Man würde die Wahrheit nicht kennen, wenn uneigennützige Schriftsteller, Freunde der Menschheit, den Muth nicht hätten, ihre Rechte gegen ihre Unterdrücker zu verfechten. Ich glaube diese heilige Pflicht zu erfüllen. Ich bin weit entfernt, die Talente durch ihre Mißbräuche herabzuwürdigen. Es ist der erste, der schönste, der einzige nützliche Luxus eines großen Staats; aber man darf in keinem Gebäude die Zierrathen der Grundlage vorziehen.

Ich habe weder die guten Eigenschaften, noch die Fehler Ludwigs des Vierzehnten verschwiegen; ihm die letzteren ohne Ausnahme zuzurechnen, würde ungerecht seyn. Wir haben gesehen, wie schlecht seine Erziehung war. Außer der Mühe, die man sich gab, die Tugenden, die er haben konnte, zu verfälschen, müssen wir untersuchen, wie viel auf die Rechnung derer, die ihn umgaben, kömmt. Kein Fürst war je der Gegenstand so vieler Anbetung. Was man ihm erwies, war ein Gottesdienst, ein Wetteifer der Sclaverey, eine Verschwörung von Lobsprüchen, die er anzunehmen nicht erröthete, weil man sich nicht schämte, sie ihm zu geben. Die Einweihung seiner Bildsäule auf der Place des Victoires war eine Apotheose. Die Opernprologe berauschten ihn

mit

mit dem stinkendsten Weihrauch, und er pflegte sie treuherzig selbst zu singen. Der Bischof von Noyon, (Clermont-Tonnerre) dieser so hochmüthige und so kriechende Mann, stiftete einen Preis bey der Akademie, um auf ewig die Tugenden Ludwigs des Vierzehnten zu feyern, als einen unerschöpflichen Stof. Den Morgen hörte man in der Kapelle vom Louvre den Panegyrikus des heiligen Ludwigs, und Abends in der Versammlung wohnte man mit mehr Andacht dem Panegyrikus Ludwigs des Vierzehnten bey. Das geschah nicht ohne sein Wissen; ohne Scham gieng man hin, und theilte ihm den Stof jeder Lobrede mit. Ich habe bey einigen sklavischen Mitgliedern der Akademie Widerspruch genug gefunden, ehe es mir gelungen ist, den Gegenstand des Preises zu verändern; so schwer wird es wieder aufzusteigen für den Geist, der einmal zu kriechen anfing 1). Der Herzog von Gramont, Sohn des ersten Marechals dieses Namens, suchte bey dem Könige um das Diplom als Historiograph an. Er wollte ein Schmeichler von Beruf seyn; wenn man ihm andre vorzog, so gewann die Wahrheit doch weiter nichts dabey.

Soll man sich verwundern, daß Ludwig an einem Hofe von Giftmischer, in diesen Rausch von Eigenliebe und Anbetung seiner selbst verfallen konnte? Die Krankheiten

1) Nichts schildert den Eindruck besser, den die Gegenwart des Königs auf die Gemüther machte, als folgender Zug des Prinzen Heinrich Julius von Bourbon, Sohn des großen Condé. Er war einer Art von Vapeurs unterworfen, die man bey jedem andern als einem Prinzen Tollheit genannt haben würde. Er bildete sich zuweilen ein, in einen Hund verwandelt zu seyn, und bellte dann aus allen seinen Kräften. Diese Krankheit ergriff ihn einmal in dem Zimmer des Königs. Die Gegenwart des Monarchen imponirte der Tollheit, ohne sie zu zerstören. Der Kranke begab sich nach dem Fenster, steckte den Kopf hinaus, und dämpfte seine Stimme, so sehr er konnte, indem er alle Verzerrungen des Bellens machte.

heiten allein erinnerten ihn noch, daß er Mensch war. Er begriff nicht, daß man den Staat von seiner Person trennen könnte; man hatte ihn nicht gelehrt, daß der Fürst, um die Unterthanen an eine Verwechselung dieser beyden Begriffe zu gewöhnen, seinen Vortheil nie von dem ihrigen trennen darf. Louvois, als er dem Könige den Geist der Eroberung einflößte, hatte ihn überredet, daß er mit dem Gut und dem Blut seiner Völker nach Gefallen walten könnte. Hieraus entsprangen diese unermeßlichen Heere, die unsre Feinde zwangen, ähnliche dagegen zu stellen; ein Uebel, das sich weiter ausgebreitet hat, und das noch fortfährt, die Bevölkerung von Europa zu untergraben. In meiner Jugend bemerkte ich, daß diejenigen dieser Regierung am wenigsten günstig waren, die am längsten während derselben gelebt hatten. Diese Eindrücke sind nach und nach verlöscht, wie die Unglücklichen, die unter ihm seufzten, verschwunden sind. Da aber Denkmäler seines Ruhms übrig geblieben sind, so wird seine Regierung immer einen merkwürdigen Zeitpunkt in den Jahrbüchern der Monarchie machen.

Den Verlust einer gewissen Würde kann man bedauern, durch welche damals die Männer in öffentlichen Aemtern sich Ehrerbietung verschaften. Es ist gegenwärtig weniger Decenz in unsern Sitten. Ich weiß, daß man von jeher die Tugenden der vergangnen Zeiten hochgepriesen hat. Diese Reden, die von Zeitalter zu Zeitalter wiederholt werden, beweisen, daß die Menschen sich im Grunde immer gleich bleiben. Indessen giebt es Epoken, wo das Laster sich mehr oder weniger offenbar sehen läßt; und nie hat man sich weniger versteckt, als vor und seit der letzten Regentschaft. Man könnte mir das niedrige und verhaßte Laster der Heucheley einwenden, das in den letzten Jahren Ludwigs des Vier-

zehn-

zehnten so gemein war; aber die Sünder gingen damals ab, welche das Beyspiel erzeugt.

Wie meine Art zu sehen und zu urtheilen auch beschaffen sey, so habe ich die Thatsachen so treu hingestellt, daß ich dem Leser die Mittel nicht entziehe, ein anderes Urtheil als das meinige zu fällen.

Gottesdienst zeigte, um der Ehrerbietung und der Furcht willen, die man gegen seine Person bewies.

Wie der König angefangen hatte, sich zur Frömmigkeit zu neigen, trieb ihn die Frau von Maintenon nach und nach immer mehr dahin. In den unangenehmen und untergeordneten Lagen, worinn sie ihr Leben zugebracht hatte, war die Prüderie ihr besonders Studium gewesen; es war nicht davon die Rede diese Rolle zu verwechseln in einem Alter, wo so viele andre Weiber sie aufnehmen. Sie konnte auch nur durch dieses Mittel sich des Königs versichern. In der Dürftigkeit geboren, war sie oft, um sich herauszuziehen, gezwungen gewesen, sich nach verschiednen Charakteren zu schmiegen. Diese Gewohnheit war ihr bey dem König von großem Nutzen. Sie wußte, daß es die Schwachheit dieses auf seine Gewalt eifersüchtigen Fürsten war, zu scheinen, als ob er alles durch sich selbst thäte; daraus zog sie selbst die Mittel ihn wollen zu machen, was sie wünschte. Im beständigen Zwang, erst um zu leben, dann um sich zu heben, endlich um zu herrschen, war sie nie glücklich und hat das Uebermaas der Lobreden und der Satiren nicht verdient, deren Gegenstand sie gewesen ist.

Die Arbeit der Minister und der Generale mit dem König geschah bey ihr und in ihrer Gegenwart. Sie begriffen, daß sie keinen Kampf des Einflusses gegen sie beginnen konnten; da sie diese Königin nicht stürzen konnten, unterwarfen sie sich, und handelten die Geschäffte mit ihr ab, eh sie vor dem König darüber berichteten. Sie nahm nie das Wort, als wenn er sie fragte, und antwortete dann mit einer Zurückhaltung, einer Unbefangenheit, die allen Anschein von Verabredung zwischen ihr und dem Minister weit entfernt hielt. Fiel der König auf den Verdacht, daß irgend ein gemeinschaftliches Interesse im Spiel seyn dürfte, so beschloß er das Gegentheil, und wenn sie zu bestehen wagten, zog er schrecklich

gegen

gegen sie los. Er weidete sich dann an der Meynung von seiner Independenz, und wenn er sich recht in dieser Idee gespiegelt hatte, so hatten Weib, Minister und Beichtvater auf lange Zeit die Gewalt, ihn die ihrigen annehmen zu lassen.

So wohlgefällig dem König das bescheidne Benehmen der Frau von Maintenon in den Geschäfften war, so sehr entschädigte er sie dafür durch mehr Bezeugungen von Ehrerbietung und von Galanterie, als seine Maitressen oder die Königin je von ihm erhalten hatten. Bey den Promenaden von Marly war sie in einer Sänfte eingeschlossen, um den kleinsten Luftzug zu vermeiden, und sah den König neben ihr gehen, der jedesmal, wenn er sich bückte, um mit ihr zu sprechen, den Hut abnahm. So erblickte man sie auch auf einer Anhöhe beym Lager von Compiegne, vom ganzen Hof umringt, der König neben ihr stehend, um auf alle ihre Erkundigungen zu antworten und die Herzogin von Bourgogne auf einem Tragbalken von der Sänfte sitzend.

Im Appartement war es noch weniger möglich, die Königin in ihr zu verkennen. In einer Art von Beichtstuhl sitzend, stand sie einen Augenblick auf, wenn der Dauphin oder Monsieur kamen, weil sie selten in diesem Inneren sich sehen ließen. Für die Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüt machte sie nicht die mindeste Bewegung, auch wurden sie nur durch erbetne Audienzen zugelassen, oder wenn sie zu irgend einem trocknen Verweis berufen wurden. Sie nannte die Herzogin von Bourgogne nie anders als mignone, und diese nannte sie immer ma tante. Die königlichen Söhne und Enkel nannte sie immer und selbst in Gegenwart des Königs: der Dauphin, die Dauphine, der Herzog von Berry, ohne je Monsieur oder Madame beyzufügen: es würde der Mühe nicht werth seyn diese Kleinigkeiten zu erwähnen, wenn sie nicht dazu beytrügen den Stand der Frau von

Main-

Maintenon zu bestimmen. Der König ließ ihr jede Art von Herrschaft, wobey er selbst keinen Zwang litt; denn in diesem Punkt war er ohne alle Rücksicht. Wenn er zur Frau von Maintenon kam, und sie unpäßlich zuweilen gar im Fieber liegen fand, so hinderte ihn das nicht, die Fenster öffnen zu lassen, weil er die Luft liebte. Im Betreff seiner Reisen litt er nicht den geringsten Widerspruch. Man versuchte umsonst die Reise nach Fontainebleau, wegen der Schwangerschaft der Herzogin von Bourgogne, rückgängig, oder sie wenigstens davon frey zu machen. Alle Vorstellungen waren fruchtlos, man mußte fort. Sie kam zu früh nieder, und der König tröstete sich mit der Freude, daß man ihm gehorcht hatte. Das Alter und die Frömmigkeit schienen ein Herz, das von Natur ziemlich gefühllos war, noch mehr zu verhärten.

Die Widerrufung des Edikts von Nantes war die schrecklichste Handlung dieser fanatischen Frömmigkeit. Ludwig maßte sich an, über die Gewissen zu herrschen. Das Reich, durch den Krieg, den Luxus und die Feten schon erschöpft, wurde durch die Proscriptionen entvölkert, und die Fremden bereicherten sich mit unserm Verlust. Ludwig war nur das blinde Werkzeug so vieler Barbarey. Diese Ketzer, denen sein Großvater, Heinrich der Vierte die Krone vorzüglich verdankte, wurden ihm mit den schwärzesten Farben abgeschildert; von der Ligue sagte man ihm nichts. Frau von Maintenon, im Schoos des Kalvinismus erzogen, scheute sich, ihren Glauben verdächtig zu machen, wenn sie für ihre ehemaligen Brüder ihr Wort eingelegt hätte. Louvois, der entbehrlich zu werden zitterte, wenn er die Flamme des Kriegs nicht wie ein heiliges Feuer unterhielt, hoffte den ganzen Protestantismus in Europa aufzubringen. Ihn entschuldigte nicht einmal die Verblendung des Fanatismus, er war blos ein Barbar. Von der andern Seite standen unwissende Mönche, wüthende Priester, ehrgeizige Bischöfe, und schrien: es

dürfe

dürfe nur Ein Gott, Ein König, Eine Religion seyn, und überredeten einen Monarchen, der von seinem eignen Ruhm trunken war, daß dieses Wunder ihm beschieden wäre. Zu dieser Unternehmung reicht die Macht der Könige nicht hin. Gemüther sind zu verführen, Herzen zu verderben; aber die Gewissen empören sich.

Zwey Religionen sind wohl unstreitig ein Uebel in einem Staate; aber eine aufgeklärte, weise, wachsame und standhafte Regierung ist das einzige und sichre Mittel sie in Schranken zu halten. Wenn man sich damit begnügte, die Stellen, die Würden, die Auszeichnungen der nationellen und herrschenden Religion vorzubehalten, so würde die verachtete Sekte von selbst fallen. Wenn zwey Religionen nicht durchaus ruhig zusammen bestehen können, so ist das einzige Mittel sie alle, der herrschenden untergeordnet, zu toleriren. Der getheilte Haß läßt nach; ein wechselseitiger Eifer um Regelmäßigkeit und Sittlichkeit kann aus der Kleinigkeit entspringen. England und Holland verdanken ihre religiöse Ruhe vielleicht der Vielfachheit ihrer Sekten eben so sehr als ihrer Polizey.

Für die Ehre Bossüets, dessen Namen in den Angelegenheiten der Religion von so großem Gewicht war, ist es schlimm, daß er seine Beredsamkeit nicht angewandt hat, um den Geist des Evangeliums gegen die wüthenden Apostel des Dogma in Schutz zu nehmen. Statt jener theologischen Bände, die man nicht mehr liest, hätte er Beyspiele des Christenthums geben können. Und der Pater la Chaise, dessen Gutherzigkeit gerühmt wurde, konnte dieser sein Beichtkind nicht überzeugen, daß er durch die Werke seines tobenden Eifers das Aergerniß seines vergangnen Wandels nicht abbüßen könnte? Aber dieser Beichtvater war ein Minister, der seine Stelle zu verlieren fürchtete, ein feiger Priester, der vor dem zitterte, den er zu seinen Füßen sah. Wir wollen nicht unterneh-

nehmen, sie zu entschuldigen, wir wollen gestehen, daß ein Theil der Verfolgung auf beyder Rechnung kömmt. Der Kriegsminister war einer von den Kasuisten des Königs. Der Kanzler le Tellier, Louvois würdiger Vater, unterschrieb das blutige Edikt, das drey Millionen von Bürgern in die Acht erklärte, und nah am Grabe machte er auf sich die entheiligende Anwendung von Simeons Lobgesang.

Das Wehklagen der wahren Christen wurde durch den lauten Zuruf fanatischer Lobsprüche unterdrückt. Die feyerlichen theologischen Theses waren dem Ueberwinder der Ketzerey gewidmet. Die Wuth des ausschweifenden Lobes war von der Schaubühne auf die Kanzeln übergegangen. Die Jesuiten thaten sich besonders hervor durch Erhebung der Macht und der Frömmigkeit Ludwigs; sie schmeichelten seinem Stolz und beugten den Regungen seines Gewissens vor. Man erzählte ihm von lauter Bekehrungen, die auf seinen Ruf bewirkt waren, und Dragoner wären seine Missionarien, Flamme und Schwert, was sie brachten. Er hielt sich für einen Apostel, und sah sich heilig gesprochen, mitten unter den Denkmälern seiner ehebrecherischen Lüste.

Was Louvois gegen die Protestanten gethan hatte, wiederholte der Jesuit Tellier in der Folge für die Constitution. Dieselben Ränke, dieselbe Inquisition, dieselben Verführungen, Drohungen und Martern. Schien die Tyranney gleich verdeckter, so war sie doch nicht minder grausam; und Ludwig blieb immer ihr Werkzeug.

Dies war dieser Monarch, der Große genannt: ein Titel, der so oft an die Könige verschwendet wird, wenn sie leben, und den die Nachwelt so selten bestätigt. Ludwig verdankte ihn dem glänzenden Glück seiner ersten Regierungsjahre, dem Zusammentreffen so vieler berühmten Männer in allen Fächern, die sein Zeitalter zierten. Bezeichnete auch nur sein Name ihre Epoke, so kömmt doch

doch dieser Ruhm einem Fürsten zu gute, und ein großer Theil davon gebührt Ludwig dem Vierzehnten. Sein Eifer für den Ruhm, sein Geschmack für das Große und Edle, das Verlangen ihm zu gefallen, das man ihm auch zur Ehre rechnen muß, weil es zum Theil von seinen persönlichen Eigenschaften erweckt wurde, die Belohnungen, die Auszeichnungen, mit welchen er oft das Verdienst krönte: dies alles kam zusammen um seine Regierung zur glänzendsten zu machen, die seit Augustus gewesen war. Die schönen Wissenschaften, die Gelehrsamkeit, die Künste, alle Talente entsprangen auf seinen Ruf, und trugen seinen Namen weit über Europa hinaus; seine Wohlthaten suchten das Verdienst selbst im Auslande auf. Man rühmte sich damals, Franzos zu seyn, oder daß man in Frankreich bekannt war, die abgöttischen Lobsprüche, welche die schönen Geister an ihn verschwendeten, waren von ihrer Seite nicht völlig falsch, und konnten zum Theil entschuldigt werden. Die Majestät seiner Person, selbst die Pracht seines Hofs, die Anbetung, mit welcher sie ihm feyern sahen, ergriff ihre Phantasie; der Enthusiasmus wurde ansteckend, der Weihrauch der Anbeter benebelte sie selbst 1).

Aber

1) Nicht alle handeln so aus Ueberzeugung. Es giebt Schriftsteller, die nur zu sehr sich den Menschen hingeben, von denen sie hoffen oder fürchten. Mit acht oder zehn Pensionen, unter Schriftstellern von verschiednen Nationen getheilt, würde der mittelmäsigste Fürst sicher seyn, als ein großer Mann gepriesen zu werden. Diese Posaunen des Ruhms sind nicht theuer. Ich habe die Neugierde gehabt, in Colberts Papieren die Summe von den Pensionen auszuziehen, die Ludwig der Vierzehnte an französische sowohl als auswärtige Gelehrte gab. Sie beträgt zusammen nicht mehr als 66300 Livres, nämlich 52300 an Franzosen, und 14000 an Fremde. Alle diese Pensionairs erkannten diesen König ohne Widerrede für Ludwig den Großen. Leo Allatius, Bibliothekar vom Vatikan, war so edel, die Pension von 1500 Livres, zu welcher er ernannt war, auszuschlagen, weil der römische Hof damals mit dem französischen entzweyt war.

Aber die Strahlen, die vom Thron ausgehen, erwärmen nur die nahen Umstehenden. Sie blenden in die Ferne, aber jene Lebenswärme, die eine Nation beseelt, tragen sie nicht hin. Alles blühte am Hofe, und das Mark des Volks war die Nahrung des Luxus. Die Gnade, oder daß wir es besser sagen, die Erkenntlichkeit des Monarchen, denn diese ist er schuldig, erstreckte sich nicht auf ein Volk, von dem er seine Kraft und seinen Glanz zog, auf die Landleute, eine kostbarere Menschengattung als Künstler, Dichter und Redner. Zum Unglück schmeicheln diese dem Stolze der Fürsten, theilen ihnen den Ruhm aus, betrügen die Nachwelt und fast die Zeitgenossen selbst. Man würde die Wahrheit nicht kennen, wenn uneigennützige Schriftsteller, Freunde der Menschheit, den Muth nicht hätten, ihre Rechte gegen ihre Unterdrücker zu verfechten. Ich glaube diese heilige Pflicht zu erfüllen. Ich bin weit entfernt, die Talente durch ihre Mißbräuche herabzuwürdigen. Es ist der erste, der schönste, der einzige nützliche Luxus eines großen Staats; aber man darf in keinem Gebäude die Zierrathen der Grundlage vorziehen.

Ich habe weder die guten Eigenschaften, noch die Fehler Ludwigs des Vierzehnten verschwiegen; ihm die letzteren ohne Ausnahme zuzurechnen, würde ungerecht seyn. Wir haben gesehen, wie schlecht seine Erziehung war. Außer der Mühe, die man sich gab, die Tugenden, die er haben konnte, zu verfälschen, müssen wir untersuchen, wie viel auf die Rechnung derer, die ihn umgaben, kömmt. Kein Fürst war je der Gegenstand so vieler Anbetung. Was man ihm erwies, war ein Gottesdienst, ein Wetteifer der Sclaverey, eine Verschwörung von Lobsprüchen, die er anzunehmen nicht erröthete, weil man sich nicht schämte, sie ihm zu geben. Die Einweihung seiner Bildsäule auf der Place des Victoires war eine Apotheose Die Opernprologe berauschten ihn

mit

mit dem stinkendsten Weihrauch, und er pflegte sie treuherzig selbst zu singen. Der Bischof von Noyon, (Clermont-Tonnerre) dieser so hochmüthige und so kriechende Mann, stiftete einen Preis bey der Akademie, um auf ewig die Tugenden Ludwigs des Vierzehnten zu feyern, als einen unerschöpflichen Stof. Den Morgen hörte man in der Kapelle vom Louvre den Panegyrikus des heiligen Ludwigs, und Abends in der Versammlung wohnte man mit mehr Andacht dem Panegyrikus Ludwigs des Vierzehnten bey. Das geschah nicht ohne sein Wissen; ohne Scham gieng man hin, und theilte ihm den Stof jeder Lobrede mit. Ich habe bey einigen sklavischen Mitgliedern der Akademie Widerspruch genug gefunden, ehe es mir gelungen ist, den Gegenstand des Preises zu verändern, so schwer wird es wieder aufzusteigen für den Geist, der einmal zu kriechen anfing 1). Der Herzog von Gramont, Sohn des ersten Marechals dieses Namens, suchte bey dem Könige um das Diplom als Historiograph an. Er wollte ein Schmeichler von Beruf seyn; wenn man ihm andre vorzog, so gewann die Wahrheit doch weiter nichts dabey.

Soll man sich verwundern, daß Ludwig an einem Hofe von Giftmischer, in diesen Rausch von Eigenliebe und Anbetung seiner selbst verfallen konnte? Die Krankheiten

1) Nichts schildert den Eindruck besser, den die Gegenwart des Königs auf die Gemüther machte, als folgender Zug des Prinzen Heinrich Julius von Bourbon, Sohn des großen Condé. Er war einer Art von Vapeurs unterworfen, die man bey jedem andern als einem Prinzen Tollheit genannt haben würde. Er bildete sich zuweilen ein, in einen Hund verwandelt zu seyn, und bellte dann aus allen seinen Kräften. Diese Krankheit ergriff ihn einmal in dem Zimmer des Königs. Die Gegenwart des Monarchen imponirte der Tollheit, ohne sie zu zerstören. Der Kranke begab sich nach dem Fenster, steckte den Kopf hinaus, und dämpfte seine Stimme, so sehr er konnte, indem er alle Verzerrungen des Bellens machte.

heiten allein erinnerten ihn noch, daß er Mensch war. Er begriff nicht, daß man den Staat von seiner Person trennen könnte; man hatte ihn nicht gelehrt, daß der Fürst, um die Unterthanen an eine Verwechselung dieser beyden Begriffe zu gewöhnen, seinen Vortheil nie von dem ihrigen trennen darf. Louvois, als er dem Könige den Geist der Eroberung einflößte, hatte ihn überredet, daß er mit dem Gut und dem Blut seiner Völker nach Gefallen walten könnte. Hieraus entsprangen diese unermeßlichen Heere, die unsre Feinde zwangen, ähnliche dagegen zu stellen; ein Uebel, das sich weiter ausgebreitet hat, und das noch fortfährt, die Bevölkerung von Europa zu untergraben. In meiner Jugend bemerkte ich, daß diejenigen dieser Regierung am wenigsten günstig waren, die am längsten während derselben gelebt hatten. Diese Eindrücke sind nach und nach verlöscht, wie die Unglücklichen, die unter ihm seufzten, verschwunden sind. Da aber Denkmäler seines Ruhms übrig geblieben sind, so wird seine Regierung immer einen merkwürdigen Zeitpunkt in den Jahrbüchern der Monarchie machen.

Den Verlust einer gewissen Würde kann man bedauern, durch welche damals die Männer in öffentlichen Aemtern sich Ehrerbietung verschaften. Es ist gegenwärtig weniger Decenz in unsern Sitten. Ich weiß, daß man von jeher die Tugenden der vergangnen Zeiten hochgepriesen hat. Diese Reden, die von Zeitalter zu Zeitalter wiederholt werden, beweisen, daß die Menschen sich im Grunde immer gleich bleiben. Indessen giebt es Epoken, wo das Laster sich mehr oder weniger offenbar sehen läßt; und nie hat man sich weniger versteckt, als vor und seit der letzten Regentschaft. Man könnte mir das niedrige und verhaßte Laster der Heucheley einwenden, das in den letzten Jahren Ludwigs des Vierzehn-

zehnten so gemein war; aber die Sünder gingen damals ab, welche das Beyspiel erzeugt.

Wie meine Art zu sehen und zu urtheilen auch beschaffen sey, so habe ich die Thatsachen so treu hingestellt, daß ich dem Leser die Mittel nicht entziehe, ein anderes Urtheil als das meinige zu fällen.

Regentschaft des Herzogs von Orleans.

Fortsetzung des zweyten Buchs.

Wir haben nun die vornehmsten Personen zu betrachten, die in dieser Zeit auf dem Schauplatze erscheinen werden. Der Herzog von Orleans war von mittlerer aber angenehmer Gestalt, er hatte ein offnes Gesicht, eine Leichtigkeit und eine Anmuth, die in allen seinen Bewegungen sichtbar wurde. Mit einer seltnen Helle und Richtigkeit des Verstands begabt, drückte er sich geistvoll und bestimmt aus. Seine Repartien waren schnell, treffend und scherzhaft. Seine ersten Urtheile waren die sichersten, die Ueberlegung machte ihn unentschlossen. Schnelle Lectüren, bey welchen ein glückliches Gedächtniß ihn unterstützte, ersetzten bey ihm den zusammenhängenden Fleiß. Er schien die Dinge mehr zu errathen, als zu studieren. Er hatte in der Malerey, der Tonkunst, der Chymie, der Mechanik mehr als halbe Kenntnisse. Bey einer glänzenden Tapferkeit voll Bescheidenheit, wenn er von sich sprach, und nicht sehr nachsichtig gegen Leute, deren Muth ihm verdächtig war, würde er ein Feldherr geworden seyn, wenn der König es ihm erlaubt hätte; aber er litt am Hofe immer den

Zwang

Zwang der Knechtschaft, und stand bey der Armee immer unter Vormundschaft. Durch eine edle Familiarität stellte er sich allen, die ihm nahe kamen, gleich; sein Selbstgefühl überhob ihn, sich mit seinem Range zu brüsten. Er trug kein Unrecht je nach, das man gegen ihn gehabt hatte, und leitete von diesem Zuge eine Vergleichung zwischen sich und Heinrich dem Vierten her. Aber seine Unempfindlichkeit hierüber kam von seiner Verachtung der Menschen; er setzte voraus, daß seine treusten Diener, wenn ihr Vortheil sie dazu angetrieben hätte, eben so gut seine Feinde gewesen seyn würden. Er behauptete, der ehrlichste Mann wäre, der die Kunst am besten verstünde, zu verbergen, daß ers nicht wäre: ein Urtheil, das eben so ungerecht gegen die Menschheit ist, als entehrend für den, der es fällt. Diese Denkungsart hatte er von dem verdorbensten Menschen seiner Zeit, dem Abbe, nachmaligen Kardinal Dübois, der weder an die Tugend, noch an die Rechtschaffenheit glaubte, und auch nicht gemacht war, daran zu glauben.

Der Herzog von Orleans hatte hinter einander vier Hofmeister gehabt, die so kurze Zeit nach einander gestorben waren, daß Benserade sagte, man könne für diesen Prinzen nicht Hofmeister genug erziehen. Saint-Laurent, Hausbedienter von Monsieur und ein Mann von dem größten Verdienst, war sein Präceptor, aber er starb zu früh für seinen Zögling. Er hatte den Abbe Dübois, der halb Schreiber, halb Bedienter bey dem Pfarrer zu Saint-Eustache war, genommen, um die Schulübungen des jungen Prinzen aufs Reine zu schreiben. Als Saint-Laurent starb, war der Prinz schon so erwachsen, daß die Unterhofmeister, bey denen Dübois sich eingeschmeichelt hatte, seinen Vater bereden konnten, keinen Titular-Präceptor mehr für ihn anzunehmen, und Dübois setzte die Verrichtungen dieses Amts fort. Das Andenken seiner Hofmeister und seines Präceptors blieb

dem Herzog von Orleans immer theuer, aber ihren Unterricht lehrte ihn Dübois vergessen.

Es verlohnt sich doch der Mühe, den Ursprung dieses sonderbaren Menschen kennen zu lernen. Er war der Sohn eines Apothekers aus Brive; nachdem er einigermaßen studiert hatte, wurde er Präceptor beym Sohn des Präsidenten de Gourgues. Man will behaupten, daß er sich nachher heimlich vermählte. Die Dürftigkeit erregte den Wunsch in ihm, in der weiten Welt sein Glück zu versuchen; er ließ seine Frau, mit ihrem Willen, im Limosin zurück, und begab sich nach Paris. In seinem dunkeln Stande, niemanden bekannt, trat er in das Kollegium zu Sankt Michael, wo er sich mit den niedrigsten Verrichtungen abgab. Durch seinen natürlichen Verstand erwarb er bald so viel litterarische Kenntnisse, daß ihn ein Doktor von der Sorbonne in seinem Haus aufnahm. Nach dem Tode dieses ersten Herrn nahm ihn der Pfarrer von Saint-Eustache in seine Dienste. Da machte Saint-Laurent, des Pfarrers Freund, seine Bekanntschaft. Geschmeidig, einschmeichelnd, zuvorkommend, erwarb er sich, wo nicht die Freundschaft, doch das Mitleiden von Saint-Laurent, der ihn mitnahm, und unter sich arbeiten ließ, wie wir gesehen haben. Man kleidete ihn anständig, um ihn die wahre Figur eines Abbe spielen zu lassen, seine ärmliche und niedrige Aussenseite etwas zu heben, und ihn so auszustaffieren, daß er sich dürfte sehen lassen. Er schmeichelte sich stufenweise bey dem jungen Prinzen ein, dessen er sich endlich nach Saint-Laurents Tode ganz bemächtigte.

Da sich in der innigeren Vertraulichkeit der Charakter eines Menschen bald offenbart, so fühlte Dübois, daß sein Eleve ihn früh genug verachten würde, wenn er ihn nicht selbst zu verderben suchte; er wandte alles dazu an, und setzte es nur zu gut durch. Man merkte wohl wie viel

viel Gewalt er über den Prinzen hatte; aber das gerin= ge Ansehen dieses Menschen schützte ihn damals noch vor der Eifersucht, und man sahe gern jemanden bey ihm, dessen man sich bey Gelegenheit wie eines bloßen Werk= zeugs bedienen könnte.

Das Projekt des Königs, seine natürliche Tochter, Mademoiselle de Blois, mit dem Herzoge zu vermählen, gab eine solche Gelegenheit, den Abbe Dübois zu brau= chen. Der König fühlte wohl, daß Monsieur bey aller seiner Unterwürfigkeit den Vorschlag doch nicht anständig finden würde, und daß der deutsche Hochmuth seiner Ge= mahlin sich davor entsetzen würde; er dachte also fürs er= ste darauf, die Einwilligung des jungen Prinzen selbst zu erhalten. Er wußte, daß niemand darinn glücklicher seyn würde, als der Abbe Dübois, und ließ ihm dieses Geschäft auftragen. Der Abbe hatte seinen Zögling schon überzeugt, daß es weder Laster noch Tugend gäbe, aber die Grundsätze der Ehre, die in der Welt noch gelten, anzugreifen, oder auch nur zu kennen, war er noch nicht im Stande gewesen; also war dies wirklich eine Unter= nehmung. Es fiel schwerer, Vorurtheile des Stolzes zu zerstören, als sittliche Grundsätze; und diese Vorur= theile waren noch dazu nicht ganz ohne einen vernünftigen Grund. Dübois siegte indessen am Ende doch darüber, indem er den Prinzen mit der Macht des Königs schreck= te, und ihm die Lockspeise einer Vermehrung seines Ein= flusses und seiner persönlichen Würde vorsetzte, die be= sonders in der Fortsetzung der Ehrenbezeugungen als kö= niglicher Sohn, welche denen eines königlichen Enkels überlegen waren, bestand.

Die Heurath wurde vollzogen, ohngeachtet der Un= entschiedenheit des Sohns, des Widerwillens von Mon= sieur, und der Wuth seiner Gemahlin, die ihrem Sohn bey der ersten Erklärung, die er ihr darüber that, eine Ohrfeige gab.

Der Herzog fand übrigens bey seiner Gemahlin Gestalt, Verstand, Tugend und Adel des Charakters; aber sie hatte in Betreff ihrer Geburt sich selbst eine sonderbare Illusion gemacht. Sie bildete sich ein, ihrem Mann eben so viel Ehre erzeigt zu haben, als sie von ihm empfangen hatte. Stolz auf den König, als ihren Vater, nahm sie nicht die geringste Rücksicht auf die Marquise von Montespan, ihre Mutter. Man verglich sie nicht unwitzig mit Minerva, die keine Mutter erkannte, und sich rühmte, Jupiters Tochter zu seyn. Ueber dieser Thorheit brüstete sie sich zugleich gegen ihre Brüder und Schwestern, doch auch mit den Vorrechten, mit den Distinktionen, die sie nur ihrer Vermählung zu verdanken hatte. Sie hatte weniger Gefühl für die Liebe ihres Mannes, als für die Achtungsbezeugungen, die sie von ihm verlangte; über die Maitressen, die er nahm, war sie mehr empfindlich, als eifersüchtig, und sie hätte nicht einen Schritt gethan, um ihn zurückzubringen.

Dieser Hochmuth bestärkte den Geschmack des Herzogs von Orleans für ein freyes Leben, das zuweilen in die niedrigsten Ausschweifungen ausartete. Menschenfreundlich und mitleidig wie er war, hätte er Tugenden haben können, wenn man Tugenden behalten könnte ohne Grundsätze; um diese hatte ihn der Abbe Dubois gebracht. Die Knechtschaft, in welcher der König ihn erhielt, bewog ihn zu großen Lobsprüchen auf die englische Freyheit 1), und wahr ist es, daß er andern die nämlichen Rech-

1) Die folgende Geschichte war eine von denen, die er mit Wohlgefallen erzählte. Der Großprior von Vendome, von dem Hofe Ludwigs des Vierzehnten verwiesen, war nach London gegangen, wo er sich in eine Maitresse Karls des Zweyten verliebte. Der König bat ihn erst, von seinen Bemühungen um sie abzustehen, und als er das nicht erhalten konnte, verbot er ihm den Zutritt in seinen Pallast. Vendome folgte der Dame in den Schauspielen, auf den Spaziergängen um dessel-

Rechte vergönnte, die er selbst zu genießen wünschte. Er hatte zuweilen Nebenbuhler, die damit nicht sehr heimlich waren. In seinen Gesellschaften lebte man leicht und ohne Zwang. Sobald man ihm gefiel, wurde man seines gleichen. Ohngeachtet seiner Talente und der Hülfsquellen seines Verstandes, war er doch nicht lange fähig, sich selbst zu genügen; die Zerstreuung, der Lärm, die Ausschweifungen waren ihm nothwendig. In seiner Gesellschaft nahm er Leute auf, die kein Mensch, der sich selbst geachtet hätte, für seine Freunde erkannt haben möchte, ohngeachtet des Ranges und der Geburt einiger unter ihnen. Der Regent, der um des Vergnügens willen, das er an ihrem Umgang fand, nicht mehr Achtung für sie hatte, nannte sie seine roués, wenn er von ihnen, und in ihrer eignen Gegenwart sprach. Die Ausgelassenheit in dem Innern seines Hauses ging so weit, daß die Gräfin von Sabran einmal vor der ganzen Abendgesellschaft an der Tafel zu ihm sagte: nachdem Gott den Menschen geschaffen hätte, wäre ihm noch ein Rest von Koth übrig geblieben, aus dem er die Seele der Prinzen und der Lakaien geknetet hätte. Der Regent, weit entfernt sich darüber zu entrüsten, lachte vielmehr von Herzen, weil ihm der Einfall, wahr oder falsch, doch lustig schien. Der Pfarrer zu Saint Come, (Godeau) machte in einer Predigt eine Schilderung, deren Anwendung auf den Regenten treffend war. Der Prinz, dem man davon sagte, antwortete ohne alle Entrüstung: Was gehts ihm denn an? Ich gehöre nicht zu seinem Kirchspiel.

Was

desto eifriger auf dem Fuß, und immer vor den Augen des Königs, der endlich gezwungen war, sich an Ludwig den Vierzehnten zu wenden, und ihn um die Zurückberufung des Großpriors zu ersuchen. Ludwig erhielt in London Gehorsam, der Verwiesene kam zurück, wieder in Versailles zu zittern.

Was die Religion betrifft, so ist es schwer zu sagen, zu welcher der Regent sich bekannte; er gehörte zu den Leuten, von denen man sagt, daß sie eine Herrschaft suchen. Ohne zu erwägen, daß die Achtung gegen die Religion den Fürsten von grösserer Wichtigkeit seyn muß, als irgend jemand sonst, prahlte er mit der auffallendsten Gottlosigkeit. Die Tage, welche der öffentlichen Andacht geweiht waren, suchte er gerade durch die lärmendsten und offenbarsten Ausschweifungen zu feyern; sein Unglaube war selbst eine Art von Aberglauben. Dieses Uebermaas oder diese Kleinlichkeit verrieth einen Menschen, der nichts weniger als fest in seinen Meynungen ist, und sich betäuben will, über das, was ihn stört. Indem er an der Gottheit zu zweifeln suchte, lief er nach Wahrsagern und Wahrsagerinnen, und zeigte die ganze leichtgläubige Neugierde der schwächsten Weiberseele. Allem Anschein nach hätte er zu den Reliquien und dem Weihwasser seine Zuflucht genommen, wenn er das Unglück gehabt hätte, in eine langsame Krankheit zu verfallen. Der Zug, durch welchen der König seinen Charakter so gut bezeichnet hatte, ist oben angeführt worden. Madame kannte ihn nicht weniger, als sie sagte: Die Féen wurden zu meiner Niederkunft eingeladen, jede begabte ihn mit einem Talente, und am Ende fehlte ihm keines; aber zum Unglück hatte man eine alte Fée vergessen, die nach allen andern dazu kam, und sprach: er wird alle Talente besitzen, das einzige ausgenommen, sie gut anzuwenden.

Madame liebte ihren Sohn zärtlich, ob sie gleich seine Aufführung sehr tadelte. Diese Prinzessin hatte bey einem geraden Verstand viel Anhänglichkeit an die Tugend, die Ehre, den Wohlstand, die Etikette ihres Rangs. Eine unzerstörbare Gesundheit überhob sie jeder zarten Schonung für sich selbst, und machte sie hart scheinen für andre, bey denen sie keine feineren Bedürfnisse voraussetzte.

Frey-

Freymüthig bis zur Grobheit, wohlthätig, der Freundschaft fähig, suchte sie nicht zu gefallen, und wollte nur von denen, die sie achtete, geliebt seyn. Sie liebte ihre Nation sehr, und man brauchte nur Deutscher zu seyn, um wohl von ihr empfangen zu werden. Alle ihre Verwandten waren ihr theuer, ihre Neigung richtete sich sogar nach den Graden der Verwandschaft, selbst für diejenigen unter ihnen, die sie nie gesehen hatte. Ihre strenge Pflichtmäßigkeit machte sie äusserst unwillig auf ihre Tochter, die Herzogin von Berri a). An dieser war nichts lobenswerth, als ihre Gestalt und ihre Manieren; denn ein grosser Verstand, den sie immer mißbrauchte, ist kein Gegenstand des Lobes. Ohne die guten Eigenschaften ihres Vaters zu haben, übertrieb sie alle seine Laster. Er war hierinn ihr Lehrer gewesen; sie fing bald an mit ihm zu wetteifern, und übertraf ihn.

Wir haben gesehen, welche sonderbare Eitelkeit die Herzogin von Orleans auf ihre Geburt setzte; ihre Tochter schämte sich, dieser Mutter die ihrige zu verdanken. Bey einem solchen Widerspruch in den Begriffen und einer so vollkommenen Gleichheit im Stolz konnte die Einigkeit zwischen der Mutter und der Tochter nicht erhalten werden; die Zwietracht war also beständig, und kam oft zum öffentlichen Ausbruche. Die Herzogin von Orleans betrübte sich darum, weil sie Mutter war, dieses Gefühl verhinderte sie, ihre Tochter zu hassen. Aber diese, die auf jedes gute Gefühl Verzicht gethan hatte, verbarg weder ihre Verachtung noch ihren Abscheu. Der Herzog von Orleans begnügte sich sie zu mißbilligen; denn das Recht, Verweise zu geben, hatte er bey ihr verwürkt.

Der

a) Die in Straßburg 1789. in der deutschen Originalsprache herausgekommenen Fragmente von Briefen der Madame Charlotte Elisabeth sind vortreffliche Belege zu dieser Schilderung ihres Charakters.

Der Vater und die Tochter lebten so vertraut mit einander, daß aus Gerüchten, die man sich anfangs nur leise zugemurmelt hatte, endlich öffentliche Nachreden wurden, welche dem Herzog von Berry selbst zu Ohren kamen. Seine Frömmigkeit erlaubte ihm nicht, daran zu glauben, weil er aber sterblich in seine Frau verliebt war, fielen ihm die häufigen Besuche seines Schwiegervaters zur Last, und die überlästige Dazwischenkunft des Herzogs von Orleans machte ihm eine üble Laune, die er nicht immer bezähmte. Ausserdem erschreckten ihn die gottlosen Reden, womit Vater und Tochter ihn geflissentlich bestürmten. Es war zwischen ihnen beiden ein Wettkampf von Verachtung der Religion und der Sitten. Ihre Gottlosigkeit war bey ihnen so sehr eine Tollheit, als ein Laster. Die Prinzessin verspottete unvorsichtiger Weise ihren Mann über eine Frömmigkeit, die doch seine einzige Schutzwehre gegen einen Argwohn war, den sie selbst zu zerstören suchen mußte. Zu ihrer Rechtfertigung hatten der Vater und die Tochter nichts anzuführen als den höchsten Grad des Leichtsinns; aber die Thorheit ihres Betragens, und ihre Gleichgültigkeit über die Reden der Welt waren kein Beweis von Unschuld, und der Hof, der nicht so viel Tugend und soviel Religion hatte, als der Herzog von Berry, war in seinen Urtheilen nicht so zurückhaltend. Der Herzog von Orleans bekam Nachricht davon, und entsetzte sich, seine Tochter fühlte nur ihren Stolz sich empören, und beyde thaten sich darum nicht mehr Zwang an.

War der Herzog von Orleans auch in seine Tochter verliebt, so war er doch auf sie nicht eifersüchtig. Er sah die Zügellosigkeit ihres Wandels immer mit ziemlicher Gleichgültigkeit an. Kaum war sie mit dem Herzog von Berry vermählt, so fing sie schon Abentheuer an, bey denen die Ehrerbietung, die man ihrem Range schuldig war, sie immer zu den ersten Schritten zwang. Ihr Umgang

gang mit La Haye, ihres Mannes Stallmeister, ging bis zu einem unglaublichen Grad von Raserey. Nicht zufrieden ihre Leidenschaft öffentlich ausbrechen zu lassen, schlug sie ihrem Liebhaber vor, sie nach Holland zu entführen. La Haye entsetzte sich vor diesem Vorschlag, und sah sich gezwungen, um nicht von ihrer Verschwiegenheit über einen so rasenden Einfall abzuhängen, dem Herzoge von Orleans davon Nachricht zu geben. Man mußte das unbändige Geschöpf wechselsweise schrecken, und sanft behandeln, damit der Plan nicht bis zu dem Könige dränge. Nach und nach ging der Anfall vorüber, und das wüthende Weib gab endlich der Unmöglichkeit ihre Lust zu büßen nach, oder der Furcht, daß ihre Tollheit ihrem Geliebten verderblich werden möchte.

Als ihr Mann in Marly von der Krankheit befallen wurde, an der er starb, begnügte sie sich, anstatt von Versailles hinzukommen um ihn zu besuchen, den König um die Erlaubniß dazu zu bitten. Der König antwortete, weil sie schwanger wäre, würde sie vielleicht eine Unvorsichtigkeit damit begehen; es hinge aber von ihr ab. Sie kam nicht, und ihr Mann starb ohne sie gesehen zu haben, ohne nur ihren Namen noch einmal auszusprechen.

Ohngeachtet ihres Stolzes zitterte sie doch vor dem Könige, und kroch vor der Frau von Maintenon. Wir werden bald den Ueberrest ihres kurzen Lebens dem Anfange entsprechen sehen.

Aber wir müssen die Folge der Geschichte wieder aufnehmen. Den Tag nach dem Tode des Königs versammelte sich das Parlament, um über die Regentschaft zu entscheiden. Der Herzog von Orleans, die Prinzen und die Pairs begaben sich in die Versammlung, und um acht Uhr war alles schon voll.

Man

Man weiß, daß Ludwig durch sein Testament, anstatt eines Regenten, einen Regentschaftsrath ernannte, zu dessen Oberhaupt der Herzog von Orleans nur bestimmt war, und daß der Herzog von Maine das Kommando aller Truppen von der Leibwache des Königs haben sollte.

Da die Protokolle von dieser Sitzung am zweyten September, und von dem Lit de justice, wo der junge König am 12ten, als Nachfolger erkannt wurde, in jedermanns Händen sind, so begnüge ich mich, den Leser darauf zu verweisen, und ich werde blos einiger Umstände gedenken, die in den Druckschriften nicht befindlich sind.

Der Herzog von Orleans war an einem so entscheidenden Tage so unruhig als beschäftigt. Der erste Präsident hatte sich an den Herzog vom Maine verkauft, der Herzog von Orleans kaufte daher den Obersten der französischen Garde; das Regiment besetzte heimlich die Zugänge vom Palais, und die Officiere mit ausgewählten Soldaten, aber ohne Uniform, vertheilten sich in den Sälen. Der Abbe Dubois führte mit Fleiß den englischen Ambassadeur, Stairs, in eine von den kleinen Tribunen, um dadurch zu erkennen zu geben, daß der Londner Hof im Fall der Noth den Herzog von Orleans unterstützen würde. Diese verschiednen Maaßregeln blieben überflüßig; die persönlichen Eigenschaften der beyden Konkurrenten entschieden die ganze Sache.

Indem der Herzog von Orleans sich auf die Rechte seiner Geburt berief, vergaß er nicht schmeichelhafte Dinge für das Parlament einzumischen. Seine Fassung war anfangs nicht ganz frey, aber nach und nach erholte er sich, in dem Verhältniß, wie die Gemüther günstig für ihn gestimmt zu werden schienen. Als die Regentschaft ihm endlich zuerkannt worden, entstanden noch über die

Vor-

Vormundschaft des jungen Königs und über das Kommando der Leibregimenter einige Zwistigkeiten, welche dem Regenten und dem Herzog vom Maine das Ansehen von Klienten zu den Füßen der Parlamentsversammlung gaben. Die Freunde des ersten fühlten, daß die bloße Gleichheit der Rollen ihn herabsetzte, und riethen ihm an, die Sitzung auf den Nachmittag zu verschieben, um da das Uebrige auszumachen. Dieser Rath gab einen wichtigen Ausschlag. Der Regent hob die Sitzung auf, und begab sich nach Hause, wo er Zeit hatte, seine Geister wieder zu sammeln. Er ließ den Procureur-Général D'Aguesseau, und den ersten Avocat-General, Joli de Fleuri kommen. Diese beyden Männer, die aufgeklärtesten im Parlamente, haben keine Nachfolger gehabt. Der erste, voll Einsichten, Kenntnisse und Rechtschaffenheit, suchte, erkannte und wollte immer das Gute. Der andre, mit eben so viel Verstand, aber verschlagner, unterschied auf den ersten Blick bey zweyerley Gutem das, wobey er seine Konvenienz am meisten fand, und wußte dies als das Beste vorzustellen.

Beyde begriffen, daß es nicht mehr darauf ankam, zu untersuchen, ob die Vollstreckung des Testaments der Uebertragung der Regentschaft an den Herzog von Orleans vorzuziehen gewesen wäre. Sie fühlten die Gefahr, die es hätte, die militairische Gewalt von der politischen Verwaltung zu trennen. Der Regent, von den Prinzen und den Pairs gegen die legitimirten Prinzen unterstützt, hätte sich frühzeitig der schon erhaltenen Gewalt bedient, um die ihm verweigerte an sich zu reissen; und dies konnte ohne Beunruhigung des Staats nicht abgehen. Wurde aber dem Herzog vom Maine alles entzogen, so bürgte seine Furchtsamkeit für den Frieden.

Bey diesen vorläufig getroffenen Anstalten im königlichen Pallast konnten in der Sitzung des Nachmittags keine Schwierigkeiten mehr obwalten. Das Parlament

fand für besser einen Regenten zu machen, als Gefahr zu laufen, daß er sich von selbst machte. Einige kützelte es, durch Annullirung des letzten Willens Ludwigs des Vierzehnten, dem todten Löwen eine Schmach anzuthun, und sie retteten gern den Schein, freywillig zu gewähren, was ihnen ohnedem gewiß entwischen mußte.

Ich finde in den Briefen des Prinzen Cellamare, Spanischen Ambassadeurs in Frankreich, daß Philipp der Fünfte sich geschmeichelt hatte, die Regentschaft zu erhalten, und sie in seinem Namen durch einen Repräsentanten verwalten zu lassen. Cellamare schreibt, daß er die Neigungen aller derer, die dem König von Spanien dienen könnten, sondirt habe, und daß alle in der Erklärung übereinstimmten, der bloße Vorschlag würde die ganze Nation empören; alle gestünden aber hingegen offenherzig, daß im Fall der minderjährige König abgienge, Philipp der Fünfte keine Schwierigkeit finden würde, auf den französischen Thron überzugehen. Cellamare führt unter denen, gegen welche er Eröffnungen gethan hat, das Haus Conde an, den Herzog von Guiche, Obersten von der Garde, Courtanvaux, Hauptmann von den Hundert-Schweizern, den Marechal Barwic, den Kardinal Polignac, den Marquis von Torcy, Staatssekretär, den Herzog von Noailles, und den Marechal d'Estrees, die beyden letzten besondre Anhänger des Herzogs von Orleans. Cellamares Instructionen giengen so weit, daß er den Befehl hatte, eine Protestation gegen jeden Regenten, der Philipp dem Fünften vorgezogen werden würde, einzulegen; er war aber klug genug es nicht zu thun.

Der Herzog vom Maine, welcher im Fall der Vollstreckung des Testaments eine vorzügliche Rolle gespielt haben würde, schränkte sich auf eine sehr elende ein. Er war kein Dünois, den sein Verdienst legitimirte. Er wußte die Gewalt weder in Händen zu behalten noch abzutreten, sondern ließ sie sich entreissen. Seine Gemah-

lin

lin, von Gestalt ein kleines Ungeheuer, lebhaft, ehrgeizig, mit vielem Verstand und so viel Urtheilskraft als einem alten Kind, das durch die Schmeicheleien seines kleinen Hofs verzogen worden war, übrig bleiben konnte; sie unternahm es in der Folge ihren Mann wieder empor zu heben, und brachte ihn seinem Untergange nahe.

Als der Regent vom Parlament aufgebrochen war, begab er sich nach Versailles, zu dem König, und sah hernach seine Mutter, die zu ihm sprach: Mein Sohn, ich will nichts als das Wohl des Staats und deinen Ruhm; ich habe nur eine Bitte an dich, um deiner Ehre willen, und ich fordre dein Wort auf ihre Erfüllung, — Er gab es. — Meine Bitte ist, daß du dich des Spitzbuben Dubois nie bedienst; er ist der größte Schurke von der Welt, und würde den Staat und dich dem geringsten Vortheil aufopfern. Die Folge wird beweisen, daß Madame besser urtheilte als ihr Sohn Wort hielt.

Der Regent fieng mit großen Reformen in dem Haus, den Gebäuden und Equipagen des Königs an. Da Ludwig der Vierzehnte seines Leichenbegängnisses wegen nichts verordnet hatte, so richtete man sich nach der ökonomischen Vorschrift Ludwigs des Dreyzehnten wegen des seinigen. Das Eingeweide wurde nach Notre-Dame gebracht, und das Herz zu den Jesuiten.

Ludwig der Vierzehnte hatte befohlen, daß man sogleich nach seinem Tode den jungen König nach Vincennes führen sollte, wegen der heilsamern Luft. Der Regent wünschte es, um näher an Paris und den Vergnügungen dieser Stadt zu bleiben. Die Hofärzte, welche in Versailles bequemer logiert waren, als sie es in Vicennes seyn konnten, fanden die reinste Luft da, wo sie es am besten hatten; und aus der nämlichen Rücksicht war die ganze Hausbedienung auf der Seite der Medezin. Der Regent berief die Pariser Aerzte, die vielleicht aus eben so unintereßirten Bewegungsgründen als die Hof-

ärzte gehabt hatten, sich für Vincennes erklärten; und der König wurde den 9ten hingebracht, ohne über Paris zu gehen. Am nämlichen Tage wurde der Leichnam Ludwigs des Vierzehnten in Saint-Denis bestattet. Der Zufluß von Menschen auf der Ebne war ungeheuer. Alle Arten von Speisen und Erfrischungen waren da feil. Von allen Seiten sah man das Volk tanzen, singen, trinken, sich einer unanständige Freuden überlassen, und viele begiengen die Unwürdigkeit Schimpfreden auszustoßen, als der Leichenwage vorbeyzog.

Der Regent ließ sich, bey seiner ersten Arbeit mit den Staatssecretairen, die Liste aller lettres de cachet a) vorzeigen; und es fanden sich viele darunter, deren Veranlassung sie ihm nicht sagen konnten. Er ließ allen, die nicht für wirkliche Verbrechen verhaftet waren, die Freiheit wieder geben, und solcher fanden sich nur wenige. Fast alle waren Schlachtopfer von Ministern und vom Pater Tellier. Unter andern kam ein Ritter von Aremberg aus einem Kerker, in welchem er eilf Jahre zubrachte, weil er die Flucht des Pater Quesnel, aus den Gefängnissen von Mecheln begünstigt hatte. Ich habe ihn nachher in meiner Jugend einigemal gesehen, und ob er gleich nicht alt war, so hatte ihm der harte Aufenthalt in seinem Kerker das Ansehen der Hinfälligkeit gegeben. Auch fand man in der Bastille einen Italiäner, der vor fünf und dreyßig Jahren am Tage seiner Ankunft in Paris eingesperrt worden war. Er stellte vor, daß seine Freyheit nunmehr sein größtes Unglück seyn würde, und daß er vergebens hingehen würde, Verwandte aufzusuchen, die vielleicht nicht mehr lebten oder ihn nicht erkennen könnten. Der Regent befahl, ihn in der Bastille wohl zu behandeln, und

a) Diese Form ist dem alten französischen Despotismus zu eigenthümlich gewesen, als daß sie in einer andern Sprache, als der Französischen, vollkommen richtig ausgedrückt werden könnte.

und gab ihm die Freyheit nach Willkühr aus und ein zu gehen. Der Zustand in welchem die Gefangnen der Bulle erschienen, war entsetzlich. Diese erste Ausübung der Gerechtigkeit verschafte dem Regenten die größten Lobsprüche; und es ist anzumerken, daß die Oefnung der Gefängnisse erst zwey Tage nach dem Leichenbegängniß des Königs geschah, und daß diese also nicht den Grund zu dem Frohlocken des Volks bey dieser Gelegenheit gab; da aber der Wunsch und die Hofnung eines bessern Zustands immer das einzige Gut ist, was dem Volke gelassen wird, so jauchzt es bey jeder Veränderung in der Regierung, bis es auch von dieser neuen Täuschung zurückkömmt.

Sobald der König sein erstes lit de justice gehalten hatte, gab der Regent dem Parlament das Remonstranzrecht 1) wieder, von welchem seit langer Zeit die Rede nicht mehr gewesen war. Er ernannte auch die verschiedene Conseils, die er angekündigt hatte. Das eigentliche Conseil der Regentschaft, dem die übrigen alle untergeordnet seyn sollten, bestand zum Theil aus Mitgliedern, die durch das Testament ernannt waren. La Brilliere war darin Sekretair, Pontchartrain wurde auch zugelassen, aber ohne Verrichtung, und beyde ohne Stimme. Der

1) Durch das Edikt von 1667. wurde verordnet, daß in den Fällen, wo das Parlament Remonstranzen machen zu müssen glaubte, es dieselben binnen acht Tagen nach der Zusendung der Edikte, Verordnungen oder Deklarationen eingeben müßte: nach dieser verflossenen Frist wären die Edikte u. s. w. für einregistrirt zu achten. Das Edikt von 1673. verordnete, daß jede Einregistrirung auf das erste Requisitorium des Procureur-Général vorzunehmen seyn sollte, unbeschadet der innerhalb der nächsten acht Tagen einzugebenden Remonstranzen, aber ohne suspensive Würkung auf die Vollstreckung der Edikte, Verordnungen, u. s. w. Da diese Verfügung das Remonstranzrecht fruchtlos machte, so wurde es nicht mehr ausgeübt. Der Regent ließ es durch eine königliche Deklaration vom 15. September 1715. dem Parlament wieder geben.

Marechal von Tallart, welcher zwar in dem Testament ernannt war, aber zu nichts gebraucht werden sollte, schrie überall aus, daß ihm zu seiner Ehre nichts übrig bliebe, als sich das Testament auf den Rücken schreiben zu lassen. Er wurde in der Folge auch in den Regentschaftsrath aufgenommen.

Das Publikum, gerührt von der Tugend des Kardinal Noailles und von der Verfolgung, die er ausgestanden hatte, gab seinen vollen Beyfall zu der Ernennung desselben zum Vorsitz im Gewissensrath. Vor wenigen Tagen hatte alles vor der Bulle gezittert, in vier und zwanzig Stunden war oder erklärte sich alles dawider.

Das Parlament fand sich durch die Aufnahme von d'Aguesseau, Joli de Fleuri und dem Abbe Pucelle im Gewissensrath geschmeichelt, und auch dadurch, daß Roujault, Goeslard und der Abbe Mingui zu dem Rath der innern Geschäfte des Reichs den Zutritt bekamen.

Der Pater Tellier, durch das Kodizill Ludwigs des Vierzehnten zum Beichtvater ernannt, sah sich nun durch das Alter des Königs ohne Verrichtung; er fragte den Regenten, welches seine gegenwärtige Bestimmung seyn sollte. Das geht mich nichts an, antwortete der Prinz, wenden Sie sich darum an Ihre Obern.

Kaum sollten sich die Conseils versammeln, als in dem der Finanzen, dem einzigen wo Staatsräthe saßen, sich eine Schwierigkeit erhob. Um zu verstehen, was sie eigentlich betraf, muß man sich erinnern, daß bey der Unterzeichnung des Badener Traktats la Houssaye, Staatsrath und dritter Bevollmächtigter nebst dem Marechal von Villars und dem Grafen du Luc, vor dem Grafen unterzeichnen, und nur dem betitelten Adel, oder den oberen Kronbedienten nachstehen wollte. Anstatt die Frage zu entscheiden, berief der König la Houssaye zurück, und sandte Saint Contest an seine Stelle, der als bloßer Maî-

tre

tre des Réquêtes *) sich nicht weigerte, nach dem Grafen du Luc zu unterzeichnen. Diesem Beyspiel zufolge forderten die Staatsräthe den Vorsitz über den Marquis d'Effiat, der Ritter der königlichen Orden war, aber weder Titel noch obere Kronbedienung hatte. Nach langen Unterhandlungen ernannte der Regent dem Marquis zum Vice-Präsidenten des Conseils der Finanzen, und die Staatsräthe liessen sichs um so lieber gefallen, als sie dadurch des verlangten Vorsitzes um so gewisser wurden. Wenn daher irgend ein Geschäft die Staatsräthe veranlaßte dem Regentschaftsrath beyzuwohnen, so setzten sie sich nach den Maréchaux de France, und über die andern Mitglieder der Regentschaft; und der Maître des requêtes berichtete stehend.

Das Glück, das diese Ansprüche der Staatsräthe machten, veranlaßte die Maître des Requêtes zu einer ähnlichen Prätension; sie wollten vor dem Regentschaftsrath sitzend berichten, außer wenn die andern, welche weder Herzoge noch obere Kronbedienten noch Staatsräthe wären, ebenfalls stünden. Der Regent, welcher immer in Verlegenheit war, Befehle zu geben, litt es länger als ein Jahr, daß die Chefs oder Präsidenten der andern Conseils in ihren Geschäften selbst berichteten, und die meisten kamen dabey sehr schlecht fort. Der Marechal von Villars schrieb so schlecht, daß niemand, ihn selbst nicht ausgenommen, seine Hand lesen konnte; der Maréchal d'Estrees verwirrte sich im Referiren dergestalt, daß die Sachen durch ihn oft unverständlich wurden. Das hörte erst bey dem Tode des Kanzlers Voisin auf. D'Aguesseau zerschnitt den Knoten, indem er die Maître des Requêtes zwang, stehend zu berichten.

*) Dieses Amt beym Parlament stimmt ziemlich mit unsern Referendariaten überein.

Amelot kam jetzt endlich nach Paris zurück, nachdem er in Rom vergebens die Zusammenberufung eines Nationalkonciliums betrieben hatte; er sagte laut, daß der Pabst es schmerzlich bereute, die Konstitution gegeben zu haben. Der Pater Tellier hatte ihn ohne Unterlaß mit Vorstellungen bestürmt, daß der König die Konstitution verlangte, und der Papst sagt es auch förmlich in dem Eingange der Bulle. Dieser Eingang war von der eignen Mache des Pabsts, der sich auf seine Latinität viel zu Gute that; aber Jouvenci hatte das Thema korrigirt, zu welchem der Kardinal Fabroni und der Jesuit d'Aubenton den Stoff hergegeben hatten. Wenn mich der Pater Tellier, sagte der Pabst, nicht von der unumschränkten Macht des Königs überredet hätte, ich würde das Wagstück nie unternommen haben. Amelot, durch das Vertrauen des Pabstes aufgemuntert, sagte zu ihm: Aber warum schränkten sich Ihre Heiligkeit nicht darauf ein, einige würklich anzugreifende Sätze zu verdammen, die man in jedem Buche finden kann, sobald man recht sucht, anstatt dieses in globo gesprochenen Urtheils über so viele verschiedne Sätze? — Ach mein guter Amelot, was sollte ich thun? Der Pater Tellier hatte dem König gesagt, daß in Quesnels Buch mehr als hundert verdammliche Sätze wären; er wollte für keinen Lügner gelten, da ist man in mich gedrungen, mehr als hundert Sätze zu verurtheilen; ich habe nur einen mehr gesetzt, und man wollte hundert und drey haben. — Diese ungeschminkte Erzählung überhebt aller Anmerkungen.

Die Unordnung in den Finanzen forderte die größte Aufmerksamkeit der Regierung auf. Man hat seit einigen Jahren so viel Gutes und Schlechtes über den Ackerbau, den Handel und die Finanzen geschrieben, daß zu hoffen steht, die wahren Grundsätze derselben werden endlich bekannt werden. Dann wird nichts mehr zu wünschen übrig bleiben, als einsichtsvolle

volle Minister und Leute, die mehr an dem Staate als an ihren Stellen hängen. Ohne mich in eine systematische Untersuchung dieser Materie einzulassen, werde ich mich blos darauf einschränken, die Begebenheiten anzuführen.

Der Marechal von Villeroi repräsentirte den Vorsitzer des Conseils der Finanzen, und welchen Posten er auch jemals bekleidet hat, so hat er nie mehr darin gethan, als blos repräsentiret. Seine Figur war eine der schönsten auf einem Ball, auf einem Karrousel zu zeigen, prächtig das ganze Ansehen und Benehmen des vornehmen Mannes, ein beschränkter und angebauter Verstand, viel altfränkische Galanterie, viel Hofgeschwätz, viel Hochmuth, stolz oder vielmehr ruhmredig und mehr kriechend als ehrerbietig vor dem verstorbenen König, und vor der Frau von Maintenon.

Der Herzog und nachmaliger Marechal von Noailles, Präsident dieses nämlichen Conseils, hatte die wahre Gewalt in demselben; Rouillé du Coudrai, ein vollkommen ehrlicher Mann von vielem Verstand und litterarischen Kenntnissen, hatte des Herzogs vorzügliches Vertrauen, aber er liebte den Wein bis zur Trunkenheit, trieb alle Arten von Ausschweifungen bis zur Unanständigkeit, und that sich in keiner Sache Zwang an. Als er einmal vor dem versammelten Conseil, und in Gegenwart des Regenten sich mit seiner gewöhnlichen Freymüthigkeit herausließ, sagte der Herzog von Noailles zu ihm: Herr Rouillé, hier mag der Wein wohl sprechen. — Das kann seyn, erwiederte Rouillé, doch ists kein goldner a). Man fühlte den Zug sehr gut, weil die

a) Das Wortspiel im Original mußte unübersetzt bleiben, oder ein andres an dessen Stelle kommen. Der Herzog wirft dem Finanzrath die Flasche vor, er giebt es zu, rühmt sich aber, daß es keine Kanne sey. Die Weinkanne, pot de vin, heißt im Französischen der bey Handelsgeschäften verabredete Leihkauf, der Vor-

die Noailles den Ruf hatten, sich bey den Geschäften nicht zu vergessen; und Nouilles Hände waren hingegen so rein, daß man folgende Anekdote von ihm erzählte. Eine Gesellschaft von Finanzpachtern reichte ihm eine Liste von ihren Associirten, in welcher mehrere Namen unausgeschrieben waren. Er fragte um die Ursache, und als sie ihm antworteten, daß es Stellen wären, die man ihm zu besetzen überließe; aber, sprach er, wenn ich mit Euch theile, wie werde ich Euch denn können aufhängen lassen, im Fall Ihr Spitzbuben seyd?

Was den Herzog von Noailles anbelangt, so hätte man ihn zerlegen, und mehrere Menschen aus ihm machen können, von denen einige nicht ohne Verdienst gewesen wären. Er hat, denn er lebt noch, vielen Verstand, und von allen Gattungen eine natürliche, biegsame und den Gegenständen angemessene Beredsamkeit. Verführerisch im Umgange weiß er den Ton eines jeden, mit dem er spricht, anzunehmen, und macht andern auf diese Weise seine Idee oft zu eigen, indem sie ihm die ihrigen mitzutheilen glauben. Eine lebhafte und fruchtbare Imagination, die indessen reicher an Entwürfen, als an Mitteln ist. Er ist leicht ausgesetzt, sich selbst zu blenden, empfängt im Geiste mit dem größten Feuer, beginnt mit Wärme, und verläßt plötzlich den Weg, den er verfolgte, um einen andern, der diesen durchkreuzt, zu betreten. Er hat keinen Zusammenhang, außer für seinen persönlichen Vortheil, den er nie aus den Augen verliert. Dann weiß er sich vollkommen zu bemeistern, und unbefangen zu scheinen in der größten Unruhe. Sein Gespräch ist mehr werth als seine schriftlichen Aufsätze; denn indem er seine Gedanken kom-

Vortheil für den Mäkler oder Unterhändler. Für das deutsche Wortspiel wird der Leser um Nachsicht gebeten; ein steifes Wortspiel schien hier einer Unterbrechung des Zusammenhangs doch noch vorzuziehen.

kombiniren will, läßt er sie in der allzu feinen Zergliederung verrauchen. Seine Kenntnisse sind ausgebreitet, mannigfaltig und oberflächlich. Die schönen Geister fanden bey ihm viel Aufnahme, und er hat sich ihrer Hülfe bey schriftlichen Aufsätzen mit Nutzen bedient. Fromm aber ausschweifend nach Verhältniß der Umstände zog er sich in Spanien die Ungnade des Hofs zu, indem er Philipp dem Fünften eine Maitresse vorschlug, lief dann der Frau von Maintenon in der Kirche nach, und unterhielt ein Opernmädchen zu Anfang der Regentschaft, um im herrschenden Ton zu bleiben. Der Wunsch, allen Parteyen zu gefallen, hat ihn Rollen spielen lassen, die ihn in Verlegenheit setzten, oft lächerlich machten, und zuweilen herabwürdigten. Ein eifriger Diener des Staats, wenn sein Vortheil es ihm erlaubte, befleißigte er sich, die Finanzen wieder aufzubringen, und würde vielleicht dahin gelangt seyn, wenn der Regent ihn seine Operationen hätte fortsetzen lassen. Welches Vermögen der Herzog von Noailles sich auch dabey erworben haben möchte, so würde es für den Staat kein Objekt gemacht haben, und man hätte dann die Erschütterung von Laws verderblichen System vermieden, das blos Gauner, große und kleine, bereichert, die Mittelklasse, die rechtschaffenste und nüzlichste von allen verarmen gemächt, die Stände durch einander geworfen, die Sitten verdorben, und den Nationalcharakter angesteckt hat.

In Frankreich ist die Etikette und das Ceremoniel äußerst schwankend, und die Minister finden ihren Vortheil dabey, hierin nichts zu bestimmen, um es in ihrer Gewalt zu behalten, in den vorfallenden Gelegenheiten nach ihren Privatneigungen zu entscheiden. Die Exequien, welche in Saint Denis für den verstorbenen König gehalten wurden, gaben zu ziemlich lebhaften Zwistigkeiten Anlaß zwischen dem Herzog, dem Parlament und den Herzögen und Pairs, welche die Kleinodien trugen. Der

Re-

Regent hütete sich wohl, einen Ausspruch zu thun. Er liebte die Uneinigkeit unter den Gesandtschaften, und führte zuweilen das divide et impera im Munde; aber in sein Benehmen mischte sich zum wenigsten eben so viel Schwäche als Politik. Er affektirte auch eine gewisse Verachtung der Etikette; doch giebt es selbst in dieser manche Dinge, die auf den ersten Blick Pedanterie scheinen, und von einem reiferen Urtheil gebilligt werden müssen. Bey vielen Gelegenheiten unterhält die Etikette die Subordination, ersetzt die Stelle der Sitten, und erhält sie zuweilen sogar aufrecht. Von Nation zu Nation ist sie so wenig gleichgültig, daß es immer durch eine Verminderung an Macht und Ansehen geschieht, wenn ein Fürst gegen den andern in der Etikette nachläßt.

Da in der Regentschaft jedermann Gelegenheit fand, seine Rechte nach seinen Ansprüchen auszudehnen, so nahm die Herzogin von Berri, die näheren Anlaß hatte als jemand sonst, vier Dames du Palais, ohngeachtet keine königliche Tochter jemals mehr gehabt hatte, als eine Dame d'honneur und eine Dame d'atours. Sie wollte auch eine Kompagnie Garden haben. Vergebens stellte ihr der Regent vor, daß nie eine königliche Tochter a), noch eine Königin, außer der Mutter Ludwigs des Vierzehnten als Regentin, dieses Vorrecht genossen hätte; er mußte sie befriedigen, aber er gab zugleich seiner Mutter, Madame, Wittwe von Monsieur, eine ähnliche Leibkompagnie.

In Ermangelung des Namens als Königin suchte die Herzog von Berri sich Ehrenbezeugungen als solche anzumaßen und sogar zu überschreiten. Sie machte den

Weg

a) Es ist wohl gut zu bemerken, daß Königliche Tochter, Königlicher Sohn für Fille de France, Fils de France gesetzt worden ist, und nicht Tochter oder Sohn des Königs bedeutet, sondern der Benennung entsprechen soll, welche die lebenden Descendenten von den sogenannten Prinzen vom Geblüt unterscheidet.

Weg durch Paris von Luxembourg, wo sie wohnte, bis zu den Tuilerien, von ihrer Leibwache umgeben, unter Trompeten- und Paukenklang. Der Marechal Villeroi stellte dem König vor, daß diese Ehre niemanden als dem König an dem Ort, wo er sich befände, gebührte; nun bewohnte er damals die Tuilerien, wo man ihn am 30sten December 1715 zur Bequemlichkeit der Staatsversammlungen und des Dienstes hinbrachte. Die Herzogin von Berri mußte es also bey dieser ersten Probe von Trompeten und Pauken bewenden lassen, die seitdem in Luxembourg blieben. Sie wollte sich durch eine andre Unternehmung entschädigen, die ihr aber nicht besser gelang. Sie erschien unter einem Thronhimmel in der Oper, und den Tag darauf in der französischen Komödie mit vier Mann von ihrer Leibwache auf dem Theater, und den übrigen auf dem Parterre. Das Geschrey war allgemein, und vor Zorn schloß sie sich seitdem in eine kleine Loge ein, wo sie infognito war; und da die Komödie damals dreymal die Woche auf dem Operntheater im königlichen Pallast gespielt wurde, so diente die Loge zu den beyden Spektakeln.

Der Ritter von Bouillon, der sich damals Prinz von Auvergne nennen ließ, gab das Projekt zu den Bällen im Opernhaus, welche von den Privatbällen abführen würden, wo oft Unordnungen vorfielen, da hingegen eine Militairwache im Opernhaus auf gute Polizey halten würde. Das Projekt gieng durch, und trug dem Prinz von Auvergne für sein Recht als Rathgeber 6000 Livres Pension ein. Die Nähe der Zimmer des Regenten machte, daß er sich oft beym Aufstehen von der Abendtafel in einem Aufzug hinbegab, der dem Administrator eines großen Königreichs nicht wohl anstand. Auf den allerersten Ball kam der Staatsrath Rouillé betrunken, weil es sein Geschmack und sein Gebrauch war, und der Herzog von Noailles im nämlichen Zustande, um seinen Hof zu machen.

Wäre

Wäre dem Regenten daran gelegen gewesen, Gesetz und Ordnung aufrecht zu erhalten, so würde er die Veranlassung des Zweykampfs zwischen Ferrant, Hauptmann im Regiment des Königs, und Girardin, Hauptmann in der Garde, benutzt haben; aber er begnügte sich, ihnen ihre Stellen zu nehmen. Ohne sich deutlich auszulassen, gab er blos zu verstehen, daß die Zweykämpfe etwas zu sehr aus der Mode wären. Caylus bekam Erlaubnis sich über den seinigen mit dem Grafen von Auvergne zu rechtfertigen. Indessen that der Regent doch dem Herzog von Richelieu und dem Grafen von Bayern Einhalt, die einen lebhaften Wortwechsel gehabt, und sich gefordert hatten. Kurze Zeit darauf schlugen sich der Herzog von Richelieu und Gace, Sohn des Marechal von Matignon, und versetzten sich leichte Wunden. Das Parlament dekretirte gegen sie, und der Regent schickte sie in die Bastille. Aber es blieb bey weiterer Untersuchung, ohne fernere Haft. Nicht lange darauf gieng wieder ein Duell vor zwischen Jonsac und d'Aubeterre und Vilette, Bruder der Gräfin von Caylus. Das Parlament verfuhr wider sie, aber sie räumten das Königreich. Diese Sache weckte die vorige von Ferrant und Girardin wieder auf, und sie wurden in effigie gerichtet.

Früher als ein Jahr vor dem Tode Ludwigs des Vierzehnten hatte Stairs, Englischer Ambassadeur in Frankreich, es mit dem künftigen Regenten zu halten gesucht, weil er wohl fühlte, daß der Herzog vom Maine, in den Grundsätzen des Königs auferzogen, wenn die Gewalt in seine Hände fiele, dem Hause Stuart günstig seyn würde. Er hatte, durch die Vermittelung des Abbe Dübois, heimliche Konferenzen mit dem Herzog von Orleans gehabt, und diesen Prinzen überredet, daß der König Georg und er ein gemeinschaftliches Interesse hätten. Um sein Vertrauen mehr zu gewinnen, gestand er gegen ihn, daß Georg in Ansehung der Stuarts die Krone usurpirt hätte; aber, fügte er hinzu, wenn der schwache Sprößling

fung der königlichen Familie in Frankreich abgehen sollte, so würden alle Renunciationen nicht verhindern, daß er, der Herzog von Orleans, in Ansehung des Königs von Spanien, als unrechtmäßiger Besitzer der Krone betrachtet würde; er könnte also keinen sicherern Bundsgenossen haben als den König Georg. Der Abbe Dubois, welcher die Absichten schon hatte, die sich in der Folge entwickeln werden, befleißigte sich unaufhörlich seinem Herrn diese Grundsätze einzuflößen.

Kaum war der Herzog als Regent erklärt, so gieng Stairs zu ihm, und sagte ihm von einer wahren oder falschen Verschwörung, die auf dem Punkt stünde, in London gegen den König Georg auszubrechen; er schlug ihm sodann einen Garantievertrag über die Nachfolgen in Frankreich und England vor. Was es mit der Verschwörung in London auch für eine Bewandnis haben mochte, so waren die Fortschritte des Grafen von Marr, der in Schottland an der Spitze einer Partey für den Prätendenten stand, doch so wichtig, daß man diesem Fürsten rieth, ihn durch seine Gegenwart zu unterstützen. Er reiste aus Bar weg, und gieng durch Frankreich, um sich in Bretagne einzuschiffen. Stairs bekam davon Nachricht; er suchte bey dem Regenten den Befehl auszuwürken zur Verhaftnehmung des Prätendenten, welcher über Chateau-Thiéri kommen sollte. Der Regent wünschte zu gleicher Zeit die Unruhen in Schottland zu unterhalten, und gegen den König Georg seinen Diensteifer zu bezeugen; er gab in Stairs Gegenwart, einem Major von der Garde, Contade, Befehl, nach Chateau-Thiéri abzugehen, und den Prätendenten auf seiner Durchreise zu überfallen. Contade, ein kluger Mann, und von der innern Meynung des Regenten wohl unterrichtet, reiste ab mit dem festen Entschluß, nicht zu finden was er suchte.

Stairs traute den Aeusserungen des Regenten nicht, und beschloß, lieber durch ein Bubenstück den König Georg

von

von allen seinen Besorgnissen zu befreyen. Er brachte durch seine Spione in Erfahrung, daß der Prätendent in Chaillot, in einem Hause des Herzogs von Lauzün verborgen wäre, von wo aus er nach Bretagne abgehen sollte. Er beorderte einen Irländischen Obersten in Französischem Sold, Douglas, sich mit drey Meuchelmördern in Nouancourt einzuschiffen. Sie fragten bey ihrer Ankunft mit so vieler Lebhaftigkeit, ob man keine Chaise hätte durchfahren sehen, daß sie der Postmeisterin, Madame l'Hopital, einer Frau von Verstand und Entschlossenheit, verdächtig wurden. Die Neuigkeit von der Reise des Prätendenten hatte sich, seitdem er aus Bar verschwunden war, schon verbreitet; und die eifrige Nachfrage dieser Couriere ließ vermuthen, daß sie üble Absichten hätten. Man erfuhr auch seitdem, daß die drey Helfershelfer des Irländers entschloßne Bösewichter waren, welche vor ihrer Abreise aus London für ihre Familie den Handel geschlossen hatten, im Fall sie nach vollbrachter That ertappt und hingerichtet würden. Die Postmeisterin versicherte, daß seit einigen Tagen keine Chaise vorbeygekommen wäre, daß keine durch könnte, ohne Pferde hier zu wechseln, oder wenigstens gesehen zu werden, und daß sie darauf rechnen könnten, es würde ihnen hier nichts entgehen. Douglas blieb erst ein Paar Stunden vergebens in der Hausthüre stehen, dann postirte er einen von seinen Leuten, um Achtung zu geben, gab leise dem zweyten Befehle, und nahm den dritten mit sich, um auf dem Wege nach Bretagne weiter zu reisen. Die Postmeisterin sandte sogleich einen ihrer Knechte auf die Pariser Straße, um auf die Ankunft der Chaise zu wachen, und sie zu einer sichern Freundin abführen zu lassen, die sie deshalb vorbereitete, indem sie zum Hintergebäude ihres Hauses herausgieng. Als sie wiederkam, erfuhr sie, daß der eine Engländer, welcher von höherem Stand schien als der andre, sich auf ein Bett geworfen hätte und ruhte. Sie sagte zu dem, der

der in der Hausthür stand, er würde im Hause eben so bald Nachricht bekommen, als auf der Straße, und schlug ihm vor, ein Glas Wein zu trinken. Er gieng hinein, und ließ sich beym Trinken von einem Postillon, der seine Rolle wußte, so lange zusetzen, bis er vollkommen betrunken war. Zugleicher Zeit schloß sie das Zimmer, wo der andre ruhte, doppelt ab, und ließ die Wache holen. Der eingeschloßne Engländer wurde auf dem Bett ergriffen, er gerieth in Wuth, sich arretirt zu sehen, und berief sich auf den Ambassadeur. Man erwiederte, bis er bewährt hätte, daß er dem Grafen von Stairs zugehörte, müßte er im Gefängniß bleiben, wohin man den Betrunknen auch brachte.

Unterdessen kam der Prätendent an, und wurde in das Haus, wo man ihn erwartete, geführt. Madame l'Hopital kam zu ihm, und erzählte ihm, was vorgieng. Der Prätendent, von Dankbarkeit durchdrungen, verhehlte ihr nicht, wer er war, und blieb in Nonancourt verborgen, um gegen die andern, die nicht angehalten waren, Maasregeln zu treffen.

Douglas hatte bald erfahren, was mit den beyden Engländern in Nonancourt vorgefallen war, und gieng nach Paris zurück. Kurz darauf reiste der Prätendent ab, als Geistlicher verkleidet, in eine Chaise, die seine Retterin ihm verschafte. Er ließ ihr einen Brief an die Königin von England zurück, mit welchem sie zu ihr nach Saint Germain kam, und ihr die ganze Geschichte berichtete. Die Königin gab der Postmeisterin ihr Portrait, der Prätendent schickte ihr auch das seinige, indem die Lage der Mutter und des Sohnes ihnen keine andern Beweise ihrer Erkenntlichkeit zu geben zuließ. Die gute Madame l'Hopital, zufrieden mit dem Dienst, den sie geleistet hatte, wandte sich für ihre Auslagen nicht an den Regenten, und blieb 25 Jahre Postmeisterin; ihre Tochter und ihre Schwiegertochter halten die Post zu No-

nancourt noch gegenwärtig a). Der kühne Stairs hatte die Frechheit, um sein Verbrechen zu bemänteln, die Gefangennehmung seiner Banditen für eine Verletzung des Völkerrechts nehmen zu wollen. Man ließ ihn aber fühlen, wie sehr es ihm, um seiner Ehre willen, zu schweigen ziemte, und er schwieg.

Resmond, Bischof von Bayeux, starb in diesem Jahre. Es war ein einfacher, treuherziger, tugendhafter Mann. Er ists gewesen, gegen welchen ein Pfarrer sich mit dem Beyspiel Christi bey der Hochzeit zu Kana entschuldigte, auf einem Hochzeitschmaus gewesen zu seyn, und der darauf antwortete: Das ist nicht die schönste Stelle in seinem Leben. Nach seinem Tode erst erkannte man die vielen heimlichen Allmosen, die er unter arme Familien in seinem Bisthum ausgetheilt hatte. Er ließ dem König Jacob dem Zweyten jedes Jahr heimlich dreyßig tausend Livres zustellen.

Der Marechal von Chamilli, (Bouton) den seine schöne Vertheidigung von Grave berühmt gemacht hatte, starb ebenfalls in diesem Jahr. Er war schön und liebenswürdig gewesen, er hatte in seiner Jugend in Portugal gedient, und war dort der Gegenstand der heftigen Leidenschaft einer Nonne gewesen. Die bekannten Briefe einer Portugisischen Nonne sind an ihn gerichtet.

Ohngeachtet der Regent seiner Mutter sein Wort gegeben hatte, den Abbe Dubois nie anzustellen, gab er ihm doch eine Stelle als Staatsrath, zum großen Aergerniß der ganzen Magistratur. Was ihn vorzüglich dazu bestimmte

a) Allen loyalen Postmeistern muß die Erneuerung dieser Anekdote, zu einer Zeit, wo ihr Kollege zu Sainte Menehould, nach dem Urtheil eines großen Theils von Europa, einen unauslöschlichen Schandfleck auf ihren ganzen Stand geworfen hat, doppelt willkommen seyn. Ueberhaupt könnte eine Zusammenstellung der Postmeisterin von Nonancourt und des Postmeisters von Sainte Menehould zu vielen und tiefen Reflexionen Anlaß geben.

Drouet, der Postmeisterssohn von St. Menehould [illegible] ... Ludwig XVI [illegible]

stimmte, war, daß kein Prälat um die Stelle ansuchte, um nicht einem bloßen Geistlichen, dem Abbe Lignon, den Vortritt im Conseil lassen zu müssen. Man fand es darum nicht weniger empörend, einen solchen Menschen die Nachfolge eines der würdigsten Prälaten im Reich, des Erzbischofs von Sens, Fortin de la Hoquette, erhalten zu sehen. Dieser Prälat hatte den heiligen Geists-Orden ausgeschlagen, weil er die Ahnenfolge nicht aufweisen konnte, welche nach den Statuten erfordert würde. Man bot ihm an, seinen Stammbaum zu verändern; seine Antwort war, er wolle weder den Orden durch seine Geburt, noch vielweniger sich selbst durch eine Lüge herabsetzen. Der König trug ihm darauf die Erlassung der Ahnenprobe an; er antwortete daß er nicht zum Beyspiel der Verletzung der Regeln dienen wollte, und bestand auf seiner Weigerung 1).

Schon durch die Aufnahme des Abbe Dubois im Staatsrath, zeigte der Regent wenig Achtung für das Publikum; noch offenbarer aber setzten sie seine Tochter und er durch seine Lebensart aus den Augen.

Den Geschäften widmete der Regent einen grösseren oder kleinern Theil des Vormittags, je nachdem er sich schlafen gelegt haben mochte. Ein eigner Tag war für die fremden Minister bestimmt, die übrigen theilte er unter den Chefs der verschiednen Conseils. Gegen drey Uhr trank er Chokolate, und da trat alles herein, wie man gegenwärtig beym Lever des Königs thut. Nach einer allgemeinen Konversation, die eine halbe Stunde dauerte,

1) Schon der Marechal Fabert hatte den Orden aus den nämlichen Gründen, wie la Hoquette, ausgeschlagen. Der Marechal von Catinat weigerte sich ebenfalls ihn anzunehmen, weil seine Ahnenprobe nicht ganz vollständig seyn würde. Der König lobte ihre Bescheidenheit, drang aber nicht weiter in sie. Dies sind aber die drey einzigen Beyspiele einer solchen Weigerung, ohngeachtet mehrere Ritter Gelegenheit gehabt hätten sie nachzuahmen.

arbeitete er noch mit irgend jemand, oder hielt Regentschaftsrath. Vor oder nach dieser Arbeit besuchte er den König, dem er immer mehr Ehrfurcht bezeugte als irgend jemand sonst, was das Kind sehr gut bemerkte. Zwischen fünf und sechs Uhr hörten alle Geschäfte auf, er besuchte Madame, entweder in ihrer Wohnung im Winter, oder in Saint-Cloud während der schönen Jahrszeit, und er hat ihr immer sehr viel Ehrerbietung erwiesen. Selten ließ er einen Tag vergehen, ohne in dem Luxembourg die Herzogin von Berry zu besuchen. Gegen die Stunde des Abendessens, schloß er sich mit seinen Mätressen ein, zuweilen mit Opernmädchen oder andern von gleicher Art, und mit zehn bis zwölf Männern von seiner vertrautesten Gesellschaft, und die er gerade heraus seine roués nannte. Die vornehmsten waren Broglie, der älteste Sohn des Marechals und ersten Herzogs dieses Namens, Brancas, Großvater des jetztlebenden Biron, den er zum Herzog machte, Canillac, Vetter des kommandirenden Obersten von den Mousquetaires. Einige andere darunter, waren Leute die an sich durch nichts ausgezeichnet waren, als durch Talente zur Unterhaltung oder zu Ausschweifungen. Jede Abendmahlzeit artete in Bacchanalien aus. Die zügelloseste Ausgelassenheit herrschte da; Zoten und Lästerungen waren der Gegenstand oder die Würze des ganzen Gesprächs, bis die vollkommenste Trunkenheit alle Gäste ausser Stand setzte zu reden und sich zu verstehen. Die noch allein gehen konnten, begaben sich nach Hause, die andern wurden weggetragen, und ein Tag glich dem andern. Eine Stunde nachdem er Tag gemacht hatte, war der Regent noch so schwer, so berauscht von den Dünsten des Weins, daß man ihn unterzeichnen lassen konnte was man wollte.

Zuweilen war der Schauplatz im Luxenbourg, bey der Herzogin von Berry. Nach verschiednen vorübergehenden Galanterien war diese Prinzessin endlich bey dem

Grafen

Grafen von Riom stehen geblieben. Er war der jüngste Sohn aus dem Hause d'Aidie, und Neffe des Herzogs von Lauzün. Er hatte wenig Verstand, eine gemeine Figur, und ein blatterichtes Gesicht, das vielen Weibern hätte mißfallen müssen. Aus seiner Provinz war er nach Paris gekommen, als bloßer Dragonerlieutenant, um eine Compagnie zu erhalten; und bald flößte er der Prinzessin die stärkste Leidenschaft ein. Sie hielt gar kein Maas dabey, und trug sie öffentlich zur Schau. Riom bekam eine prächtige Wohnung im Luxembourg; umgeben von allen Verschwendungen des Luxus nahm er erst die Aufwartung aller Hofleute an, die zu der Prinzessin giengen, und empfieng jedermann mit der größten Höflichkeit. Gegen seine Gebieterin betrug er sich anders, sie hatte alle möglichen Launen von ihm auszuhalten. Zuweilen, wenn sie im Begriff war auszugehen, zwang er sie zu bleiben, äusserte sich verdrießlich über die Kleidung, die sie angezogen hatte, und sie wählte demüthig eine andre. Er hatte sie gewöhnt, täglich seine Befehle über ihren Putz und die Einrichtung ihrer Zeit einholen zu lassen; und wenn er sie gegeben hatte, änderte er plötzlich seinen Willen, fuhr gegen sie auf, zwang sie zu Thränen, und ihn für seine Unverschämtheit um Verzeihung zu bitten. Der Regent war darüber oft so ausser sich, daß er ihn wollte zum Fenster hinauswerfen lassen; aber seine Tochter gebot ihm Stillschweigen, gab ihm die Behandlung zurück, die sie von ihrem Liebhaber erhielt, und er mußte sich endlich eben so vor ihr demüthigen, wie sie vor Riom. Hätten diese verschiednen Auftritte nicht so viele Zeugen gehabt, sie würden unglaublich seyn. Noch unbegreiflicher war der Kontrast zwischen Rioms Höflichkeit gegen jedermann, und seiner Insolenz gegen die Prinzessin. Dieses System in seiner Aufführung verdankte er dem Herzog von Lauzün, seinem Onkel. Diesen schmeichelte es, seinen Neffen im Luxembourg die näm-

liche Rolle spielen zu sehen, die er ehemals mit Mademoiselle de Montpensier gespielt hatte, er prägte ihm Familiengrundsätzen ein, und überzeugte ihn, daß er seine Gebieterin verlieren würde, wenn er sie durch eine ehrerbietige Zärtlichkeit verzöge, und daß Prinzessinnen kurz gehalten seyn wollten. Riom benutzte die Lehren seines Onkels bis zur Uebertreibung, und die That bewies wie gegründet sie waren. Diese Prinzessin, so hochmüthig gegen ihre Mutter, so gebieterisch gegen ihren Vater, so stolz gegen jedetmann, kroch im Staube vor einem jüngsten Sohn aus Gascogne. Sie hatte zwar zwischendurch einige andre Abendtheuer, namentlich mit dem Chevalier d'Aidie, Rioms Vetter, aber es waren nur vorübergehende Fantasien und die Hauptleidenschaft siegte bis ans Ende.

Die Abendmahlzeiten, die Bacchanalien, die Sitten waren die nämlichen im Luxembourg wie im königlichen Pallast, da es ziemlich die nämlichen Gesellschaften waren. Die Herzogin von Berry, mit welcher nach der Regel blos die Prinzen vom Geblüt speisen konnten, soupirte, und das nicht heimlich, mit unbekannten Leuten, die Riom ihr vorführte. Sogar fand sich dabey ein gewisser Pater Reiglet, Jesuit, ein Hausgenosse, der sich alles gefallen ließ und übrigens für den Beichtvater passirte. Wenn sie Gebrauch von seinem Amt gemacht hätte, so hätte sie sich ersparen können, viele Dinge zu sagen, bey denen er Zeuge und Theilhaber war.

Die Marquise von Mouchy, Dame d'atour der Prinzessin, war ihre würdige Vertraute. Sie lebte heimlich mit Riom auf dem nämlichen Fuß wie die Prinzessin öffentlich; und diese, so verborgne als bequeme Nebenbuhlerin stiftete Versöhnung zwischen dem liebenden Paar, wenn die Zänkereyen zu weit gehen konnten.

Das sonderbarste war, daß die Herzogin von Berry ihr ärgerliches Leben durch eine Sache, die es noch verschlimmerte, zu verbergen oder gut zu machen glaubte. Sie

hatte eine Wohnung gemiethet bey den Karmeliterinnen in der Jacobsstraße, wo sie von Zeit zu Zeit hingieng und einen Tag zubrachte. Am heiligen Abend vor den großen Feiertagen, schlief sie da, speiste wie die Nonnen, wohnte dem Amt am Tag und der Metten bey, und kehrte dann zu den Bacchanalien im Luxembourg zurück.

Der Regent wollte von seiner Seite die Welt auch erbauen, und es gelang ihm so wenig als seiner Tochter. Er zog mit großem Gepränge am Ostertage nach Saint Eustache, und nahm das Abendmahl. Aber der Abstich zwischen seinem täglichen Lebenswandel — und dieser frommen Handlung machte den schlimmsten Eindruck.

Ob wir gleich mit ganz Europa in Frieden lebten, so waren die Unterhandlungen darum nicht weniger lebhaft. England traktirte zu gleicher Zeit mit Frankreich und mit Spanien, und suchte seinen Handel zum Nachtheil dieser beyden Mächte auszubreiten. Unser Interesse war, das Betragen des Oesterreichischen Hauses, während daß es in Spanien und dem Reiche zugleich geherrscht hatte, zum Muster zu nehmen; aber der Abbe Dubois zog den Regenten auf die Seite Englands, dessen Macht und Unterstützung, auf den Fall daß der König stürbe, es ihm vorspiegelte.

Auf der andern Seite herrschte Alberoni, als blosser Gesandter von Parma in Madrid, über die Königin, und folglich über die Monarchie. Er war einer von den Menschen, die das Schicksal zuweilen als Gegenstände der Nacheiferung für Ehrsüchtige, die aus dem Staube emporzusteigen streben, heraus hebt. Er war der Sohn eines Gärtners, aber er verließ seinen Stand für den Geistlichen, der keinen zurückweist und öfters alle untereinander mengt. Der Herzog von Parma sandte den Bischof von Borgo, Rancoveri, zum Herzog von Vendome, der die Spanische Armee in Italien kommandirte, und mit dem er gewisse Geschäfte abzuhandeln hatte. Der Feldherr befand sich im Hemd auf seinem Nachtstuhl, als man den Bischof

ankündigte. Er ließ ihn hereinkommen, und that sich nicht mehr Zwang an, indem er ihm Audienz gab, als er es bey der Armee gewohnt war. Ohne das Gespräch über die Angelegenheit zu unterbrechen, setzte er die verschiedenen Handgriffe seiner Toilette in Gegenwart des Prälaten fort, der sehr beleidigt zurückkam, und versicherte, daß er nie wieder bey einer so indecenten Audienz erscheinen würde. Der Herzog von Parma ließ jemanden auftreiben, der Verstand genug hätte, um dazu gebraucht zu werden, und nicht berechtigt wäre über das Ceremoniel so bedenklich zu seyn. Man stellte ihm den Abbate Alberoni vor. Der Herzog urtheilte aus seinem Gespräch, daß er zu dieser Unterhandlung sehr geschickt seyn, und daß der Herzog von Vendome, nach seinem eigenen Charakter, sich wenig um die Würde der Person bekümmern würde, die auch ausserdem unter der geistlichen Tracht versteckt wäre. Alberoni würde mit der nämlichen Etikette empfangen als der Bischof, aber ohne an etwas Aergerniß zu nehmen, untermischte er die Konferenz mit scherzhaften Einfällen, die aus der Situation hergeholt waren, und den Herzog von Vendome ergötzten. Wie der General von seinem Stuhl aufstand, zeigte er sich in einer Stellung, bey welcher der Abbate in die Worte ausbrach: ah culo di angelo! Die Laune des Abbate freute den Herzog von Vendome so sehr, daß er mit niemand als ihm zu thun haben wollte. Das Geschäft des Herzogs von Parma ward bald beendigt; und nachdem der Abbate seinem Herrn darüber Bericht erstattet hatte, kehrte er zum Herzog von Vendome zurück und blieb als Hausgenosse bey ihm. Man sah ihn zuweilen als Kapellan, bey Gelegenheit auch Sekretair, und noch öfter Koch; er machte für den Herzog Käsesuppen, und ganz vorzüglich war er im Besitz ihm mit schmutzigen Erzählungen die Zeit zu vertreiben. Diese niedrige Gunst verschafte dem Abbate im Hause so wenig Achtung, daß einer von den Offizieren,

zornig, durch Freyheiten, die er sich herausnahm, beleidigt, ihm einmahl Stockschläge gab, ohne daß der Abbate dadurch herabgesetzt schien, oder etwas anders dabey herauskam als den Herzog lachen zu machen, der ihn weder mehr noch weniger schätzte als vorher. Nach der Kampagne folgte Alberoni seinem Herrn nach Frankreich, wo ihm dieser einen Gehalt von tausend Thaler verschaffte. Dadurch bekam er das Ansehen als würklicher Sekretair, und gieng im Gefolge des Herzogs von Vendome wieder mit nach Italien. Als dieser General da gestorben war, begab sich Alberoni nach Parma, und sein Fürst, der seine Fähigkeiten in Geschäften kannte, machte ihn zum Residenten in Madrid. Hier nahm er, durch den Antheil, den er an der Heurath der Prinzessin von Parma mit Philipp dem Fünften bekam, den Flug der ihn so hoch erhoben hat. Er entfernte nach und nach alle die zum Wettkampf mit seinem Einfluß geeigenschaftet seyn konnten, und arbeitete daran Kardinal zu werden, entweder indem er dem römischen Hof diente oder sich an demselben furchtbar machte.

Der Spanische Hof stand mit dem Römischen schon übel, bey Gelegenheit Siciliens, über welches ein Interdikt gesprochen worden war, eines Gegenstands wegen, der angeführt zu werden verdient.

Erstlich muß man sich erinnern, daß gegen das Jahr 1125. Roger, Herzog von Sicilien, seine Staaten durch den Pabst zum erblichen Königreich erheben ließ, unter der Bedingung, daß es als Päbstliches Lehen angesehen würde. Aber durch die nämliche Urkunde wurde ausgemacht, daß es in Sicilien ein fortdauernd subsistirendes Tribunal geben sollte, welches ganz aus Laien bestünde, von dem König besetzt würde, und von dem Pabst vollkommen unabhängig wäre; vor diesem Tribunal sollten in oberster Instanz alle Civil- und Criminalsachen entschieden werden, von Laien gegen Laien, von Laien gegen Geistliche, und

endlich zwischen Geistlichen, Erzbischöfen, Bischöfen, Priestern, Mönchen und Stiftern, selbst in den Fällen geistlicher Censuren und des Kirchenbannes, ohne daß dieses Tribunal jemals einem andern als dem König, und nie dem Pabst Rechenschaft abzulegen hätte, und ohne daß der König in irgend einem Falle Ladungen, Censuren, oder dem Kirchenbann unterworfen seyn könnte. Dieses Tribunal der Monarchie hatte seit seiner Errichtung seine volle Gerichtsbarkeit ausgeübt, als 1711. ein Pachter des Bischofs von Lipari — Erbsen auf den Markt trug. Die Zollbeamten des Königs forderten die gewöhnliche Abgabe für das Auskramen. Der Pachter, ohne zu sagen wer er wäre, weigerte sich zu zahlen, und ließ sich seine Erbsen wegnehmen. Der Bischof that, im Verfolg der Geistlichen Immunität, die ihn von den Abgaben befreite, aber ohne weitere Untersuchung, die Zollbeamten in Bann. Diese, die hierdurch erst erfuhren, wem die Erbsen gehörten, brachten sie sogleich zurück, und beklagten sich über den Pachter, welcher durch ein einziges Wort dem Handel vorgebeugt hätte. Der Bischof forderte so lächerliche Genugthuungen, daß die Beamten ihren Obern berichten mußten, deren Vorstellungen ihnen selbst den Bann zuzogen. Das Tribunal der Monarchie, indem es Frieden stiften wollte unter den Streitenden, bekam auch einen Bannfluch, und das war der dritte, um trockne Erbsen. Der Römische Hof, welcher dieses Sicilianische Tribunal ungeduldig ertrug, hatte, um es zu zerstören, die neue Regierung benutzen wollen, die er schwächer zu finden hofte, als die vorige. Der Bischof urtheilte, daß ihn seine Würde vor dem Gefängniß nicht schützen möchte, und rettete sich nach Rom. Der Empfang, den er dort erhielt, erhitzte den Eifer vieler andern Bischöfe, und wie jeder seinen Bliz geschleudert hatte, lief er klüglich nach Rom, und der Pabst sprach sogleich das Interdikt über Sicilien. Da folgte ein Haufen von Prie-

Priestern und Mönchen, die sich der gebührenden Strafe für diejenigen, die das Interdikt achten würden, nicht auszusetzen wagten, dem Prälaten nach Rom. Dieses Schisma war in seiner vollen Kraft, als durch den Uetrechter Traktat Sicilien dem Herzog von Savoyen mit dem Titel als König, abgetreten wurde. Der Pabst glaubte gegen den König Victor nicht mehr Rücksichten beobachten zu müssen, als gegen Philipp den Fünften; aber die neue Regierung blieb standhaft, zumal da es noch vernünftige Priester genug gab, um den Kirchendienst zu versehen, und da die katholischen Mächte diese geistliche Unternehmung tadelten. Das Pariser Parlament nahm sich förmlich der Sache an; und durch ein Arret vom 15. Februar 1716. empfieng es die Appellation des Procureur-Général; was es bey Lebzeiten Ludwigs des Vierzehnten zu thun nicht gewagt hatte.

Die Jesuiten wollten das Interdikt gern befolgen ohne ihren Stiftungen zu entsagen, und bedienten sich aller ihrer Ränke, um den Aufruhr zu unterhalten. Hingegen nahm der Graf Maffeï, Vicekönig von Sicilien seine Maasregeln so gut, daß in einer Nacht alle Jesuiten ohne Ausnahm von Paters oder Brüdern, von Kranken oder Gesunden aufgehoben, in zwey Fahrzeugen eingeschift, auf der Küste des Kirchenstaats abgesetzt, und ihrem guten oder bösen Glück überlassen wurden. Sie setzten ihre Reise, so gut sie konnten bis Rom fort.

Der Pabst, sehr in Verlegenheit gesetzt durch diese Ueberschwemmung von Mönchen, wurde darum doch nicht nachgiebiger. Da die apostolische Kammer aber bald müde wurde, für den Unterhalt so vieler Gäste zu sorgen, so sah man auf einmal in Rom einen Befehl an alle Geächtete anschlagen, bey strengen Strafen die Stadt zu räumen, ohne daß ihnen übrigens die mindesten Mittel gereicht wurden, ihren Stab weiter zu setzen. Gehorcht mußte

mußte indessen doch werden. Der Hunger erkältete den Fanatismus, und sie wollten wieder nach Sicilien; aber der Graf Maffei untersagte ihnen den Boden des Königreichs zu betreten. Sie zerstreuten sich auf dem Lande in Italien, wo die meisten vor Elend umkamen. Der König von Sicilien blieb eben so standhaft als der Pabst hartnäckig. Ohne das Interdikt aufzuheben, wagte es dieser doch nicht, gegen den Fürsten und seine Minister Blitze zu schleudern, die er fürchten mußte verachtet zu sehen. Die Sachen blieben also auf beyden Seiten im nämlichen Zustand, bis zu der Zeit da der Kaiser durch die Abtretung von Sardinien, wovon der König Victor den Titel nahm, Herr von Sicilien wurde. Der geistliche Anspruch verlor sich, das Interdikt hob sich von selbst auf; das Tribunal der Monarchie behielt die volle Kraft seiner Gerichtsbarkeit, und der Pabst fand sich sehr glücklich, daß der Kaiser, schon Herr von Neapel und Mailand, sich bequemte die Folgen der Geschichte von den trocknen Erbsen zu ignoriren, und zuzugeben daß sie mit Stillschweigen übergangen würde.

Ich habe schon voraus erklärt, daß ich keine politische Geschichte, welche die größte Umständlichkeit erfodern und die meisten Leser ermüden würde, zu schreiben unternehme; aber ich werde der verschiednen Gegenstände der politischen Unterhandlungen gedenken, insofern sie nöthig seyn werden, um die Fakta aufzuhellen und zu verbinden, und um den Charakter und das Interesse derer, die an den Geschäften Theil gehabt haben, besser ins Licht zu stellen. Es ist nur allzuwahr, daß die Friedensverträge nichts sind als Waffenstillstände. Kaum hat man die Waffen niedergelegt, so geht der Kabinetskrieg an. Man negozirt, man sucht Allianzen, um sich in Stand zu setzen die Feindseligkeiten mit grösserem Vortheil wieder anzufangen.

Nie-

Nie war die Gährung an den Höfen grösser als während der Regentschaft; aber der innerlich sehr unruhige Staat blieb im Frieden mit seinen Nachbarn. Das verschiedne Interesse der Souveraine unterhielt, indem es sich wechselseitig kreuzte, die äussere Ruhe.

Dem Pabst flößten mächtige Kriegsrüstungen der Türken Besorgnisse für Italien ein, und er suchte bey Frankreich, Spanien und Portugal um Hülfe an. Der Kaiser sann darauf, sich zugleich gegen die Pforte in Vertheidigungsstand zu setzen und in Italien auszubreiten; daher ihn der Pabst eben so sehr fürchtete als den Türken.

Spanien negocirte mit England, hatte eben den für die Engländer so vortheilhaften Assientotraktat geschlossen; und Holland, das seinen Barrieretraktat hatte, dachte auf nichts als sich durch den Handel zu erholen.

In England, wo die Nachfolge in der Protestantischen Linie noch nicht recht befestigt war, fürchtete man immer irgend eine Revolution. Ohngeachtet die Unternehmung des Prätendenten gescheitert war, so war die Jakobitische Partei noch mächtig. Die Whigs und die Torys 1) kämpften unermüdet gegeneinander. Alle Mächte hatten ein gleiches Bedürfniß, daß der Friede erhalten würde, und die meisten standen, indem sie vor dem Kriege zitterten, im Begriff ihn zu erklären.

Mehr als jemand wünschte der Regent, von innen und von aussen Ruhe zu erhalten. Stairs und Dubois, gemeinschäftlich einverstanden, überredeten ihn also, daß wenn der König stürbe, die Verzichtleistungen für null und nichtig angesehen werden würden, daß der Regent nur

1) Diese Namen sind in England nicht mehr gebräuchlich, die Whigs waren ursprünglich die republikanische Partei, und die Torys waren die königlichgesinnten; da sich aber das Interesse beyder geändert hat, so kennt man jezt nichts mehr als die Hofpartei und die Opposition.

nur unrechtmäßig den Thron würde besteigen können, und daß alsdann der König Georg und er bey gleichartigen Ansprüchen, nichts anders zu thun hätten, als im Voraus die engste Verbindung einzugehen, um sich im Ereignißfall wechselseitig zu unterstützen. Durch diese Union versicherte sich Dübois der Protektion des Königs von England, dessen Einfluß bey dem Kaiser er kannte, so wie die Gewalt des letzteren über den Pabst; und der Abbe machte sich gefaßt, alle Umstände zu benutzen, welche die Zeitt und seine Anschläge hervorbringen würden.

Der Herzog von Orleans hatte nie ein lebhaftes Verlangen selbst zu regieren; die Sorgfalt mit welcher er über die Erhaltung des Königs wachte, ist ein überzeugender Beweis davon. Aber er glaubte es seiner Ehre schuldig zu seyn, auf die Renunciationen zu halten, wenn der Fall sich ereignet hätte. Indem ich ihn von den Abscheulichkeiten freyspreche, welche die Verläumdung auf ihn gehäuft hat, und deren Eindruck sich in manchen Köpfen noch erhält, bin ich weit entfernt seine Lobrede zu schreiben. Mit allem möglichen Verstand und allen Fähigkeiten blieb er immer einer guten Staatsverwaltung unfähig, und die Regentschaft, obschon auswärts ruhig, ist dem Staat, besonders aber den Sitten verderblich gewesen.

Weise Maasregeln, Vorkehrungen, ein kluges Mißtrauen gegen das Haus Oesterreich und gegen England, ein stetes Einverständniß mit Spanien: das war das Interesse von Frankreich, aber damit stimmte der Vortheil des Abbe Dübois nicht überein. Versuchte er zwischen zwey aus einerlei Blut entsproßten Königen Uneinigkeit zu stiften, so unterstützte ihn seinerseits Alberoni, ein andrer Bösewicht von gleichem Stof, in diesem Anschlag vollkommen. Dieser, als Meister von der Spanischen Monarchie, war dem Pabste furchtbar; und der Assientotraktat war den Engländern so günstig, daß niemand

zwei-

zweifelte, Alberoni hätte beträchtliche Summen von ihnen erhalten, mit welchen er vorhätte den Kardinalshut zu kaufen, wenn er ihn nicht erobern könnte. Da er die fortdauernde Anhänglichkeit Philipps des Fünften an Frankreich bemerkt hatte, so trug er Sorge, diesem Monarchen die Verzichtleistungen als eitel vorzustellen. So befleißigten sich Dubois und Alberoni, jeder auf seiner Seite mit gleicher Mühe, dem König von Spanien und dem Regenten Abneigung gegen einander einzuflößen.

Obschon die Negociation mit England bereits angegangen war, so fuhr Stairs doch fort, die Nation wegen Frankreichs unruhig zu erhalten, um dem König Georg Subsidien zu verschaffen, die das Parlament nicht bewilligt haben würde, wenn es den Frieden für sicher gehalten hätte. Dieser List hat sich das englische Ministerium oft bedient, und immer mit gutem Erfolge. Das damalige Ministerium arbeitete zugleich daran, das Parlament siebenjährig zu machen, statt daß es nur dreyjährig war. Die meisten Pairs, mit der Regierung unzufrieden, waren diesem Plane abgeneigt, und wünschten ein anderes Parlament, dessen Mitglieder sie immer sicher blieben; die vom Unterhaus wünschten hingegen eine Verlängerung, die ihnen die Bewerbungen ersparte, zu welchen sie gezwungen würden, um die Stimmen zu einer neuen Deputirtenwahl zu erhalten. Die Whigs, welche damals die Oberhand hatten, hatten die Tory's so grausam verfolgt, daß sie ihren Groll fürchteten, wenn sie bey einem neuen Parlament wieder aufkämen. Die Minister wandten bey dieser Sache so viel Eifer an, daß das Parlament verlängert wurde.

So beschäftigt der Regent schon mit politischen Unterhandlungen war, so wurde er doch noch in Betreff der Konstitution von dem Nuncius Bentivoglio verfolgt, und Bissi und Rohan, welche die Gunst, in der Noail-

les nun stand, nicht ertragen konnten, suchten ihm Verdrüßlichkeiten zu erregen. Sie kamen auf den Einfall, eine neue Einsegnung der Kapelle von den Tuilerien vorzuschlagen, wo das Amt immer gehalten worden war, so oft Ludwig der Vierzehnte in Paris war, und wo der junge König, seit seiner Zurückkunft von Vincennes, täglich die Messe hörte. Ihre Absicht war, daß der Kardinal Rohan die Ehre haben sollte, als Großalmosenier diese Einsegnung zu verrichten. Sie wußten nicht, daß die Frage bey Gelegenheit der Versailler Kapelle schon entschieden, und die Verrichtung der Einsegnung gegen den Anspruch des Kardinals Janson, damaligen Großalmoseniers, dem Kardinal Noailles zugesprochen worden war. Rohan zog von diesem Versuch keine weitere Frucht, als daß er Protestationen einlegte. Er gerieth auf eine andere Unternehmung, die ihm nicht besser gelang. Der Kardinal Noailles hatte, indem er die Jesuiten suspendirte, den Paters Gaillard, de la Rüe, Lignieres, und die Trevoux ihre Fakultäten gelassen; der letztere war Titularbeichtvater des Regenten. Der Großalmosenier hat das Recht, die Prediger zu der königlichen Kapelle zu ernennen, und derjenige, der zu Allerheiligen predigt, thut es auch im Advent. Rohan wählte, vor seiner Abreise nach Straßburg, mit Fleiß zu der Predigt von Allerheiligen den Pater de la Ferte, der mit dem ganzen Hofe verwandt oder befreundet war, und dessen Fakultäten im Monat August ausgingen. Der Kardinal Noailles konnte mit einemmale abschneiden, indem er ihm eine persönliche Suspension anbedeuten ließ. Er that es nicht, wollte einen Ausbruch vermeiden, und begnügte sich, den Tag nach der Predigt an den Kardinal Rohan darüber zu schreiben. Dieser antwortete nicht, und der Erzbischof, nachdem er lange vergebens gewartet hatte, ließ den Jesuiten und namentlich dem Pater La Ferte eine Generalsuspension anbedeuten. Der

Pater

Pater war gegen den Willen seines Vaters, des Marschals, Jesuit geworden, und dieser sprach immer mit der größten Heftigkeit davon, als von der höchsten Niederträchtigkeit. Da der Herzog de la Ferte ohne Kinder starb, wäre der Jesuit Herzog und Pair geworden, wenn er die Gelübde nicht abgelegt hätte; und der Verdruß, den er zuweilen darüber äusserte, brachte wieder die Jesuiten auf, die ihn nach la Fleche verwiesen, wo er gestorben ist.

Um den Bewerbungen der Jesuiten vorzubeugen, ernannte der Regent zum Beichtvater des Königs den Abbe Fleuri, der durch seine Kirchengeschichte und besonders durch die vortrefflichen Abhandlungen, die er beygefügt hat, so berühmt ist. Er war Unterpräceptor bey den Herzogen von Bourgogne, von Anjou und von Berri gewesen.

Der Regent, von Stairs und von Bentivoglio geplagt, hätte beide können rapelliren lassen, den ersten, indem er des Königs Georgs Besorgnisse durch den offenbaren Bruch mit dem Prätendenten geschlichtet hätte, ohne sich indessen durch einen förmlichen Traktat mit England zu verbinden; den zweyten, indem er den Pabst von dem ärgerlichen Wandel seines Nuntius benachrichtigt hätte. Freylich konnte der Pabst dagegen die Lebensart des Jesuiten Lafiteau einwenden, unsers Ministers in Rom, der dort die große Kur brauchte, während daß Bentivoglio sich in Paris dazu anschickte. Die Furcht, den Hut, als die gewöhnliche Belohnung der Nuntiatur in Frankreich, zu verlieren 1), hätte ihn so geschmeidig ge-

1) Frankreich hat immer die Wahl des Nuntius. Der Pabst präsentirt drey Subjekte, unter denen es aussucht, und die es alle drey zurückzuweisen die Freyheit hat. Der Kaiser und Spanien besitzen das nämliche Vorrecht.

gemacht, als ihn der Regent nur verlangen konnte, aber dazu wurde mehr Festigkeit erfordert, als der Herzog hatte. Wenn es ihm in wichtigen Geschäften so sehr daran fehlte, so kann man urtheilen, wie er sich von allen, die ihn umgaben, hinreissen lassen mußte.

Die Herzogin von Berri ließ sich das Schloß La Meute schenken, und der Preis davon wurde von dem Könige an D'Armenonville ausgezahlt, der überdem den Nießbrauch des Schlosses Madrid im Boulogner Holz, die Anwartschaft darauf für seinen Sohn Morville, und eine Anweisung von 400000 Livres zu Tilgung seiner Schulden auf seine Stelle als Staatssekretair erhielt. Die Prinzessin ließ auch für ihren alten abgedankten Liebhaber, La Haye, eine dritte Stelle, als königlicher Gentilhomme de la manche a), errichten, mit 6000 Livres Pension, und bald kam für einen Klienten der Frau von Ventadour noch eine vierte dazu.

Die Herzogin von Berri, ermüdet von der Trauer um Ludwig den Vierzehnten, zwang den Regenten, bey Gelegenheit des Todesfalls der verwittweten Königin von Schweden, alle Hoftrauern um die Hälfte zu verkürzen.

Um die Sommernächte in ihrem Schloßgarten mit einer Freyheit hinzubringen, zu der mehr Mitschuldige als Zeugen erforderlich waren, ließ sie alle Eingänge desselben vermauern, ausser der Hauptpforte, die nach Gelegenheit auf- oder zugemacht wurde.

Der Regent kaufte für seinen natürlichen Sohn, den Ritter von Orleans, das Amt als General der Galeeren vom Marechal von Tessé, der 200000 Livres dabey gewann.

Rouille.

a) Gentilshommes de la manche sind Edelleute, welche die königlichen Söhne begleiten, wenn sie noch unerwachsen sind.

Rouillé du Coudray bewürkte auch, daß die italiänischen Schauspieler wieder angenommen wurden, die der verstorbene König weggejagt hatte, weil sie eine Vorstellung von der falschen Prüde gaben, die das Publikum auf die Frau von Maintenon zog.

Die neue Truppe nahm den Titel als Schauspieler des Regenten, und war unter Rouillé's Aufsicht, unabhängig von den Kammerjunkern a). Der Neuheit wegen blieb das französische Theater eine Zeitlang verlassen, und die italiänischen Possen verdunkelten die Meisterstücke unsrer Scene.

Die königlichen Anweisungen auf die Einkünfte öffentlicher Stellen wurden ohne Maas und Auswahl ausgetheilt. Unter so vielen verschwendeten oder weggeworfenen Gnadenbezeugungen ließ der Regent auch einmal an Vittemant, den er zum Unterpräceptor des Königs ernannte, dem Verdienste Gerechtigkeit wiederfahren. Durch eine Rede, die er als Rektor an der Spitze der Universität gehalten hatte, war er Ludwig dem Vierzehnten bekannt geworden, der ihm die Stelle als Vorleser des Dauphins gab. Kaum hatte er sein Amt als Unterlehrer angetreten, so schien der junge König ziemlich an ihm zu hängen. Der Regent bemerkte es, und da er während seiner Administration sich immer bestrebte, das Beyspiel der Ehrerbietung gegen den König zu geben, und aufzusuchen, was ihm Vergnügen machen konnte, so wollte er ihm die Freude verschaffen, Vittemant eine Gnade zu erzeigen. Er brachte dem Könige die Ernennung zu einer Abtey von 15000 Livres jährlicher Einkünfte für Vittemant. Das Kind, das sich freute, diese herrschaftliche Handlung selbst zu verrichten, ließ Vittemant

a) Die Gentilshommes de la chambre hatten das Direktorium über die Spektakel.

temant kommen, und gab ihm, in Gegenwart des Regenten, des Marechal von Villeroi, und des Bischofs von Frejus die Ernennungsurkunde, indem er ihn mit dem Titel der Abtey anredete. Da Vittemant nicht gleich begriff, warum ihm der König einen neuen Namen gab, so nahm der Regent das Wort, und erklärte ihm die Gnade, die der König ihm erwies. Vittemant verlor sich in Danksagungen, setzte aber hinzu, er wäre schon mit Wohlthaten des Königs überhäuft, sein Vermögen überträfe seine Wünsche, und da er keine nothleidende Verwandten hätte, wüßte er mit einer Vermehrung seiner Einkünfte nichts anzufangen. Sie werden sie zu christlichen Werken anwenden, sagte der Bischof von Frejus. Und warum, erwiederte Vittemant, sollte ich Allmosen empfangen, um Allmosen zu geben? Ausserdem ist der Hof kein Standpunkt, wo ich die Bedürftigen kennen lernen könnte; ein Pfarrer wird sich viel besser dazu schicken, als ich. Der Regent, Villeroi und der Bischof, einer solchen Sprache wenig gewohnt, sahen anfangs Vittemant für einen geschickten Heuchler an, und drangen lächelnd in ihn, sie anzunehmen. Aber die Weigerung war sehr ernstlich, nichts konnte seinen Widerstand überwinden, man mußte für diese Abtey einen weniger sonderbaren Menschen suchen, der denn freylich nicht schwer zu finden wurde. Der bescheidene Vittemant band sich bey Hofe lediglich an seine Amtspflicht, und wie er deren entledigt war, begab er sich in eine gelehrte geistliche Stiftung. Ich habe den Namen eines so tugendhaften Mannes der Vergessenheit nicht überlassen dürfen; so viel ähnliche Anekdoten werde ich nicht haben, daß ich den Leser damit ermüden könnte.

Die Justizkammer, welche durch ein Edikt vom Monat März eingesetzt war, fing ihre Operationen an, deren Würkungen dem, was man davon gehofft hatte, sehr wenig

wenig entsprachen. Man schmeichelte sich, durch die Taxen ungeheure Summen zu ziehen, mit denen man den dringendsten Aufwand bestreiten wollte. Man sollte, sagte man, alle Anweisungen auf die Einkünfte von Aemtern und die Militairchargen einlösen, sie frey machen, und keine mehr verkaufen lassen, so daß der König immer freye Macht behielte, das Verdienst zu belohnen, und die Nacheiferung zu unterhalten. Gewiß schöne Entwürfe, wenn sie nicht immer nur von denen erfunden würden, die den Einfluß nicht haben, sie auszuführen! Diese Justizkammer, die ein Jahr bestand, hatte keine weitere Würkung, als einer Menge wahrer oder falscher Angebungen den Eingang zu öffnen. Bestürzung verbreitete sich in der ganzen Finanz und unter ihren Bundesgenossen; das Geld wurde versteckt, und die Cirkulation völlig aufgefangen. Man opferte einige Financiers dem Hasse des Volks auf. Verkaufter Einfluß, gekaufte Protektionen machten die Taxen erlassen oder einschränken; die bezahlten wurden die Beute verworfener oder ränkevoller Weiber und der Nachtgesellen des Regenten.

Bey der Fruchtlosigkeit der Justizkammer für den Staat mußte man sich nach andern Mitteln umsehen, ihn schuldenfrey zu machen. Man ging so weit, einen allgemeinen Bankerott vorzuschlagen. Die dieses grausame Hülfsmittel vertheidigten, führten an, daß es gleich unmöglich wäre, die ungeheure Schuldenmasse zu tilgen, und das Gewicht der Auflagen, unter welchem das Volk erläge, unerleichtert zu lassen. Unter den Gläubigern des Staats hatten viele die öffentlichen Unglücksfälle gemißbraucht; alle rechtmäßigen sowohl, als wucherlichen Posten schränkten sich fast blos auf die Hauptstadt ein, und gingen weder die Gesamtschaft des Adels, noch die Landleute, noch die Handwerker an. Das Geschrey, sagte man, würde groß seyn; aber die Erleichterung der Auf-

lagen würde so viel Beyfall finden, daß das Geschrey ganz dadurch aufgewogen seyn würde.

Man wollte in dem Eingange des Edikts sich auf gegründete oder scheinbare rechtliche Motive berufen. Die Krone, sagte man, ist nicht vollkommen erblich, wie die Güter von Privatpersonen, da die Weiber nicht nachfolgen können. Sie ist eine Substitution von männlichen Erben auf männliche Erben. Der König hat nur den Nießbrauch der Krone, und kann keine Verbindlichkeit über sein Leben hinaus eingehen. Die substituirten Güter der Privatpersonen haften für keine Schulden; sollte die Krone von schlimmerer Beschaffenheit seyn? Der Nachfolger ist also zu nichts gehalten, das sich von seinem Vorfahren herschreibt; er besitzt nichts durch ihn, sondern durch das Gesetz. Wenn dieser Grundsatz, fügte man hinzu, der Nation eingeprägt werden kann, so wird der Staat sich niemals wieder in der gegenwärtigen Lage finden können. Jedermann wird überzeugt seyn, daß, wenn man dem König leiht, man nur auf das Leben, und die persönliche Rechtschaffenheit des Schuldners rechnen kann. Außer Stand zu borgen, und durch die Lockspeise des Gewinns zu reizen, würde sich der König in der glücklichen Unmöglichkeit finden, seine Unterthanen arm zu machen, und er würde zu einer ökonomischen Verwaltung gezwungen seyn. Die Rentiers würden nicht mehr eine müssige Klasse im Staate bilden. Die ausserordentliche Bevölkerung von Paris würde auf die Provinzen wieder zurückfließen. Man könnte befürchten, daß ein verschwenderischer Fürst, der nicht mehr zu borgen fände, zu der Vervielfältigung der Auflagen seine Zuflucht nähme; aber das Uebermaas hierinn ist für die Person des Fürsten selbst gefährlich.

Hierauf erwiederte man: giebt es keine Mittel zwischen dem Bankerott, und der Abstellung der Auflagen? Kann

kann man nicht durch die Einschränkung des überflüßigen oder misbräuchlichen Aufwands, durch eine ökonomische Regie, durch eine genaue Erörterung, eine gerechte Unterscheidung der Beschaffenheit der verschiednen Schulden, und vorzüglich dadurch, daß man der Nation die Unbescholtenheit einer neuen Verwaltung und die Rechtschaffenheit der Regierung beweist, das Vertrauen aufrichten, die Cirkulation wieder herstellen, die Auflagen erleichtern, und die Liquidation der rechtmäßigen und dringenden Schulden anfangen? Wird man keinen Unterschied zugeben, zwischen denen, die dem Dienste des Staats alles aufgeopfert haben, und denen, die seinen Unfällen ihr Vermögen verdanken?

Der Regent war von diesen Vorstellungen gerührt, und der Gedanke des Bankerotts wurde verworfen. Das Mitleiden gegen rechtmäßige und unglückliche Gläubiger diente der Weigerung nur zum Vorwande. Der wahre Bewegungsgrund war der persönliche Vortheil der Finanzverwalter, die in der Liquidation, in der Fortdauer der Auflagen, in der Erneuerung der Verträge tausend Mittel fanden, sich Kreaturen zu verschaffen, und Millionen zu sammeln.

Das System von Law hat eben so viel und mehr Unglückliche gemacht, als der Bankerott, hat die Sitten obendrein verdorben, und hat keinen von den Vortheilen des vorgeschlagenen Edikts gehabt. An sich selbst betrachtet hat dieses System Vertheidiger gefunden, die vorgegeben haben, daß es nur durch den Mißbrauch, der damit getrieben worden, und durch den bösen Willen derer, die ihren Vortheil dabey fanden, es scheitern zu machen, verderblich gewesen ist. Andere haben mit mehrerem Recht behauptet, daß es in seiner Grundlage eben so fehlerhaft als in seinen Wirkungen unglücklich war. Noch andre haben es immer als unzuläßlich in einer unumschränkten Monarchie verworfen, so viel Vortheile es

auch in einer Republik und einer gemischten Regierung haben möchte. Die Erfahrung hat diese Meynung nur zu sehr gerechtfertigt.

Law's beste Operation war die Errichtung der Generalbank, die aus 1200 Actien, jede von 3000 Livres bestand. Der Vortheil davon war gleich merklich; die Cirkulation wurde belebt, und der Erfolg wäre sicher gewesen, wenn diese Generalbank nicht in eine königliche ausgeartet wäre; wodurch in kurzem das unglückliche System entstand.

Einige Zusammenkünfte von Protestanten in Poitou, in Languedoc und in Guyenne machten die Regierung besorgt, zumal da man in der Nähe eines Orts, wo sich die Protestanten versammelt hatten, einen großen Vorrath von Flinten und Bajonnetten entdeckte. Die Furcht vor einer Empörung, und der Abscheu vor einer Erneuerung der Grausamkeiten, die auf die Wiederrufung des Edikts von Nantes gefolgt waren, beunruhigten das Gemüth des Herzogs von Orleans. Er stand im Begriff, das Edikt des verstorbenen Königs zu kassiren, und die Protestanten zurückzurufen. Er nahm verschiedne Mitglieder vom Conseil einzeln über diesen Punkt vor, und fast alle riethen ihm davon ab. Die Frage für oder wider die Gewissensfreyheit wird gemeiniglich durch die Leidenschaft entschieden. Der Unglaube hat seinen Fanatismus so gut wie der Aberglaube, und dessen war der Regent so fähig, daß man ihn die Sache als Staatsmann, und blos von der politischen Seite mußte betrachten lassen.

Unstreitig ist es, daß die Gewissen frey seyn müssen; aber erlaubt die Ruhe des Staats, daß es der Gottesdienst auch sey? Das Beyspiel von England und Holland ist auf Frankreich, nach dem gegenwärtigen Zustande dieses Staats, nicht vollkommen anwendbar. Erstlich haben die zwey angeführten Staaten, wie der unsrige, ihren

ren Nationalglauben, die andern Religionen sind nur tolerirt. Zweytens sind diese vielfältig, und es ist leichter zwischen vier oder fünf Religionen den Frieden zu erhalten, als zwischen zwey gleich mächtigen, weil der getheilte Haß nachläßt, und man sich alsdann auf einen Wettstreit von guten Sitten einschränken kann. Drittens sind in England und in Holland die Heterodoxen eben so zahlreich als die Orthodoxen. Die Erinnerung schon erfahrner Unglücksfälle lehrt sie fürchten, ihre Nation gegen sich selbst bewafnet zu sehen. In Frankreich hingegen sind die Protestanten in kleiner Anzahl, verglichen mit den Katholiken. Verstattet man ihnen einen öffentlichen Gottesdienst, und in allem die nämlichen Vorrechte, wie den andern Bürgern, so wird ihre Anzahl zunehmen; der Reiz der Neuheit wird ihnen unter den Katholiken selbst Proseliten verschaffen, die Zwietracht wird in den Familien entspringen, der Religionseifer wird Fanatismus werden, die Gemüther werden sich entzünden, ein Volksauflauf wird das Zeichen geben zu einem bürgerlichen Krieg, wir werden uns in jene Gräuel zurückgestürzt finden, deren wir uns ohne Schaudern nicht wieder erinnern können.

Die Einheit der Religion würde das größte Glück für den Staat seyn, aber das ist nicht das Werk der Menschen. Wir müssen bey den Bemühungen einer menschlichen Klugheit stehen bleiben. Ohne das Widerrufungsedikt förmlich zu kassiren, noch die Protestanten wieder in den nämlichen Stand einzusetzen, den sie vormals hatten, soll man ihnen den Bürgerstand durch eine gehörig einregistrirte Erklärung zusichern. Sie sollen frey in ihren Meynungen seyn; wir wollen nicht mehr fordern, daß sie, durch eine in ihren Augen strafbare Nachgiebigkeit, an unserm Gottesdienst Theil nehmen, aber wir wollen ihnen auch keinen äußerlichen, von dem unsrigen verschiednen gestatten. Die Uebung ihrer Religion bleibe im Innern jeder Familie verschlossen. Sie sollen alle bürgerlichen

lichen Rechte genießen, insoferne sie alle Lasten des Bürgers tragen; aber auf keine öffentlichen Stellen noch Aemtern sollen sie Anspruch zu machen haben. Streng werde jeder gezüchtigt, der ihre Ruhe stört. Keine Verfolgung, viel Gleichgültigkeit und Vergessenheit, das ist der Tod einer jeden Sekte. Was durch blinde Hartnäckigkeit davon überbleibt, lebt nur dunkel noch in der Verachtung fort. Die Wahrheit selbst würde, fortdauernd verachtet, und nie verfolgt, wenig Anhänger behalten.

Ich spreche nach der Erfahrung. In meiner Jugend sah ich eine kleine Stadt, wo die Protestanten in gleicher Anzahl mit den Katholiken waren. Ein vornehmer Mann von wohlthätigem Charakter, der die Herrschaft über diese Stadt hat, ließ den Protestanten immer die strengste Gerechtigkeit wiederfahren, hielt aber darauf, daß den Katholiken alle Vorrechte blieben, begünstigte die Ehen; und es ist unter ihm so weit gekommen, daß nicht mehr als zwey alte Männer im Städchen übrig geblieben sind, die für sich bey ihrer Sekte beharrten, aber selbst in die Abschwörung ihrer Kinder eingewilligt haben.

Die bürgerliche Duldung ist im natürlichen Recht gegründet; um sie aber dem Geist einer Nation einzuprägen, würde die lange Regierung eines unumschränkten Fürsten erfordert, der durch Ansehen und Beyspiel die Sitten erhielte, genau und ehrerbietig sich nach der herrschenden Religion richtete, wenn er auch gegen alle gleichgültig wäre. Der Regent hatte unglücklicher Weise nur die letzte dieser Eigenschaften. Sie reichte hin, um ihn für die Wiederkehr der Protestanten geneigt zu machen; aber der Abbe Dubois, der mit aller Gewalt Kardinal werden wollte, fühlte, daß er nach einem solchen Ausbruch in Rom nichts mehr zu hoffen haben würde; und als oberster Kasuist des Regenten, in politischen sowohl als geistlichen Angelegenheiten, wußte er ihn von diesem Vorhaben abzubringen.

Zu dieser Zeit reichten die Prinzen vom Geblüt bey dem König eine Bittschrift ein gegen das Edikt von 1711, und die Erklärung von 1715, welche dem Herzog vom Maine und dem Grafen von Toulouse die Qualität als Prinzen vom Geblüt, und das Recht, im Reiche nachzufolgen, gegeben hatten. Diese Bittschrift war von dem Herzog von Bourbon-Conde, (Monsieur le Duc) von dem Grafen von Charolois, und von dem Prinzen von Conti unterzeichnet.

Sogleich erfolgte eine zweyte von den Herzogen und Pairs, durch welche Seine Majestät ersucht wurden, die legitimirten Prinzen auf den Rang ihrer Pairie wieder einzuschränken.

Indem England mit dem Regenten negocürte, suchte es auch mit Spanien sich zu verstehen, wobey es große Vortheile für den Handel zu erlangen hatte; und der Regent, der nichts sehnlicher wünschte, als den Frieden zu erhalten, fügte sich gern in die Absichten Englands. Er stellte daher dem König Georg vor, die Zurückgabe von Gibraltar würde das angenehmste seyn, was er Spanien anbieten könnte. Georg, bey einer blühenden Seemacht und dem Besitz von Port-Mahon, zog wenig Nutzen von Gibraltar, und mußte viel darauf verwenden. Er verstand sich also zu diesem Opfer; weil er aber die Engländer mißvergnügt zu machen fürchtete, ließ er dem Regenten vorstellen, daß die Sache nur vermittelst des strengsten Geheimnisses gelingen könnte, und daß man einen vollkommen sichern Menschen in Madrid aussuchen müßte, der unmittelbar mit dem König von Spanien, ohne Alberonis Dazwischenkunft, unterhandelte. Der Herzog trug einem gewissen Louvile dieses Geschäft auf; er war Kammerjunker bey Philipp dem Fünften gewesen, und von allen Franzosen der beliebteste bey diesem Fürsten. Man wußte, daß er ihn der Prinzeßin des Ursins ungern aufgeopfert hatte, und so war man überzeugt, die Neigung,

die

die der König von Kindheit auf für ihn gehabt hatte, würde sich erneuern, wenn er ihn wiedersähe.

Aber eben die Gründe, welche die Wahl dieses Menschen bestimmten, waren es, die das Ganze scheitern machten. Mit seinen Instruktionen versehen, reiste er heimlich ab, und kam nach Madrid zu unserm Ambassadeur, dem Herzog von Saint Aignan. Alberoni bekam Wind von Louviles Ankunft durch seine Spione, deren er eine große Menge hatte, faßte die lebhaftesten Besorgnisse über eine so geheimnisvolle Reise, und bildete sich ein, daß sie keinen andern Gegenstand hätte, als ihn bey dem König zu stürzen. Kaum war Louvile angelangt, so bekam er Befehl, sich auf der Stelle aus Spanien zu entfernen. Er antwortete; daß er ein Kreditiv vom König und ein anderes vom Regenten hätte, die er beyde Seiner katholischen Majestät eigenhändig übergeben müßte, und daß er nicht abreisen würde, ohne seinen Auftrag ausgerichtet zu haben. In der nämlichen Nacht überfiel ihn eine heftige Kolik, und er mußte sich ein Bad zubereiten lassen. Da seine Antwort nicht so beschaffen war, daß sie Alberoni beruhigen konnte, so begab sich dieser selbst zum Herzog von Saint Aignan, und fand Louvile im Bad. Er sagte ihm, der König sey sicher unzufrieden mit seiner Ankunft, er wolle ihn durchaus nicht sehen, und so habe er nichts weiter zu thun, als seine Depeschen abzugeben, und auf der Stelle wieder fortzureisen. Louvile erwiederte, daß ihm seine Pflicht das erste verböte, und daß sein Zustand das andre ihm nicht zuließe. Alberoni konnte an der augenscheinlichen Unmöglichkeit, in welcher Louvile sich befand, weiter zu reisen, nicht zweifeln; er stellte sich also, als ob er ihn beklagte, schilderte ihm den vorgeblichen Zorn des Königs mit den übertriebensten Farben, und versprach sein möglichstes zu thun, um diese Entschuldigung, die indessen nicht länger währen dürfte, als die Krankheit, bey dem König geltend zu machen. Nach Verlauf

von

von drey Tagen erhielt Louvile neue und noch strengere Befehle, als die ersten. Da er nun merkte, daß keine Audienz zu erhalten war, und den Minister im Verdacht hatte, daß er den Namen des Königs mißbrauchte, so wagte er es, sich auf dem Durchgang des Monarchen zu zeigen, in der Hofnung, von ihm wahrgenommen zu werden, und ihm seine Briefe zu überreichen. Aber Alberoni, der auf Louvile's geringste Schritte wachen ließ, machte den Versuch fruchtlos, indem er den König an dem Tag mit einem Haufen erkaufter Kreaturen umgab. Unmittelbar darauf kam der Staatssekretair Grimaldo zu Louvile, und befahl ihm ausdrücklich im Namen des Königs, wegzureisen, mit der Drohung, ihn mit Gewalt aufheben zu lassen, wenn er einen Augenblick zauderte. Der Herzog von Saint Aignan, mit dem Geheimniß, das gegen ihn aus der Sache gemacht wurde, vielleicht unzufrieden, und in der Besorgnis irgend einer Gewaltthätigkeit, drang in Louvile, daß er gehorchen sollte. Er reiste also ab, ohne etwas ausgerichtet zu haben, und ohne daß der König je erfahren hat, was hier unter seinem Namen vorgieng; so ließ die Unverschämtheit eines Ministers Spanien die einzige Gelegenheit versäumen, die sich jemals gefunden hat, Gibraltar wieder zu erlangen. Die Maasregeln waren so gut getroffen, daß wenn Louvile den König von Spanien hätte sehen können, er ihn leicht bewogen haben würde, die wenig erheblichen Bedingungen anzunehmen und zu unterzeichnen, die der König Georg verlangte; und dieser schickte sodann dem König von Spanien den Befehl, an den Gouverneur die Vestung zu übergeben; ein Korps von Truppen erschien, um davon Besitz zu nehmen, und Gibraltar wäre in der Gewalt der Spanier gewesen, eh das Englische Parlament die erste Nachricht von dem Handel gehabt hätte. Aber Alberoni wußte, daß er den Spaniern verhaßt war, daß sein ganzer Einfluß sich von der Königin allein her-

schrieb,

schrieb, daß er dem Könige verdächtig war, und daß dieser ihn unausbleiblich fortjagen würde, wenn die Klagen über die Verwaltung des Staats vor seine Ohren kämen. Er vergaß also nichts, um alle diejenigen aus dem Wege zu räumen, die seine Ränke verrathen, oder seinen Einfluß stören konnten. Die beyden Menschen, die ihn am Hofe vorzüglich beunruhigten, waren der Kardinal del Giudice, Titular-Premierminister, Großinquisitor und Hofmeister des Prinzen von Asturien, und der Jesuit d'Aubenton, Beichtvater des Königs. Dieser war Alberoni nicht gewogen; aber er wagte es nicht, gegen einen Minister zu kämpfen, welcher der Königin theuer war. Er erinnerte sich, daß die Prinzessin des Ursins ihn schon einmal zu entfernen gewußt hatte, und scheute die Königin nicht minder, da sie die Jesuiten nicht liebte, und niemals einen zum Beichtvater gewollt hatte.

Alberoni, ganz vom Verlangen nach dem Kardinalshut eingenommen, wußte, daß del Giudice sehr unzufrieden über die Aussicht war, einen solchen Kollegen zu bekommen; zugleich war ihm bekannt, daß der Pabst viel Vertrauen auf d'Aubenton gesetzt hatte, mit dem er sogar im Briefwechsel stand. Dem zufolge faßte er den Entschluß, sich mit diesem zu verbinden, und jenen zu stürzen, und beyde arbeiteten gemeinschaftlich daran, jeder in seiner Art. Alberoni stellte der Königin vor, daß es gefährlich für sie seyn würde, den Erben des Reichs in den Händen eines Mannes zu lassen, der ihm die Grundsätze der alten Regierung einprägte, und ihn von einer Stiefmutter entfernen würde; wenn sie also den König einmal verlieren sollte, würde sie sich ohne Ansehen, und vielleicht in ein Kloster verwiesen finden.

D'Aubenton seinerseits überredete den König, daß seine Verrichtungen als Großinquisitor dem Kardinal del Giudice nicht erlaubten, auf die Erziehung des Prinzen von

von Asturien die nöthige Sorgfalt zu wenden, da dieser doch einen Mann brauchte, der mit einem so wichtigen Amt ganz allein beschäftigt wäre. Die Königin und der Beichtvater arbeiteten so würksam, daß die Hofmeisterstelle dem Kardinal genommen und dem Herzoge von Popoli gegeben wurde. Dies war ein Neapolitaner, von vielem Verstande, ein geschickter Hofmann, von Grund aus verdorben, mit aller äußern Anmuth, die das Laster verschleyern, und um so gefährlicher machen kann. Er war sehr im Verdacht, seine Frau vergiftet zu haben, die von seinem Haus war, Erbin der älteren Linie, und deren Tod ihn im Besitz aller Güter ließ.

Wenige Tage darauf erhielt der Kardinal Befehl, künftig aus dem Staatsrath wegzubleiben. Er legte sodann seine Stelle als Großinquisitor ab, und bezab sich bald darauf nach Rom.

Der Prinz von Cellamare, Sohn des Herzogs von Giovenazzo, der ein Bruder des Kardinals del Giudice war, bekleidete damals die spanische Ambassade in Paris. In der Furcht von dem mächtigen und rachsüchtigen Alberoni gestürzt zu werden, bat er ihn, nicht ihn mit seinem Onkel zu vermengen, und ihm seine Protektion bey der Königin zu erhalten. Alberoni machte sich den Brief, den er ihm deshalb schrieb, sehr zu Nutze, und suchte alle Gelegenheiten, ihn sehen zu lassen, indem er hinzusetzte, der Kardinal müsse viel Unrecht haben, da er sogar von einem so klugen und so einsichtsvollen Neffen verlassen würde. Dieser Brief bewies nichts, als den Ehrgeiz des Prinzen Cellamare, und seine Niederträchtigkeit.

D'Aubenton sahe sich genöthigt, an den Pabst zu schreiben, und Alberonis seltne Eigenschaften, seine Tugenden sogar, vorzüglich aber seinen Eifer für den römischen

mischen Hof, und seine Macht in Spanien gegen den heiligen Vater herauszustreichen. Dieser letzte Punkt war der entscheidendste, um den Pabst gegen die Anklagen des Kardinals del Giudice und der andern Feinde des Ministers zu verwahren. D'Aubenton rechnete, wenn er Alberoni zum Kardinalat verholfen, und dieser nichts mehr zu wünschen hätte, daß er alsdann ihm beystehen würde, dahin zu gelangen. So kann dieser kostbare Hut die ganze Klerisey einer Nation, und zuweilen von Europa, in Bewegung setzen. Alberoni kannte den ganzen Werth davon; er urtheilte, daß der römische Purpur ihn vor allen Zufällen decken würde, und sein Fall selbst hat bewiesen, daß er nicht Unrecht hatte.

Wie Alberoni nun bey dem König nichts mehr von den Spaniern zu besorgen hatte, so beunruhigten ihn die Parmesaner noch, welche die Neugierde, die Königin zu sehen, nach Madrid ziehen konnte, und er unterließ nichts, um sie entfernt zu halten. Die Leichtigkeit, mit welcher er die Königin unterjocht hatte, ließ ihn befürchten, daß andre sich eben so ihres Geistes bemächtigen möchten. Mit vielem Verdruß sah er die Amme der Königin, mit ihrem Manne, einer Art von Bauer, und ihrem Sohne, der Kapuziner war, ankommen. Dieser Schlag von Leuten erscheint gewöhnlich nicht auf dem Schauplatze, aber durch sie werden zuweilen die Schauspieler, welche die ersten Rollen spielen, ein und abgesetzt. Alberoni war so tief heraufgekommen, daß er wohl berechtigt war, einen Kapuziner, Milchbruder der Königin, zu fürchten; zum Glück fand sich dieser ein Dummkopf; aber die Amme mit der ganzen Plumpheit ihres vorigen Standes wollte für etwas gezählt seyn, und gelangte dahin. Sie war fein, listig, und wußte zur rechten Zeit Ränke sowohl, als Frechheit zu gebrauchen; die Folge wird es beweisen.

Der Regent, beleidigt durch Alberonis Insolenz gegen Louvile, und noch unwilliger, daß der König von Spanien sich von einem kühnen Minister so sehr bemeistern ließ, schmeichelte sich, diesen Fürsten aus seiner Schlafsucht zu reissen, indem er unmittelbar an ihn schrieb. Der Brief war stark, aber die Schwierigkeit war, ihn ohne Alberonis Wissen, dem Könige zukommen zu lassen. Der Regent trug dem Pater Dü Trevoux auf, ihn dem Pater D'Aubenton zu schicken, der ihn blos allein dem Könige übergeben sollte. D'Aubenton erhielt ihn; da er aber schon einmal auf dem Punkt gestanden hatte, gestürzt zu werden, weil er sich mit einem ähnlichen Auftrage vom Pabste befaßt hatte, so trug er den Brief zum Minister.

Alberoni fühlte die Würkung, die dieses Schreiben auf den Geist des Königs gemacht haben könnte, ehe man ihn auf den Empfang vorbereitet hätte. Er traf mit der Königin Abrede, und schrieb zuförderst an Monti, der damals in Paris war, einen Brief, den er ihm auftrug, dem Regenten zu zeigen. Hier sagte er, der König wäre mit dem vom Pater d'Aubenton übergebnen Schreiben sehr unzufrieden, wie man aus der Antwort ersehen würde. Um alsdann unter einem fremden Namen den Regenten schmähen zu können, that er die größten Betheurungen von seiner Ehrfurcht und unendlichen Zuneigung für diesen Fürsten, und setzte hinzu, daß er in Verzweiflung wäre über alles, was er in Madrid von den fremden Ministern sagen hörte, daß nämlich der Regent auf nichts sänne, als sich der französischen Krone zu versichern, daß, wenn seine Maasregeln getroffen wären, die Person des Königs ihn weiter nicht hindern würde, und daß dieses die allgemeine Meynung in ganz Europa wäre.

Alberoni, mit der Königin einverstanden, wandte alles an, um dem Könige eine Antwort einzugeben, durch

welche der Brief an Monti bestätigt wurde; und dies hielt nicht schwer.

Die beständige Einsamkeit, in welcher Philipp der Fünfte seit langer Zeit schon lebte, und seine Ausschweifungen mit seiner Gemahlin hatten ihn in einen Zustand versetzt, den man aus Ehrfurcht Vapeurs nannte, der aber bald einen andern Namen verdiente, von Seiten derer wenigstens, die im Innern des Pallasts aus- und eingingen.

Die Königin und Alberoni ergriffen einen günstigen Augenblick, um von dem Schreiben des Regenten mit ihm zu sprechen, und sie brauchten gegen diesen Fürsten nur das zu wiederholen, was sie in dem Briefe an Monti von Fremden hatten sagen lassen, so war die empfindlichste Stelle getroffen. Die Königin setzte hinzu, ein so unumschränkter und so einsichtsvoller Monarch, als er, dürfe nicht zugeben, daß ein Regent von Frankreich sich in die spanische Regierung einzumischen wagte; um ihm Stillschweigen aufzulegen, brauche der König blos zu antworten, daß alles durch seine Befehle geschähe, und daß er in seinem Lande Herr wäre.

Nichts schmeichelt einem schwachen Menschen so sehr, und nichts erhält ihn besser in diesem Zustande von Schwäche, als die Lobsprüche, die man ihm über seine Festigkeit macht. Philipp schrieb also den Brief, wie ihn Alberoni der Königin diktirt hatte, die zugleich nicht vergaß, alle möglichen Lobeserhebungen auf ihren Minister hinzusetzen zu lassen.

Alberoni von Seiten Frankreichs beruhigt, beschäftigte sich nun lediglich mit seiner Ernennung zum Kardinalat. Der Pabst wollte ihn durch die Hofnung des Huts bewegen, die Zwistigkeiten des römischen Hofs mit dem spanischen zum Vortheil des erstern zu beendigen, und er war fest entschlossen, alsdann Ausflüchte zu brauchen.

chen. Aber Alberoni, selbst zu sehr Betrüger, um andern zu trauen, beharrte darauf, nichts zu bewilligen, bis er versorgt wäre, und behielt sich vor, hernach seine Verpflichtungen zu umgehen. Dieser Wettkampf von Mißtrauen und listigen Wendungen hielt lange an; da er aber diesen Memoiren fremd ist, so werde ich mich nicht dabey aufhalten.

Der Regent sah nun deutlich, daß in der Art von Gefangenschaft, worin der König von Spanien gehalten wurde, nichts von ihm zu hoffen war; und sein vorzügliches Augenmerk gieng jetzt darauf, einen Traktat mit England abzuschließen, der durch das Mißverständniß zwischen Frankreich und Spanien nothwendig wurde.

Der Abbe Dubois gieng nach dem Haag, sich mit dem Englischen Minister Stanhope zu besprechen. Die Artikel wurde zu Ende Novembers zwischen ihnen beschlossen, aber man machte aus, daß der Traktat noch geheim gehalten werden sollte, damit die Holländer Zeit hätten, sich zu entschließen, demselben beyzutreten.

Das Parlament registrirte in diesem Jahre ein Edikt ein, durch welches die Oberaufsicht der Posten zum Vortheil des Marquis von Torci und die der Gebäude für den Herzog von Antin wieder hergestellt wurde. Die Einregistrirung war vielen Schwierigkeiten unterworfen, weil das Abstellungsedikt ausdrücklich besagte, daß sie nicht mehr hergestellt werden sollten; und weil man überdem fand, daß 80000 Livres Besoldung für diese beyden Aemter eine Last für das Volk wären, ohne für den Staat von Nutzen zu seyn.

Der Prinz von Courtenay, männlicher gerader Descendent Ludwigs des Dicken, gab bey dem Regenten ein Memorial ein, zur Vindikation des Titels als Prinz vom Geblüt. Das Recht war unwidersprechlich, aber man lehnte die Entscheidung ab, wie man schon öfters gethan hatte. Dieser Prinz von Courtenay hatte zwey Söhne

und eine Tochter gehabt. Der älteste war als Mousquetaire bey der Belagerung von Mons 1691 getödtet worden, und der König stattete bey dieser Gelegenheit dem Vater einen Besuch ab. Der zweyte hat sich 1730 erschossen, ohne daß man die Ursache dieses verzweifelten Todes gewußt hat. Gegenwärtig, 1762. ist niemand von diesem Hause mehr übrig, als die Gräfin von Beaufremont, jüngste Schwester dieser beyden.

Der Marechal von Chateau-Renaud, Viceadmiral starb in diesem Jahr. Er war ein braver und redlicher Mann, und durch schöne Thaten im Seekrieg berühmt. Der Unfall bey Vigo hatte seinem Ruf keinen Abbruch gethan.

Die Viceadmiralität wurde Coëtlogon gegeben, mit dem ganzen Beyfall des Publikums. Drey Tage nach dem Tode Chateau-Renaud's, dessen einziger Sohn mit einer Schwester des Herzogs von Noailles vermählt war, hatte dieser von dem Regenten eine Anweisung von 120000 Livres auf die Viceadmiralsstelle gezogen, ohngeachtet sie nie verkauft worden war. Coëtlogon, von dem man nun die Einlösung dieser Anweisung verlangte, erwiederte, daß er keinen Heller bezahlen würde, daß er alle Ehrenstellen, zu denen er gelangt wäre, verdient, und niemals eine gekauft häte. Kurz er erklärte sich so laut, und so kräftig, daß der Herzog von Noailles sich gezwungen sah, die schändliche Anweisung dem Regenten wiederzubringen, der die 120000 Livres auf Kosten des Königs auszahlen ließ. Die Marine und das Publikum äußerten sich eine Zeitlang sehr ungescheut über diese Sache.

Um hier alles mitzunehmen, was diesen Coëtlogon betrift, werde ich noch hinzufügen, daß der Herzog von Bourbon, als er Premierminister geworden war, den ersten Januar 1724 eine Beförderung von Marschällen von Frankreich machte, bey welcher Coëtlogon vergessen wurde, ohngeachtet das Publikum und das Ausland ihn laut

laut ernannte. Der Herzog glaubte ihn wahrscheinlich zu entschädigen, indem er ihm den Orden des heiligen Geists gab. Coëtlogon urtheilte anders, aber er klagte eben so wenig, als er vorher angesucht hatte. Wenig Jahre darauf zog er sich von der Welt zurück, um im Noviciat der Jesuiten sich mit nichts als seinem Seelenheil zu beschäftigen. Unter dem Ministerium des Kardinal Fleuri kam der Herzog von Antin vom Grafen von Toulouse begleitet, zu Coëtlogon, um ihm im Namen des Kardinals den Marschallstab, und eine von ihm zu bestimmende Geldsumme für seine Abtretung der Viceadmiralität an einen Enkel des Herzogs von Antin, anzubieten. Coëtlogon, noch ganz derselbe, sagte ihnen, was den Marschallsstab beträfe, so wäre er zufrieden, ihn blos verdient zu haben; das Geld wollte er nicht, weil er nicht verkaufen möchte, was er zu kaufen sich geweigert hätte, und er würde der Marine diesen Schimpf nicht anthun. Nichts war im Stand, ihn zu erschüttern. Die Welt rühmte Coëtlogons Tugend, und gedachte seiner Heldenthaten; diese allgemeinen Lobsprüche beschämten endlich die Regierung. Vier Tage vor dem Tod des ehrwürdigen Greises schickte man ihm endlich den Marschallsstab. Sein Beichtvater kündigte es ihm an. Er antwortete, vor diesem würde er es sehr froh empfunden haben, aber in dem Zustande, worin er wäre, sähe er nichts mehr, als die Nichtigkeit der Welt, und so bat er den Beichtvater, ihn nur mit der göttlichen Gnade zu unterhalten.

Die Wittwe des ehemaligen Oberaufsehers der Finanzen, Fouquet, starb in diesem Jahre. Ihr Leben eine beständigen Ausübung aller Tugenden. Sie war durch ihre Mutter, Enkelin des berühmten Präsidenten Jeannin, eines von den Ministern Heinrichs des Vierten.

Der Abbe Servien, Sohn des Oberaufsehers Abel Servien endigte in diesem Jahre sein cynisches Leben. Seine

verderbten Sitten, und sein muntrer Geist hätten ihn geschickt gemacht, bey den Soupers des Regenten zu glänzen, wenn er nicht zu alt gewesen wäre. Er war es, der bey einer Versammlung der Französischen Akademie, wo man ein mittelmäßiges Subjekt aufnahm, durch die Menge, die sich bey diesen Gelegenheiten immer einfindet, nicht dringen konnte, und ausrief: es ist schwerer, hier herein zu kommen, als aufgenommen zu werden. Es giebt nur zu viele Gelegenheiten, dasselbe zu wiederholen *a*).

a) Es giebt Bonsmots, bey denen, wenn die Beschränktheit einer fremden Sprache ihre Uebersetzung unmöglich macht, durch eine Umschreibung nicht allein der Geist verraucht, sondern die Delikatesse obendrein leidet. In solchen Fällen kennt der Uebersetzer kein Mittel, als — auszulassen. Ich hoffe, was ich hier damit an der Treue versündigt haben mag, an dem Geschmack sowohl als an der Sittlichkeit wieder gut zu machen.

Drit-

Drittes Buch.

So geheim man den Haager Traktat auch halten wollte, so mußte doch endlich dem Marechal d'Hüxelles, als Chef des Conseils der auswärtigen Geschäfte, Eröffnung davon gethan werden, weil seine Unterschrift nöthig war. Der Marechal fand sich beleidigt, daß ihm von einer Sache, die in sein Departement einschlug, nichts mitgetheilt worden war, und weigerte sich zu unterzeichnen. Vergebens wandte der Regent alles an, Gründe, Entschuldigungen, Schmeicheleien: der Marechal blieb unversöhnlich, und sagte daß man ihm eher die Faust abschneiden würden, eh er einen solchen Traktat unterzeichnete. Der Regent, durch einen so hartnäckigen Widerstand aufgebracht, schickte ihm den Traktat, mit dem Befehl auf der Stelle zu unterzeichnen, oder sein Amt abzugeben; und der Marechal unterzeichnete. D'Hüxelles, mit dem Aeusserlichen eines strengen Philosophen, war nichts als ein plumper und ziemlich eingeschränkter Mann, der den Weisen und den Römer spielen wollte. Der Marechal von Villars sagte ziemlich lustig von ihm: Von d'Hüxelles hartem Kopf, habe ich wohl immer viel Rühmens gehört, aber daß er ein guter Kopf wäre, hat sich noch niemand unterstanden zu sagen a).

a) Hier ist wieder der Fall, wo ein Scherz nationalisirt werden mußte; im Französischen liegt er im Substantiv, im Deutschen konnte

Er hatte bey dem Utrechter Friedenskongreß nicht viel Einsichten gezeigt; er verwunderte sich sehr, daß Menager, einer von unsren Bevollmächtigten, besonders auf den Stockfischfang versessen war, er wußte nicht, daß es die Schule der besten Matrosen ist. Sobald man Geschäfte mit dem Marechal d'Huxelles abzuhandeln hatte, so lernte man bald den Umfang seines Verstands kennen; durch den Vorfall mit dem Traktat entdeckte sich, was an seinem Herzen war. Als im Conseil die Artikel berichtet wurden, war er von der Meinung des Traktats. Einer von den Votanten, welcher wußte, was bey der Unterzeichnung vorgefallen war, sagte daß er mit der Sache nicht genug bekannt wäre, um mit vollkommner Ueberzeugung stimmen zu können; er glaube aber keine Gefahr zu laufen, wenn er mit dem Marechal d'Huxelles gleichstimmte, der ohne Zweifel das Ganze wohl untersucht hätte.

Die vornehmsten Bedingungen des Traktats waren die Entfernung des Prätendenten aus Avignon, die Verjagung aller Jakobiten aus Frankreich, und die Zerstörung des Mardyker Kanals, der die Stelle des Hafens von Dünkirchen ersetzen konnte. Dieser Traktat wurde, nach dem Beytritt der Holländer am 4. Januar, die Tripelallianz benannt.

In der Nacht vom 1. zum 2. Februar, starb plötzlich der Kanzler Voisin. Als es der Regent bey seinem Erwachen erfuhr, schickte er zum Procureur-Général d'Aguesseau, der eben die Messe in seiner Pfarrkirche hörte. Auf seine Antwort, daß er nach dem Amt kommen

konnte ich nicht umhin ihn auf das Adjektiv zu legen. Wenn die Würde der Sprache es mir erlaubt hätte, so würde ich mich eines Obersächsischen Provincial Ausdrucks bedient, und gesetzt haben: Daß d'Huxelles einen guten Nischel hat, habe ich immer gehört, aber seinen guten Kopf wollte noch niemand rühmen.

men würde, mußte ihm der Regent befehlen lassen, auf der Stelle sich nach dem königlichen Pallast zu verfügen. Während diesen Bothschaften, brachten la Rochepot, Vaubourg und Trudaine, Staatsräthe, jener Schwiegersohn, diese Schwäger des verstorbnen Kanzlers, das Kästchen mit den Siegeln. Sobald d'Aguesseau angekommen war, stellte ihn der Regent dem Haufen vor, den die Neugierde in das Appartement geführt hatte, und sprach: Sie sehen hier einen neuen und sehr würdigen Kanzler. Er nahm ihn sogleich mit in seinen Wagen, führte ihn nach den Tuilerien um den König zu begrüßen, der vom Regenten unterrichtet, die Hand auf das Kästchen legte und es d'Aguesseau übergab.

Der Kanzler gieng sodann wieder nach Hause, und eilte zu seinem Bruder, d'Aguesseau de Valjouan. Dieser, ein Mann von vielem Verstand und Wissen, aber träg, wollüstig, sehr sonderbar, und gegen alles was vorgieng, äusserst gleichgültig, war noch im Schlafrock, und rauchte eine Pfeife am Kamin. Bruder, sagte d'Aguesseau, ich komme dir eine Nachricht anzukündigen, die dich sehr freuen wird; ich bin Kanzler. — Ihr Kanzler? sagte Valjouan kalt, und ohne sich herumzuwenden; was habt ihr denn mit dem andern gemacht? — Er ist plötzlich gestorben, und der König hat mir seine Stelle gegeben. — Nun Bruder, es ist mir lieb, fuhr Valjouan fort, und lieber daß Ihrs seyd, als ich, und rauchte seine Pfeife aus.

Am nämlichen Tag wurde Joli de Fleury, erster Avocat-Général, zum Procureur-Général ernannt. Diese beyde Wahlen wurden um so mehr gebilligt, als niemand berechtigt war, darauf eifersüchtig zu seyn.

Ich werde mich nicht über die Verdienste des neuen Kanzlers ausbreiten. Die Lobrede auf ihn, die ich bey der französischen Akademie, zum Gegenstand des Preises angegeben habe, ist in jedermanns Händen; aber der

Wahrheit bin ich schuldig zu sagen, daß man ihn einer übertriebnen Partenlichkeit für die Magistratur angeklagt hat. Um diese nicht in übeln Ruf zu bringen, hat er strafbare Richter der Züchtigung entzogen. Der älteste Herzog von Grammont, fragte ihn einmal, ob es kein Mittel gäbe, die Prozeduren abzukürzen, und die Kosten zu verringern? — Ich habe oft darauf gedacht, sagte der Kanzler; ich habe sogar ein Reglement darüber angefangen, aber ich zog die Menge von Advokaten, von Sachwaltern, von Gerichtsdienern, die ich dadurch ums Brod bringen würde, in Betrachtung, und ließ es dabey bewenden. — Welche Antwort von einem Staatsmann!

Seine Neigung für die Gelehrsamkeit und die schönen Wissenschaften, nahm ihm sehr viel Zeit weg, und zum Nachtheil der Geschäfte. Man warf ihm auch eine Art von Unentschiedenheit vor, die ihm entweder von der Zeit noch anhing, da er vor dem Parlament sich zu sehr in der Untersuchung des Für und Wider's geübt hatte, oder die von dem Zufluß seiner Einsichten herrührte, durch welche er zuweilen mehr geblendet als erleuchtet werden mochte; der Graf von Cereste-Brancas, Staatsrath a) und Freund des Kanzlers, hat mir gesagt, daß er einmal mit ihm von der Langsamkeit seiner Entscheidungen sprach; wenn ich bedenke, antwortete d'Aguesseau, daß eine Entscheidung des Kanzlers ein Gesetz ist, so ist mirs wohl erlaubt, sie lange zu überlegen.

Nach einer so rühmlichen Besetzung dieser beyden Stellen, theilte der Regent noch eine Menge von Gnaden aus, die nicht so viel Beyfall fanden 1).

Die

a) Conseiler d'état d'épée möchte zu erläutern seyn, durch den bey uns üblichen Unterschied zwischen der adelichen und gelehrten Bank; aber den Ausdruck in der Uebersetzung zu gebrauchen getraute ich mir doch nicht.

1) Er gab die Verwaltung der Güter von Saint-Cyr dem Herzog von

Die Fürsten würden von Glück zu sagen haben, wenn sie keine Geschäfte ausser der Politik und der welt- lichen

von Noailles, der den Schwager des Kanzlers, d'Ormesson, unter sich bekam. Noailles rieth auch an, Marly zu zerstören, wovon die Materialien zu seiner Disposition gewesen wären, aber man redete es dem Regenten aus. Noailles erhielt wenigstens, daß die Mobilien und die Wäsche von Marly verkauft wurden. Alles gieng so tief unter dem Preiß ab, daß es mehr eine Theilung als eine Versteigerung war; und die Wiederbesetzung hat dem König ungeheure Summen gekostet.

Der Prinz von Rohan bekam eine königliche Anweisung von 400000 Livres auf seine Stadthalterschaft von Champagne, und die Expektanz der Kompagnie von den Gensd'armes für seinen Sohn. Der Herzog von Chaulnes erhielt auch für seinen Sohn die Expektanz der Kompagnie von den Chevaux Legers, nebst einer Vermehrung der Anweisung auf ihre Einkünfte bis auf 400000 Livres.

Desmarais, Oberfallkonier, erhielt die Expektanz auf seine Stelle für seinen siebenjährigen Sohn.

Maillebois ließ die Anweisung auf seine Stelle als Maître de la garderobe, bis 400000 Livres hinauftreiben.

Der Prinz Karl von Lothringen bekam, bey seiner Vermählung mit einer Noailles, von dem Regenten eine Anweisung von einer Million auf seine Stelle als Oberstallmeister.

Der erste Präsident bekam eine beträchtliche Summe. Die Herzogin von Ventadour empfieng, als sie den König in die Hände der Männer überlieferte, für 60000 Thaler Edelsteine.

Die Herzogin von Albret glaubte sich nicht weniger berechtigt, Expektanzen zu verlangen, als die andern, und sie erhielt für ihren ältesten Sohn die Expektanz auf die Oberstkämmrerstelle, und eine andre für ihren neunjährigen Neffen, den Herzog de la Tremoille, auf die Stelle als erster Kammerjunker. Selbst der Abbe de Maulevrier fand sich ein, um für seinen Neffen die Anwartschaft auf seine Stelle als Kapellan des Königs zu erhalten.

Der Abbe Dubois, welcher seine Existenz mit allen einzelnen Stücken, die ihm anstehen konnten, zu verstärken suchte, erhielt die Stelle als Kabinetssekretair, mit der Feder, die durch den Tod von Callieres, einem verdienstvollen Mann, vakant war. Nicht lange darauf gab er zu verstehen, da er mehr als jemand in dem neuen politischen System eingeweiht wäre, daß es gut seyn würde, ihn in dem Conseil der auswärtigen Geschäfte aufzunehmen, und um den Regenten zu bewegen, erklärte er sich, er wolle sich auf seine Stelle als Staatsrath nicht berufen, um über die Mitglieder des Conseils, die keine Titel noch Kronbedienungen hätten, den Vortritt zu nehmen. Aber so viel persönliche Verachtung die andern Staatsräthe für Dubois hatten, so wollten sie doch nicht, daß seinem Titel als

lichen Verwaltung des Staats hätten. Leider mischen sich die Angelegenheiten der Kirche immer mit in ihre Arbeiten; und da diese gemeiniglich ein Gewebe von Ränken, Klätschereien und Kabalen sind, so machen sie der Regierung mehr zu schaffen, als die kützlichsten Unterhandlungen mit den auswärtigen Mächten. In diesem Falle war gerade die Angelegenheit der Konstitution, und während daß sich der Regent beeiferte, den Frieden auswärts zu befestigen, vermißte er die Ruhe im Innern des Reichs.

Nun er den Kardinal Noailles an die Spitze des Gewissensraths gesetzt, den Kardinal Bissi und seinen Anhang von den Geschäften entfernt, die Jesuiten vom Hofe verjagt, die Telliers, Doucins, und die andern Friedensstörer in der Societät aus Paris verwiesen hatte, brauchte er weiter nichts, als den Parlamentern von der Sorbonne, den Universitäten, den bey dem Volk immer angesehenen Pfarrer, und dem rechtlichen Theil der Bürgerschaft unterstützt, freye Hand zu lassen. Die in den Wissenschaften und durch ihre Stiftungen ausgezeichnetsten, weltliche sowohl als regelmäßige, Gemeinden erklärten sich offenbar für den Kardinal Noailles. Ohngeachtet er in die Zerstörung von Port-Royal eingewilligt, oder sich wenigstens derselben nicht widersetzt hatte, so hatte doch der Haß gegen die Jesuiten, der Widerstand gegen

als Staatsrath etwas vergeben würde. In der Meinung alle Parteien zu vereinigen, nahm der Regent den Ausweg, dem Abbe d'Estrees, Canillac und Cheverny, die alle drey Mitglieder vom Conseil der auswärtigen Geschäfte waren, Anwartschaftsdekrete auf Stellen als Staatsräthe, und früher datirt als das Dekret des Abbe Dubois, zu ertheilen, damit ihr Vortritt keine Schwierigkeit fände. Sie waren aber nicht sehr zufrieden, den Vortritt über ihn nur auf diese Weise zu erhalten. Andererseits nahmen es die Staatsräthe sehr übel, daß man ihnen drey überzählige Kollegen gab, gegen das Reglement von 1664. welches ihre Anzahl auf dreißig, 24. von der Magistratur, drey geistliche, und drey vom weltlichen Adel, bestimmte. Indessen mußten sie den Abbe Dubois doch als Gesellen aufnehmen, in Erwartung der Zeit wo er ihr Meister würde.

gegen den römischen Hof, die Jansenisten wieder auf seine Seite gebracht, unter welchen damals noch verschiedne durch ihren Ruf sich sehr hervor thaten. Die acceptirenden Bischöfe waren keineswegs im Stande, die Vergleichung mit ihren Gegnern auszuhalten. Der Ehrgeiz, der Eigennutz, der gute Ton, in Frankreich eine so mächtige Triebfeder, der Wind vom Hofe, hätten die Gleichgültigen bestimmt und die andern zurückgeführt. Die kleine Anzahl derer, welche Hartnäckigkeit oder Furcht, bey einer öffentlich eingegangnen Verbindlichkeit ihrer Ehre etwas zu vergeben, bey dem Anhang der Konstitution erhalten hätte, würde bald verloschen seyn, wie die Folge es würklich der Partei der Appellirenden bewiesen hat.

Dem Regenten, der über das Wesen des Dogma so gleichgültig war, könnte es nicht schwer gefallen seyn, eine friedliche Neutralität zu äussern. Der Pabst würde sich beklagt, der Nuntius geschrieen haben. Dem Letzteren Stillschweigen aufzulegen, oder ihn zurückrufen zu lassen, war die leichteste Sache von der Welt. Was den Pabst betraf, so konnte der Regent an ihn schreiben, und zwar in dem Ton, der die gebührende Ehrfurcht gegen die Person ausdrückt, und dabey die Standhaftigkeit eines gefaßten Entschlusses anzeigt. Klemens der Eilfte würde die verlangten Erklärungen über die Bulle gewiß von sich gegeben haben, oder sie wäre neben so viele andre in Vergessenheit gesunken.

Sollte man, nach dem was ich hier vorgebracht habe, mich im Verdacht des Jansenismus haben, so würde man sich sehr irren. Die heutigen Jansenisten erinnern nicht mehr an das alte Port-Royal, und es wäre nicht zu wünschen, daß sie die Oberhand behielten. Was im Grunde auch an der Konstitution seyn mag, so ist sie so allgemein angenommen, daß man, um der Ruhe des Staats willen, sie für gut ansehen muß. Die entfernten

Kan-

Konsequenzen, welche die Päbste, für ihre Ansprüche dar⸗aus ziehen könnten, würden nicht in Würkungen über⸗gehen. Der Römische Hof soll jetzt wohl schwerlich mehr solche Streiche wagen, die ein Theil von Europa nur durch eine völlige Trennung von der Kirche abgewehrt hat.

Durch das Bestreben, die beyden zwiespältigen Par⸗teien zu vereinigen, verlor der Regent die Gewalt, sie beyde in Schranken zu halten. Der Anhang der Kon⸗stitution gieng soweit, sie durch eine gewisse Anzahl von Prälaten zur Regel des Glaubens erklären zu lassen. Sogleich gaben vier Bischöfe und die Sorbonne ihre Appel⸗lation an die zukünftige Kirchenversammlung heraus. Hätte der Kardinal Noailles damals die seinige erscheinen lassen, so würden fast alle Gesandschaften und Gemeinden des Reichs ihm nachgefolgt seyn. Er zauderte, und ließ alle seine Vortheile aus den Händen.

Der Regent, unwillig über diesen öffentlichen Schritt, zu einer Zeit, da im königlichen Pallast Konferenzen ge⸗halten wurden, um Auswege zu finden, ließ den vier Bischöfen bedeuten, sich in ihre Diözesen zu begeben. Ravechet, Syndikus von der Sorbonne, wurde nach Saint⸗Brieux verwiesen, aber er starb unterwegs zu Rennes im Benediktinerkloster, wo er begraben ist.

Während dieses Kriegs über die Konstitutionen, wur⸗de jener sehr lebhaft geführt, den die Prinzen vom Geblüt den Legitimirten erklärt hatten; und die Herzoge und Pairs arbeiteten zugleich daran, letztrem den durch das Edikt von 1694. verordneten Mittelrang wieder zu neh⸗men.

Die allerseitigen Streitschriften sind so ausgebreitet, daß ich nicht einmal einen Auszug davon liefern werde.

Oeffentlich machte der Regent nicht gemeine Sache mit den Prinzen vom Geblüt, theils aus Schonung ge⸗

gen

gen seine Gemahlin, als Schwester der Legitimirten, theils um in einer Sache, die vor den Regentschaftsrath kommen sollte, nicht Richter und Partei zugleich zu scheinen.

Die Herzogin von Maine, eine geborne Prinzeßin vom Geblüt, war wütend, daß der Rang ihres Mannes und ihrer Kinder angegriffen wurde, und ergriff alle Mittel, die ein so lebhaftes Interesse ihr eingab. Es scheint als ob sie alle ihre Bemühungen gegen die Bittschrift der Prinzen vom Geblüt hätte richten müssen, weil die Forderung der Herzoge von selbst gefallen wäre, sobald ihr Mann den bisherigen Rang behielt. Sie fürchtete aber, mit ihrer Vertheidigung gegen die Prinzen nicht fortzukommen, und wandte lieber alles an, um den Urtheilsspruch aufzuhalten. Ueberdem fand sie sich durch die Ansprüche der Prinzen nur gekränkt, aber durch die Vindikation der Herzoge zum Vortheil der Pairie glaubte sie sich beschimpft. Sie fiel also darauf, Feinde gegen sie aufzuhetzen, die sie rächen könnten, indem sie ihre Gegner selbst angriffen.

Sie machte einer Anzahl von Edelleuten begreiflich, daß die Herzoge mit Ansprüchen umgiengen, welche dem Adel nachtheilig wären, indem sie sich von demselben absondern, und unter sich eine eigne Gesandtschaft ausmachen wollten. Diese Edelleute fiengen leichtlich Feuer; sie bliesen Lärm, ihre Zahl vermehrte sich, jedermann beeiferte sich ihnen beyzutreten; die vornehmsten aus Eifersucht gegen die Herzoge, die andern um ihren Adel zu beurkunden, einige fanden sich darunter, auf die der Bürgerstand füglich hätte Anspruch machen können. Der Großprior von Vendome, welcher an der Sache der Legitimirten persönlichen Antheil nahm, beredete die in Paris befindlichen Malteserritter der Association beyzutreten. Der Landkomthur von Nimes, Ambassadeur des Ordens, und Bruder des ersten Präsidenten, würde von diesem, der

mit

mit dem Herzog und der Herzogin von Maine, heimlich einverstanden, und seit der Sache mit der Mütze ein grosser Widersacher der Herzoge war, unter der Hand angetrieben, die Wünsche des Großpriors zu begünstigen.

Die Verbündeten ließen sich erst in verschiednen Reden aus, dann überreichten sechs von den vornehmsten, (Chatillon, Rieux, Laval, Pons, Beaufremont, Clermont-Tonnerre) dem Regenten ein Memorial gegen die Herzoge. Der Regent empfieng sie sehr trocken, sagte ihnen, daß er eine solche Zusammenrottung sehr übel aufnehmen müßte, schlug das Memorial aus, und verbot allen Malteserrittern, sich in andern Geschäften als denen ihres Ordens, zu versammeln. Ein Schluß vom Regentschaftsrath untersagte alle Bündnisse zwischen den Edelleuten, und verbot, bey Strafe des Ungehorsams, je eine Bittschrift gemeinschaftlich zu unterzeichnen 1).

Viele von den verbündeten Edelleuten verhehlten ihre Leidenschaft aber nicht; Beaufremont sagte laut, er wolle die Herzoge zerstören, weil er nicht Herzog wäre. Man hat späterhin den Marquis von Chatillon Herzog werden, und für diesen Titel entbrennen sehen.

Unterdessen setzten die Prinzen vom Geblüt ihre Bemühungen gegen die Legitimirten fort. Der Regent hätte vielleicht, seiner Gemahlin zu liebe, den Ausspruch um-

1) Dieser Theil des Adels, dachte 1717. sich mit dem Beyspiel von 1649. zu legitimiren, da 167 Edelleute der Regentin, Mutter Ludwigs des Vierzehnten, gegen den Prinzenrang, der dem Hause Bouillon bewilligt worden war, und gegen die Tabourets der Prinzeßin von Guemené, der Marquise von Senecay, und der Gräfin von Fleix, einer Vorstellung überreichten. Die Association von 1649. war nicht rechtmäßiger als die von 1717, aber sie hatte einen bestimmteren und entschiedneren Gegenstand Die Herzoge und Pairs gaben damals ihr Memorial auch ein, aber der Adelstand hatte mit ihnen einen gemeinschaftlichen Zweck. Die Regentin und ihr Rath besorgten die Folgen dieser Gährung; die Bewilligungen wurden für den Augenblick zurückgenommen, und in der Folge, als die königliche Gewalt sich mehr befestigt fand, wieder hergestellt.

umgangen; aber die Herzogin vom Maine, ließ sich von der Leidenschaft hinreissen, ihrem Mann einen Schritt einzugeben, der ihm sehr nachtheilig war. Er unterstand sich dem Regenten zu sagen, diese Sache als eine Staatsangelegenheit, könnte nur von einem volljährigen König, oder gar von dem versammelten Ständen entschieden werden.

Der Regent fühlte, welchen Eintrag dieser Satz seinen Rechten thäte. Erstlich ist es unwidersprechlich, daß der König, was die Justiz betrift, immer für volljährig zu achten ist. Zweytens bedurfte das, was ohne die Zuziehung der versammelten Stände gethan worden war, derselben nicht um abgestellt zu werden. Demnach wurde am 6. Junius ein Schluß im Regentschaftsrath gefaßt, durch welchen sechs Staatsräthe benannt wurden, um die Memoriale der Prinzen vom Geblüt und der Legitimirten in Empfang zu nehmen, und vor dem Conseil darüber zu berichten.

Die Herzogin vom Maine, bekümmert über den übeln Erfolg dieses Anschlags, überredete neun und dreyßig Edelmänner, daß sie für den gesammten Adel auftreten könnten, und bewog sie, dem Parlament ein Memorial 1) zu übergeben, durch welches sie verlangten daß eine Sache, welche die Nachfolge im Reich beträfe, erst den versammelten Ständen vorgelegt werden sollte. Hätten sie in Auftrag des Adelstands verfahren, so würden sie wenigstens sich an den König allein wenden müssen. Uebrigens war es sonderbar genug, daß ein Stand, welcher das Parlament unter den dritten Stand rechnet, seine Memorial folgendergestalt abfaßte: An unsre Herren

1) Es war in der Form einer Protestation gegen jedes ohne Zuziehung der versammelten Stände, gesprochnes Urtheil, und wurde dem obersten Aktuarius und dem Procureur-Général insinuirt. Am 19 Junius nahmen der Herzog vom Maine, und der Graf von Toulouse im Parlamente Platz, und überreichten eine ähnliche Urkunde. S. das Parlaments-Diarium.

ren (Nosseigneurs) vom Parlament, Supplicando u. s. w. Der erste Präsident und die Gens du Roi *a*) überbrachten dieses Memorial dem Regenten, welcher die sechs vornehmsten Edelleute in die Bastille und nach Vincennes setzen ließ.

Der Regent beschloß sogleich, die Sache durch das Conseil entscheiden zu lassen. Die Prinzen vom Geblüt, die Legitimirten, und die Herzoge, wurden als Parteien ausgeschlossen. Der Erzbischof von Bordeaux, d'Hüxelles, Biron und Beringhen nahmen ihre Stelle ein. Saint-Contest machte den Bericht, und am ersten Julius that das Conseil einen Ausspruch in Form eines Edikts, durch welches das Edikt von 1714. und die Deklaration von 1715. kassirt und zurückgenommen, der Herzog vom Maine und der Graf von Toulouse unfähig die Krone zu erben, und der Qualität als Prinzen vom Geblüt verlustig erklärt, und ihnen blos, in Ansehung des langen Besitzes, die Ehrenbezeugungen als solche auf ihre Lebenszeit noch zugesichert wurden. Dieses Edikt wurde am 8. Julius beym Parlament einregistrirt. Die Ehrenbezeugungen sind nachher den beyden Söhnen des Herzogs vom Maine erhalten, dem Herzog von Penthievre, Sohn des Grafen von Toulouse, bewilligt, und auf den Grafen von Lambale, Sohn des Herzogs von Penthievre, übergetragen worden.

Ich habe bey dieser Sache der Herzogin vom Maine immer vorzüglich gedacht, weil sie die Seele von allem war. Der Herzog war zwar in Verzweiflung über seinen Fall, aber von Natur furchtsam, gehorchte er blos allen Leidenschaften seiner Frau. Der Graf von Toulouse verband sich mit seinem Bruder zur Vertheidigung ihres bey-

a) Der Procureur-Général und die Avocats-Généraux beym Parlament.

beyderseitigen Standes; aber er ließ sich in keine von den Intriguen seiner Schwägerin ein. Er hatte den Rang seines Bruders getheilt, ohne sich darum beworben zu haben; er sah voraus, wie kurz es dauern würde, und schien weder gedemüthigt noch betrübt, als diese Veränderung erfolgte.

Die Herzogin vom Maine hingegen, von Wuth hingerissen und verblendet, beschäftigte sich mit lauter Entwürfen, Rache an dem Regenten zu nehmen, und unterhielt heimliche Verständnisse mit dem Theil des Adels, den sie schon erhitzt hatte. Wir werden sie bald eine sehr ungeschickte Verschwörung anspinnen sehen, die den Untergang verschiedner Edelmänner nach sich zog, und den Herzog vom Maine beynahe ganz gestürzt hätte.

Mitten unter allen den Geschäften die den Regenten beunruhigten, mußte er sich auch mit dem Empfang des Zaar, Peter des Ersten beschäftigen, welcher in diesem Jahre nach Paris kam.

Dieser Fürst, der sein eigner Schöpfer gewesen war, arbeitete daran, der Schöpfer seiner Nation zu werden, und würde dieses Ziel erreicht haben, wenn eine solche Unternehmung das Werk einer einzigen Regierung seyn könnte, und nicht eine Folge von Jahrhunderten erfordert würde, um ein Volk zu bilden, oder neu zu erschaffen. So viel Geist man auch an dem Zaar bemerkte, so ließ er zuweilen doch Züge von Wildheit ausbrechen; niemals aber entwischte ihm etwas Kleines *a*). Er hat seinem Reich eine Stelle in dem politischen System von Europa

a) Von Europäischen und Französischen Kleinlichkeiten, muß der Karakter des Zaar Peter, natürlicher Weise frey gewesen seyn. Duclos scheint aber zu sehr in der Beobachtung seiner Welt gelebt zu haben, um über absolute Kleinlichkeiten in einem durch Aeußeres und Sitten so excentrischen Wesen, wie der russische Despot war, für einen kompetenten Richter zu gelten.

verschaft. Rußland hält in demselben einen ausgezeichneten Rang, aber die Künste und Wissenschaften scheinen dort noch exotische Pflanzen, deren Saamen man immer erneuern muß. Noch findet man keine rußische Namen auf dem Verzeichniß der Gelehrten, welche die Petersburger Akademie aufrecht halten. Wenigstens aber hat diese Gesellschaft, in welcher Ausländer von anerkanntem Verdienst sind, keinen stolzen Wahlspruch, wie die unsrigen, angenommen. Sie hat sich mit dem begnügt, der immer dem Menschen geziemen wird, und dessen Richtigkeit die Aufgeklärtesten fühlen: paulatim: nach und nach!

Um den Grund zu dem grossen Gebäude zu legen, dessen Gedanken er mit sich herum trug, hatte der Zaar alle Staaten im Norden von Europa durchreist. Ueberall nach Unterricht geizend, den er alsdann auf seine Unterthanen wieder ausströmen wollte, hatte er selbst in den Werkstätten von Amsterdam gearbeitet.

Er hatte schon lange gewünscht, Frankreich zu sehen, und hatte Ludwig den Vierzehnten in den letzten Jahren seiner Regierung diesen Wunsch bezeugen lassen; aber der König, der sich von den Schwachheiten des Alters schon gedrückt fühlte, und den der Zustand seiner Finanzen nicht mehr erlaubte, die Pracht eines glänzenden Hofs auszukramen, wie er vordem gethan haben würde, ließ mit so viel Artigkeit als möglich den Zaar von diesem Plan abwenden.

Der Zaar sah wohl daß er nicht viel zu erwarten haben würde, und verhielt sich still; aber einige Zeit nach dem Tod Ludwigs des Vierzehnten, trug er dem Prinzen Kurakin, seinem Ambassadeur, auf, seinen Wunsch den König zu sehen, unserm Hof anzukündigen, und bekannt zu machen, daß er in dieser Absicht abreise. Der Zaar und Kurakin, hatten zwey Schwestern geheurathet, und ohngeachtet die Zaarin verstoßen und in ein Kloster verwiesen war, so hatte Kurakin doch das Ver-

trauen

trauen seines Herren nicht verloren. Der Zaar hatte ihm sogar einen ziemlich entscheidenden Beweis davon gegeben. Seine Absicht war, Rußland mit den vornehmsten Mächten von Europa, besonders mit den Französischen und Oesterreichischen Häusern, durch Heurathen zu alliiren; er vermuthete aber, daß der Unterschied der Religionen dabey ein Hinderniß machen würde, und da die griechische Religion, zu welcher sich die Russen bekennen, von der Römischen nicht sehr verschieden ist, so glaubte er, daß es nicht schwer halten würde, diese bey seinen Unterthanen einzuführen. Zu diesem Behuf sandte er Kurakin nach Rom, und ließ ihn drey Jahre da wohnen, ohne Karakter zwar, aber als vornehmer Mann lebend, und in allen Verbindungen, die ihn mit den politischen Grundsätzen des Römischen Hofs und dessen Betragen gegen die katholischen Mächte bekannt machen konnten. Die Römische Klerisey, weit entfernt ihre Ansprüche zu verhehlen, prahlte so unbescheiden damit, daß Kurakin bey seiner Zurückkunft seinem Herrn nichts tröstliches zu sagen hatte. Der Römische Hof verfehlte eine so schöne Eroberung, durch die nämlichen Grundsätze, die ihn um so viele Staaten schon gebracht haben. So viel Verlangen der Zaar auch hatte, katholisch zu werden, so war es ihm doch noch wichtiger, Herr in seinem Hause zu bleiben; und er faßte den Entschluß, die Religion in Rußland zu lassen, wie sie war, aber sich zu ihrem Oberhaupt erklären zu lassen. Er hatte die Nothwendigkeit schon gefühlt, die Klerisey zu unterdrücken und den Patriarchen zu erniedrigen. Durch den Beystand der Patriarchen war das regierende Haus auf den Thron gestiegen, und was sie erhoben hatten, konnten sie auch wieder stürzen. Er zog seine Sicherheit der Dankbarkeit vor, traf sichere Maasregeln, verjagte den Patriarchen von Moskau, und machte sich endlich zum Haupt der Russischen Kirche.

Dieser Schritt war schon gethan, als der Zaar nach Frankreich kam. Der Regent wäre gern überhoben gewesen, diesen Gast zu empfangen, theils der Kosten wegen, die mit seinem Auffenthalt in Paris verbunden seyn würden, theils auch wegen der Schwierigkeiten, die bey einem Fürsten von noch ungebildeten Sitten und rohem Karakter entstehen konnten, welcher mit Handwerksleuten und Matrosen sehr herablassend, mit dem Hofe vielleicht um desto anspruchsvoller seyn konnte. Was aber den Regenten, bey seinen damaligen Rücksichten gegen England, noch mehr ängstigte, war der Haß des Zaaren gegen König Georg, den er bis an seinen Tod behalten hat. Man weiß, daß der Zaar einen besondern Ehrgeiz darinn setzte, den Handel in seinen Staaten blühen zu machen. In dieser Absicht hatte er verschiedne Kanäle öfnen lassen. Einer davon durfte nicht geendigt werden, weil er einen kleinen Theil der deutschen Staaten des König Georgs durchströmt haben würde; und dies war es, was der Zaar ihm nie vergeben konnte. Sein Groll bewog ihn, zu Amsterdam gegen den Englischen Gesandten, der ihn um eine Audienz bitten ließ, was man ein Pagenstückchen nennt zu spielen. Er gieng eben aus, um sich an Bord eines Schiffs zu begeben, und ließ dem Gesandten sagen, er solle ihn dort aufsuchen. Der Gesandte stellte sich ein, der Zar, welcher schon auf dem Mastkorb stand, rief ihm zu, hinaufzukommen, und seine Audienz zu empfangen. Der Gesandte, keiner von den Behendesten, hätte sich dessen gern überhoben, aber er wagte nicht seine Furcht zu äussern. Der Zaar gab ihm Audienz, und nachdem er sich lange genug an seinem Zagen auf diesem beweglichen Fußboden ergötzt hatte, verabschiedete er ihn.

Der Regent schickte den Marquis von Nesle, und Du Libois, gentilhomme ordinaire, mit den Equipagen des Königs nach Dünkirchen, um dort den Zaar zu erwarten,

ihn

ihn beym Aussteigen zu empfangen, auf dem Wege frey zu halten, und ihm überall die nämlichen Ehrenbezeugungen erweisen zu lassen, wie dem König. Der Marechal von Tessé gieng ihm bis Beaumont entgegen und geleitet ihn nach Paris, wo er den 7ten May anlangte.

Der Rang und das persönliche Verdienst des Zaaren erfordern, daß ich eine Art von kurzem Tagebuch über seine Ankunft und seinen Aufenthalt liefere. Er kam um 9 Uhr des Abends im Louvre an, im Appertement der Königin, wo alles erleuchtet und prächtig meublirt war. Er fand es zu schön, forderte eine Wohnung in einem Privathause, und stieg sogleich wieder in den Wagen. Man führte ihn nach dem Hotel von Lesdiguieres, in der Nähe des Arsenals. Da die Meublen nicht weniger prachtvoll waren, sah er wohl, daß er sich darin ergeben müßte. Er ließ aus einem Rüstwagen, der ihm folgte, ein Feldbett langen, und es in der Garderobe aufstellen. Vertod, einer von den Haushofmeistern des Königs, hatte Auftrag, ihm Mittags und Abends eine Tafel von vierzig Kouverts, die Tafeln der Officianten und Bedienten nicht mitgerechnet, zu halten. Der Marechal von Tessé hatte das Kommando über das ganze Haus, und sollte den Zaaren mit einem Detachement von den Gardes du Korps überall begleiten.

Der Zaar war groß, sehr gut gebaut, ziemlich mager; eine braune lebhafte Gesichtsfarbe, große und feurige Augen, ein durchdringender, und zuweilen wilder Blick, besonders wenn ihm eine gichterische Zuckung ankam, welche sein ganzes Gesicht verzog. Es war eine Folge von dem Gift, das er in seiner Kindheit bekommen hatte; wenn er aber jemanden gut empfangen wollte, so wurde seine Mine lachend, und es fehlte ihr nicht an Anmuth, ohngeachtet etwas von Sarmatischer Majestät ihn niemals verließ. Seine hastigen und schnellen Bewegungen verriethen den Ungestüm seines Geists und die Heftigkeit sei-

ner Leidenschaften. Kein Anstand hielt die Thätigkeit seiner Seele auf; und ein Ausdruck von Größe, mit Kühnheit vermischt, verkündigte einen Fürsten, der sich überall Herr fühlt. Die Gewohnheit des Despotismus machte, daß seine Wünsche, seine Einfälle sehr schnell auf einander folgten, und nicht den mindesten Widerspruch von den Zeiten, den Orten, oder den Konvenienzen vertragen konnten. Der Zufluß von Zuschauern wurde ihm zuweilen lästig, ohne ihm je verlegen zu machen, und er verabschiedete sie mit einem Wort, einer Bewegung, oder ging weg, um auf der Stelle seine Neugierde über irgend etwas zu befriedigen. Wenn seine Equipagen nicht bereit waren, setzte er sich in den ersten Wagen, den er fand, wenn es auch ein Miethwagen war. Er nahm einmal den Wagen der Marechale von Matignon, die gekommen war, um ihn zu sehen, und ließ sich nach Boulogne fahren. Der Marechal von Tessé und die Garden liefen alsdann, was sie konnten, um ihm nachzukommen. Nach zwey oder drey ähnlichen Vorfällen hielt man in der Folge immer Equipage und Pferde bereit.

So wenig er mit der Etikette seines Rangs beschäftigt schien, so gab es doch Augenblicke, wo er sie nicht vernachläßigte; er bezeichnete zuweilen durch ziemlich feinen Schattirungen die Unterschiede zwischen den Würden und den Personen. Hier sind einige Züge dieser Art.

Ohngeachtet er vom ersten Augenblick seiner Ankunft die größte Ungeduld hatte, die Stadt zu durchstreichen, so wollte er doch durchaus nicht ausgehen, bis er die erste Visite vom König erhalten hätte.

Den Tag nach seiner Ankunft besuchte ihn der Regent. Der Zaar ging aus seinem Kabinet heraus, that einige Schritte dem Regenten entgegen, umarmte ihn, zeigte ihm dann mit der Hand die Thüre zum Kabinet, wendete sich sogleich herum, und ging zuerst hinein. Ihm folgte erst der Regent, dann der Fürst Kurakin, der zum

Doll-

Dollmetscher diente. Im Kabinet waren zwey Lehnstühle, deren obersten der Zaar einnahm, indem Kurakin stehen blieb. Nach einer halbstündigen Unterredung stand der Zaar auf, und hielt wieder am nämlichen Fleck, wo er den Regenten empfangen hatte; dieser machte im Abgehen ein tiefes Kompliment, welches der Zaar mit einer leichten Bewegung des Kopfs erwiederte.

Den Montag, am 10ten May, machte der König seine Visite. Der Zaar stieg herunter in den Hof, empfing den König beym Aussteigen, und beyde auf der nämlichen Linie fortgehend, der König rechter Hand, kamen im Appartement an, wo der Zaar den obersten Lehnstuhl anbot, und überall den Vortritt ließ. Nachdem sie einige Augenblicke gesessen hatten, stand der Zaar auf, nahm den König in seine Arme, umarmte ihn zu wiederholtenmalen mit gerührten Augen, dem Ton und den Entzückungen der größten Zärtlichkeit. Der König, ohngeachtet seiner zarten Jugend, schien keinesweges verwundert, sagte ein kleines Kompliment, und überließ sich mit vieler Artigkeit den Liebkosungen des Zaaren. Die beyden Fürsten beobachteten beym Herausgehen das nämliche Ceremoniel, wie bey der Ankunft. Indem der Zaar dem König bis an seinen Wagen den Vortritt über sich ließ, erhielt er immer die Richtschnur der völligen Gleichheit; und wenn er sich in Augenblicken, vielleicht mit Absicht, eine Art von Superiorität erlaubte, welche das Alter geben kann, so trug er Sorge, sie durch Liebkosungen und Zärtlichkeitsbezeugungen gegen das Kind, das er in seine Arme nahm, zu verdecken.

Den folgenden Tag, am 11ten, machte der Zaar dem König den Gegenbesuch. Er sollte beym Aussteigen empfangen werden: so wie er aber den König im Vorhof der Tuilerien auf sich zugehen sah, sprang er aus dem Wagen, lief dem König entgegen, nahm ihn in seine Arme, stieg so die Treppe herauf, und trug ihn bis in das

Appartement. Alles ging pünktlich so zu, wie den vorigen Tag bis auf den Vortritt, den der König bey sich immer dem Zaaren gab, wie er ihn bey diesem Fürsten gehabt hatte.

Sobald er die Visite des Königs erhalten hatte, hörte er nicht auf in Paris herumzustreichen, ging in die Läden und zu den Handwerkern, hielt sich bey allem auf, was seine Aufmerksamkeit erregte, fragte die Künstler aus, durch die Vermittlung des Fürsten Kurakin, und gab überall Beweise seiner Einsichten und seiner Kenntnisse. Die Gegenstände des bloßen Geschmacks und der Annehmlichkeit rührten ihn wenig; aber alles, was eine nützliche Beziehung auf das Seewesen, auf den Handel, auf die nothwendigen Künste hatte, erweckte seine Neugierde, fesselte seine Aufmerksamkeit, und gab den Zuschauern Gelegenheit, diesen Scharfsinn, diesen ausgebreiteten und richtigen Verstand, diesen so schnell fassenden als lehrbegierigen Geist zu bewundern. Er warf nur einen flüchtigen Blick auf die Edelsteine der Krone, die man vor ihm auskramte, aber er bewunderte die Arbeiten in den Gobelins, ging zweymal auf die Sternwarte, hielt sich lange im botanischen Garten auf, betrachtete die mechanischen Kabinette, und unterhielt sich mit den Zimmerleuten, welche an der Drehbrücke arbeiteten.

Man kann leicht denken, daß ein Fürst von diesem Karakter nicht sehr ausgesucht in seiner Kleidung war. Ein Rock von Barkan oder von Tuch, ein breiter Gurt, an dem ein Säbel hing, eine runde ungepuderte Perüke, die nicht tiefer fiel als der Hals, ein Hemd ohne Manschetten: das war sein Aufzug. Er hatte eine Perüke bestellt. Der Perükenmacher zweifelte nicht, daß er sie nach der Mode haben wollte, und diese war damals, sie lang und buschig zu tragen. Der Zaar ließ sie rund herum beschneiden, um sie in die Form der seinigen zurückzubringen.

Mada-

Madame, Mutter des Regenten, die Herzogin von Berri, die Herzogin von Orleans hatte erwartet, daß der Zaar ihnen die Visite machen würde, nachdem er dem König die seinige zurückgegeben hätte. Wie sie aber nichts von ihm hörten, schickte sie zu ihm und ließen ihn, jede durch ihren Obetstallmeister, komplimentiren. Der Zaar verfügte sich hierauf zu ihnen in der nämlichen Ordnung, wie ich sie eben genannt habe, und wurde mit eben dem Ceremoniel aufgenommen, wie der König.

An dem Tage, wo er bey Madame seinen Besuch abstattete, Freytags, den 14ten, holte ihn der Regent dort ab, und führte ihn in die Oper in eine große Loge, wo beyde auf der nämlichen Bank allein blieben. In der Mitte ohngefähr der Vorstellung forderte der Zaar Bier; der Regent ließ sogleich welches kommen, stand auf, präsentirte es in einem Becher auf einer Unterschaale, und reichte alsdann eine Serviette hin. Der Zaar trank ohne aufzustehen, gab dem Regenten, der immer stehen blieb, den Becher und die Serviette zurück, und dankte mit einem Lächeln und einem Kopfnicken. Im vierten Akt gieng er aus der Oper zum Abendessen.

Er speiste des Mittags um eilf, des Abends um acht Uhr. Dieser Aufwand belief sich auf 1800 Livres täglich. Er war immer prächtig servirt, ohngeachtet er gleich den ersten Tag Einschränkungen befohlen hatte. Dies geschah nicht aus Mäßigkeit, er liebte die Tafel, und wollte nichts abgestellt haben als den Luxus. Er aß Mittags und Abends übermäßig viel, trank zwey Bouteillen Wein bey jeder Mahlzeit, und gewöhnlich eine Flasche Liqueur beym Nachtisch, das Bier und die Limonade zwischen den Mahlzeiten nicht mitgerechnet. Viele von seinem Gefolge boten ihm darin die Spitze, unter andern sein Kapellan, den er in dieser Rücksicht besonders liebte und schätzte. Er überließ sich zuweilen mit ihnen gewissen Ausschwei-

fun-

fungen, deren Folgen in der Dunkelheit begraben werden mußte.

Der Zaar machte dem Regenten eine besondre Visite, aber sonst keinem Prinzen und keiner Prinzessin aus dem königlichen Hause, ausser den dreyen, deren ich gedacht habe. Man hatte ihm gesagt, daß die Prinzen vom Geblüte ihm ihre Aufwartung machen würden, wenn er versprechen wollte, alsdann zu den Prinzessinnen zu gehen. Er schlug diesen Bedingungsweise vorgeschlagenen Besuch mit Stolz aus, und es war nicht weiter davon die Rede. Wenn die großen Visiten, die Schauspiele, und die Feten ihm wenig Zeitvertreib machten, so fand er destomehr Vergnügen an den Dingen, die ihm Unterricht gewährten. Am nämlichen Tage, da er in der Oper war, hatte er den ganzen Vormittag in der Galerie der Plane und Risse zugebracht, von dem Marechal von Villars geführt, und begleitet von allen Generalen, die in Paris befindlich waren. Der Marechal führte ihn ebenfalls nach den Invaliden, am 16ten, den Pfingsttag. Der Zaar wollte hier alles sehen, alles untersuchen, und endigte mit dem Speisesaal, wo er die Soldaten um ein Glas Wein bat, auf ihre Gesundheit trank, sie Kamaraden nannte, und den nächsten davon auf die Schulter klopfte. Unter den Zuschauern bemerkte er die Marechale von Villars, deren Gestalt auffallend war, und als er erfuhr, wer sie war, erwies er ihr ausgezeichnete Höflichkeiten. Der Marechal D'Estrees gab ihm den Dienstag, am 18ten in seinem Hause zu Issi ein Diné, und machte ihm viel Vergnügen durch die Landkarten und in die Marine einschlagenden Risse, die er ihm zeigte.

Im Vorbeygehen durch die Tuilerien, am 24. ging der Zaar zum Marechal von Villeroi hinein, wo der König ebenfalls gleichsam zufälliger Weise hinkam. Alles Ceremoniel wurde hier beyseite gesetzt, und der Zaar überließ sich wieder den lebhaftesten und zärtlichsten Aeusserungen

rungen. Am nämlichen Abend ging er nach Versailles, und blieb drey Tage, um das Schloß, die Menagerie, Trianon, Marly, und vorzüglich die Wasserkunst zu besehen, welche damals bewundernswürdiger war, als heutzutage, da man in der Mechanik weiter gekommen ist.

Der Zaar schlief in Trianon, wo seine Leute Mädchen hingebracht hatten, in den Zimmern der Frau von Maintenon; was Blouin, ein alter Bedienter der Favoritin, für eine Entweihung ansahe. Diese Sitten machten in der That einen starken Abstich gegen die letzten Jahre Ludwigs des Vierzehnten. Man hat behauptet, daß der Zaar und sein Gefolge von der Gesellschaft, die sie mitgenommen hatten, Nachwehen empfunden haben.

Am 30. May speiste er Mittags in Petitbourg bey dem Herzog von Antin, der ihn am nämlichen Tage nach Fontainebleau führte, wo ihm der Graf von Toulouse den andern Tag die Ergötzlichkeiten einer Jagd verschafte. Auf seiner Zurückkunft wollte er blos mit seinen Leuten auf der Insel de l'Etang essen. Der Graf von Toulouse und der Herzog von Antin konnten es dem Zaar Dank wissen, daß er sie ausgeschlossen hatte. Man mußte ihn mit seinen Leuten in ihre Kutschen tragen, um wieder nach Petitbourg zu fahren, wo sie in einem sehr ekelhaften Zustande ankamen.

Den Dienstag am 1. Junius, nachdem die Dünste des vorigen Tags verraucht waren, schifte sich der Zaar auf der Seine ein, um hinunter nach Paris zu fahren. Er hielt in Choisi an, wo ihn die verwittwete Prinzessin von Conti empfing. Nachdem er die Gärten besehen hatte, stieg er wieder in seine Gondel ein, durchkreuzte Paris, indem er unter allen Brücken wegfuhr, und landete unter dem Konferenzthor.

Am 3. ging er wieder auf mehrere Tage nach Versailles, Marly und Trianon, weil er diese Orte mit mehr

mehr Muse wollte kennen lernen. Am 11. ging er nach Saint-Cyr, besahe alle Klassen, ließ sich die Uebungen der Pensionairen erklären, und stieg alsdann zur Frau von Maintenon herauf, die es vorausgesehen, und sich ins Bette gelegt hatte, bey heruntergelaßnen Bett- und Fenstervorhängen. Im Hereinkommen schlug der Zaar die Fenstervorhänge zurück, dann die am Bette, betrachtete sie aufmerksam, und ging heraus ohne ein Wort zu sagen, und ohne die mindeste Höflichkeitsbezeugung.

Ueber einen so sonderbaren Besuch mußte Frau von Maintenon wenigstens verwundert seyn, und den Unterschied der Zeiten empfinden.

An dem Tage, wo er die Sorbonne besuchte, erwies er der Bildsäule des Kardinal Richelieu mehr Achtung, als er der lebenden Frau von Maintenon bezeugt hatte. So wie er das Grabmal des Kardinals gewahr wurde, lief er darauf zu, und umfaßte die Figur dieses Ministers, indem er diese Worte sagte: Ich gäbe einem Manne, wie du, die Hälfte meines Reichs, damit er mir die andre Hälfte regieren hälfe.

Am 15. speiste der Zaar wieder Mittags bey dem Herzog von Antin. Die Herzogin von Bourbon begab sich mit ihren Töchtern dahin, um ihn wenigstens vor seiner Abreise einmal zu sehen. Um ihre Neugierde zu befriedigen, beredete ihn der Herzog von Antin, im Garten spazieren zu gehen, und führte ihn an den Zimmern Parterre vorbey, wo die Prinzessinnen mit ihrem Gefolge in den Fenstern standen. Wie sie ihnen nahe kamen, wurde dem Zaar berichtet, daß die Herzogin dabey wäre, und ihn zu sehen wünschte. Er antwortete nichts, fragte nicht einmal, welche es wäre, schritt langsam fort, sahe sie alle an, begrüßte sie zusammen mit einem einzigen Kopfnicken, und ging vorüber.

Als er in den Speisesaal hereintrat, war er sehr verwundert, das Portrait der Zaarin unter einem Balda-

chin

chin da zu finden, das der Herzog von Antin Mittel gefunden hatte, sich zu verschaffen. Diese Artigkeit gefiel ihm so sehr, daß er ausrief, die Franzosen allein wären deren fähig. Er erfuhr bald darauf, eine noch mehr ausgezeichnete, die ich in ihrer Reihe anführen werde.

Am 16. sah er die Musterung der königlichen Leibregimenter. Die Pracht der Montirungen schien ihm zu mißfallen. Ohne das Ende abzuwarten, ritt er plötzlich davon, und eilte in einem Galopp nach Saint-Ouen, wo er beym Herzoge von Tresmes soupirte.

Der Zaar sprach mit vieler Leichtigkeit Latein und Deutsch; er hätte sich im Französischen verständlich machen können, und verstand es selbst ziemlich gut. Man hatte ihn auch im Verdacht, daß er Würde darinn suchte, einen Dollmetscher zu gebrauchen.

Am 18. empfing er die letzte Visite vom Regenten, und ging, um Abschied zu nehmen, zum König, der den andern Tag zu ihm kam, um ihm Lebewohl zu sagen. Es wurde kein Ceremoniel beobachtet, aber an dem Zaar bemerkte man immer die nämliche Herzensergießung und die nämliche Rührung.

Am nämlichen Tage wohnte er, in einer Tribune in der Grand-chambre, einem Parlamentsausspruche über eine Streitsache bey. Der Avocat-Général Lamoignon, gegenwärtig Kanzler, sprach in seiner letzten Uebersicht der vorliegenden Sache, von der Ehre, welche an diesem Tage dem Parlament wiederführe, und dies wurde in das Protokoll eingetragen.

Den Nachmittag fand er sich bey der Versammlung der Akademie der Wissenschaften ein, und hernach bey einer ausserordentlich zusammenberufenen Sitzung der Akademie der schönen Wissenschaften. Beyde beschäftigten ihn in ihren verschiedenen Fächern. In beyden nahm er Platz, und ließ die Mitglieder sitzen.

Die

Die Galanterie, die man ihm erwies, und die ich angekündigt habe, war in der Münze, wo die Medaillen geschlagen werden. Nachdem er den Bau, die Kraft und den Mechanismus des Druckwerks betrachtet hatte, trat er zu den Arbeitern, um es in Bewegung zu setzen. Sein Erstaunen ist nicht auszudrücken, als er unter dem Stempel sein Portrait hervorkommen sah, für die Aehnlichkeit und für die Kunst vollkommner, als alle Medaillen, die noch für ihn geschlagen worden waren. Auch mit der Rückseite schien er sehr zufrieden, es war eine Fama, die von Norden nach Süden flog, mit dem Motto aus dem Virgil: Vires acquirit eundo, als eine Anspielung auf die Kenntnisse, die der Zaar auf seinen Reisen erwarb.

Der Zaar nahm zwey Garnituren Tapeten aus der Fabrik der Gobelins von dem König an, schlug aber einen mit Brillanten besetzten Degen aus. Er verschenkte mehrere goldne und silberne Denkmünzen auf die vornehmsten Handlungen seines Lebens, und sein Portrait mit Diamanten besetzt, an den Marechal d'Estrées, an den Marechal von Tessé, an den Herzog von Antin, und an Verton. Für den letztern, der während seines ganzen Aufenthalts seine Tafel besorgte, hätte er eine ganz besondere Zuneigung gefaßt, und er bat den Regenten, ihn als französischen Geschäftsträger zu ihm nach Rußland zu schicken. Er ließ 60000 Livres unter seiner Bedienung austheilen. Er bezeugte das größte Verlangen, eine freundschaftliche Allianz mit uns einzugehen; da dies aber in das neue politische System des Regenten, oder vielmehr des Abbe Dubois, nicht paßte, so erwiederte man ihm blos schwankende Freundschaftsäußerungen, die weiter keine Folgen hatten.

Der Zaar reiste am 20. Junius von Paris ab, um nach Spa zu gehen, wo er mit der Zaarin zusammentreffen sollte. Er schien bey seiner Abreise sehr gerührt über Frank-

Frankreich, und sagte, er sähe mit Schmerz, daß dieses schöne Reich früh genug in dem Luxus seinen Untergang finden würde a).

In diesem Jahre fiel eine von den Begebenheiten vor, welche allen zum Spiegel dienen sollten, die durch den Mißbrauch einer precairen Gewalt, die rechtmäßige Macht zuweilen verhaßt machen. Die Bewohner von der Martinique, von dem General-Gouverneur la Varenne, und dem Intendanten dieser Insel, Ricouart, aufs äusserste geplagt, hatten oft und vergebens ihre Klagen bey dem französischen Ministerium angebracht. Sie wurden es endlich müde, keine Antwort zu erhalten, und trafen ihr Einverständniß so genau und so heimlich, daß sie den Gouverneur und den Intendanten an einem Mittage, wo sie zusammenspeißten, überfielen, sie beyde in ein Fahrzeug, das nach Frankreich zurückkehrte, einpackten, dem Kapitain ein neues Verzeichniß ihrer Klagpunkte übergaben, ihm darauf einen Eid abnahmen, daß er sie getreulich abliefern wollte, das Schiff zwölf Meilen in die weite See hinein, mit zwey wohl bewaffneten Piroguen, um sich der Abreise zu versichern, geleiteten, und den zwey abgesetzten Veßiren verboten, sich jemals wieder auf der Insel blicken zu lassen.

Das Betragen der Insulaner nach dieser Expedition war so ruhig und so unterwürfig, die Ordnung wurde bey der Kolonie so gut erhalten, daß man bey Hofe die Partey ergriff, über den Vorgang die Augen zuzudrücken. Die zwey Verwiesenen waren gezwungen, ihre Wuth in sich zu fressen, und was die höchste Züchtigung in Frankreich ist, sie sahen sich als den Gegenstand des Ge-

a) Es giebt in Deutschland Schriftsteller, die 1791., nach der That, bestreiten wollen, was Peter der Große, der sich doch auch auf Despotismus verstand, 1717. weissagte.

Gelächters und des Spotts, womit man sehr freygebig gegen sie war.

Verschiedene Nachfolger von la Varenne und Riconart haben sich die Lehre nicht sehr zu Herzen gezogen. Vor kurzem haben wir aus der Leichtigkeit selbst, mit welcher die Martinique sich den Engländern ergeben hat a), lernen können, wie sehr es einer Regierung darauf ankommen muß, sich nicht verhaßt zu machen.

Während daß die Martiniquer sich selbst Recht verschaften, flehten die Bewohner von Perigueux bey dem Regenten gegen Courson, Intendant von Bourdeaux, um Recht. Er war ein Sohn von Lamoignon de Basville, dem Despoten von Languedoc, und war Intendant von Rouen gewesen. In Rouen gerieth er durch die Räubereyen seiner Sekretaire, und durch die hochmüthige Protektion, die sie bey ihm fanden, in die Gefahr, gesteinigt zu werden; er mußte entfliehen, und das Ansehen seines Vaters verschaffte ihm hierauf die Intendanz von Guyenne. Der Geist des Despotismus, den er bey seinem Vater eingesogen hatte, ohne seine Talente zu erben, trieb ihn an, aus eigner Macht und Gewalt Taxen aufzulegen. Die Stadt Perigueux brachte ihm ihre Klagen vor, und zur Antwort ließ er die Schöppen ins Gefängniß schleppen. Die Stadt schickte Deputirte nach Paris, um den Schutz des Hofs gegen die Tyranney aufzufordern; aber sie verloren über zwey Monate in dem Vorzimmer des Herzogs von Noailles, ohne bis zu ihm dringen zu können. Dieser Minister, ein Freund von Courson, wollte durch Aufschub diese Unglücklichen endlich abweisen. Ausserdem ist es eine Maxime bey den Tyrannen und Untertyrannen, den Oberen immer Recht zu geben. Zum Glück hörte der Graf von Tou-

a) Im Jahr 1762.

Toulouse, ein vollkommen rechtschafner Mann, von der Sache sprechen. Er gab einigen Mitgliedern vom Regentschaftsrath davon Nachricht, vorzüglich aber dem Herzog von Saint-Simon, der ein geschworner Feind des Herzogs von Noailles war, und alles, was er unternahm, mit der größten Lebhaftigkeit angriff.

Den nächsten Tag, da der Herzog von Noailles im Conseil berichtete, fragte ihn der Herzog von Saint-Simon, wenn er die Sache von Perigueux zu beendigen gedächte, und fügte eine summarische aber sehr lebhafte Darstellung derselben hinzu. Der Graf von Toulouse unterstützte ihn in dem kalten und unwilligen Tone, den jede Rechtsverweigerung einem redlichen Manne giebt. Das ganze Conseil richtete die Augen auf den Herzog von Noailles, welcher stotternd sagte, diese Sache erforderte viel Untersuchung, und wichtigere Gegenstände hätten ihn verhindert, sie vorzunehmen. Der Graf von Toulouse und Saint-Simon erwiederten, daß nichts wichtiger seyn könnte, als Anklagen, die seit drey Monaten Bürger in Fesseln hielten, sie möchten wahr oder falsch seyn, zu ergründen. Der Regent befahl also dem Herzog von Noailles, binnen acht Tagen über diese Sache zu berichten. Acht Tage darauf kam Noailles in das Conseil, mit einem sehr vollen Sack von Schriften. Saint-Simon fragte ihn, ob die Sache von Perigueux dabey wäre; Noailles erwiederte mit Verdruß, daß sie bereit läge, und in ihrer Reihe daran kommen würde. Dann fing er an, über eine Sache zu berichten, dann noch über eine andre. Am Schlusse jedes Berichts fragte Saint-Simon immer: und die Sache von Perigueux? Aber es war Operntag, der Regent ging nach aufgebrochnem Conseil immer in die Oper, Noailles schmeichelte sich, bis zur Stunde des Schauspiels die Sitzung auf diese Art in die Länge zu ziehen, und am Ende vielleicht die verhaßte Sache vergessen zu machen. Als endlich

lich die Stunde herangekommen war, sagte Noailles, nun wäre nichts mehr übrig, als die bewußte Sache, der Bericht würde aber lang ausfallen, und er wolle den Herrn Regenten nicht um seine Erholung bringen. Sofort fing er an, seine Papiere einzustecken, aber Saint-Simon hielt ihn am Arm zurück, und wandte sich zu dem Regenten mit der Frage, ob er sich so viel aus der Oper machte, und das Vergnügen, Unglücklichen, die darum flehten, Recht wiederfahren zu lassen, nicht vorzöge? Der Regent setzte sich wieder, und ließ sich gefallen, den Bericht zu vernehmen.

Noailles begann ihn denn nun mit innerer Wuth; Saint-Simon, der neben ihm war, verwandte kein Auge von den Aktenstücken, las jedes nach, so wie Noailles es hingelegt hatte, und verfolgte den Bericht mit dem offenbarsten und schimpflichsten Mistrauen. Die Sache war so schreyend, daß Noailles selbst am Ende seines Berichts auf Freylassung der Gefangenen stimmte; aber den Intendanten suchte er zu entschuldigen, und breitete sich über die Verdienste seines Vaters aus. Der feurige Saint-Simon unterbrach ihn, und sagte, hier wäre nicht von dem Verdienste des Vaters, sondern von dem Frevel des Sohns die Rede, und als er votirte, setzte er hinzu, man müßte die Gefangenen auf Coursons Kosten entschädigen, ihn von der Intendanz wegjagen, und so ausgezeichnet Gerechtigkeit an ihm üben, daß er seines Gleichen zum Beyspiele dienen könnte. Der Regent sagte, daß er die Entschädigung auf sich nähme, Courson würde er den Kopf waschen, ob er's gleich zwar schlimmer verdiente, aber seines Vaters wegen könnte er mit einiger Schonung behandelt werden; indessen kassire er doch Coursons Verordnungen, und füge das Verbot bey, sich nie wieder auf einem ähnlichen Vergehen betreten zu lassen. Saint-Simon verlangte, daß der Urtheilsspruch auf der Stelle niedergezeichnet würde, weil

wie

wie er sagte, auf das Gedächtniß des Herzogs von Noailles sich nicht zu verlassen wäre; und der Regent befahl es. Noailles, vor Wuth zitternd, konnte die Feder kaum halten; Saint-Simon fing an, ihm zu diktiren, um ihm die Mühe zu erleichtern. Wie Noailles an die Kassation der Verordnungen, und dem Verbot sich je wieder hierauf betreten zu lassen, gekommen war, hielt er einen Augenblick ein. Fahren Sie doch fort, sagte Saint-Simon, das ist der Ausspruch. Noailles sah sich im ganzen Conseil um, ob keine Milderung statt fände; Saint-Simon forderte die Versammlung auf, die einstimmig dem Urtheil beytrat, und so endigte sich die Sache von Perigueux.

Wenige Zeit darauf wurde Courson zurückberufen, und sagte, wie das in ähnlichen Fällen gebräuchlich ist, daß er seinen Rappel verlangt hätte. Wenn das war, so bezeugte ihm die Provinz auch ihre Erkenntlichkeit dafür durch Freudenfeuer. Uebrigens hat er darum doch in der Folge eine Stelle als Rath im königlichen Conseil der Finanzen bekommen.

Ohngeachtet dieses nur eine Privatsache ist, so habe ich doch geglaubt, sie anführen zu müssen, weil sie einen Begriff giebt von den heimlichen Ränken der Minister, von den Freveln, die im Namen des Königs verübt werden, und von der Ungestraftheit, deren sie versichert seyn können, wenn nicht ganz besondre Umstände eintreten, wie hier der Zufall war, durch welchen der Graf von Toulouse unterrichtet wurde, dessen Gerechtigkeitsliebe der Groll des Herzogs von Saint-Simon erhitzte. Man sieht auch an Coursons Glück, daß die Leute, die in ihrer Klasse einen Namen vor sich haben, ohngefähr einerley Weg darinn machen, das Verdienst sey dabey, oder nicht.

Ich habe vergessen, zu sagen, daß der Kanzler d'Aguesseau, bey aller seiner Gerechtigkeit, doch der einzige im Conseil war, der den Spruch zu mildern suchte, weil die Gerichtspersonen immer gemeine Sache mit einander machen, wenn sie kein entgegengesetztes Interesse haben, und wenn sie fürchten können, daß der Ehrfurcht für die Magistratur Abbruch geschehe. Er verschaffte in diesem Jahre den Räthen vom Grand-Conseil den Adel, nebst der Befreyung von den Lehngebühren für die von dem Könige abhängigen Güter. Folgendes gehört noch in das Fach der besondern Rücksichten, welche man gegen die Magistratur beobachtete. Der Regent hatte im vorigen Jahre Lust gehabt, der Procession in der Mitte des Augusts, die Ludwig der Dreyzehnte gelobt hat, beyzuwohnen. Das Parlament verlangte die rechte Hand, und führte an, daß Gaston, der doch königlicher Sohn, und damals Generallieutenant des Staats gewesen wäre, bey einer gleichen Feyerlichkeit während der Minderjährigkeit Ludwigs des Vierzehnten die linke gehabt hätte. Der Regent, ohne sich hierüber in Weitläuftigkeiten einzulassen, enthielt sich der Prozession. Dieses Jahr kam ihm die nämliche Lust an, und er verkündigte, daß er den Vortritt über das Parlament nehmen würde, nach dem Beyspiel des Herzogs von Montpensier, der bey der Prozession zu Ehren der heiligen Genevieve, am 10. September 1570, den Vortritt gehabt hätte. Das Parlament setzte entgegen, der Herzog von Montpensier hätte dieses Recht nur Kraft einer Vollmacht des Königs, und um seine Person vorzustellen, ausgeübt; und da der Regent selbst Mitglied vom Parlament wäre, so würde er, wenn er den König nicht repräsentirte, nicht anders, als zwischen zwey Präsidenten gehen können. Der Regent wollte weder mit seiner Gewalt hier durchgreifen, noch eine kindische Lust aufopfern, und glaubte, Wunder zu thun, indem er den Ausweg des Herzogs von Montpen-

sier

ster wählte. Er erschien also bey dieser Feyerlichkeit als Repräsentant des Königs, mit Gardes du Corps, hundert Schweizern, Hauptmann von der Wache, erstem Kammerjunker, kurz dem ganzen königlichen Aufzuge. Aber er machte sehr schlechtes Glück damit. Die Mißvergnügten sagten, der Regent unternehme eine öffentliche Probe mit der Krone, um das Volk auf alle Fälle vorzubereiten; die Freunde dieses Fürsten fanden es sehr schlimm, daß ein Regent von Frankreich den Vortritt über das Parlament nur Kraft einer Kommission, die ihm nichts persönliches gäbe, nehmen wollte; das Parlament griff immer weiter um sich, und das Volk sah nichts weiter davon, als wieder eines von den Spektakeln, die es für alles trösten: damit war man freygebig genug. Das Ludwigsfest wurde in den Tuilerien mit Feuerwerken gefeyert, welche eine unzählige Menge Volks in den Garten und in die Höfe zogen.

Bey diesen Gelegenheiten war es, daß der Marechal von Villeroi seine herrlichen Talente für die Erziehung bewährte. Er führte den König beständig von einem Fenster zum andern, und sagte zu ihm: Sehen Sie, mein Gebieter, sehen Sie dieses Volk? Nun, das alles gehört Ihnen, das ist Ihr Eigenthum, darüber sind Sie Herr und Meister a). Ein schöner Unterricht, statt ihn auf die Liebe der Völker aufmerksam zu machen, und ihm die Erkenntlichkeit einzuflößen, welche der König ihnen schuldig ist; aber so weit hatte es der Marechal selbst noch nicht gebracht.

Nachdem das Parlament bey einer Prozession versucht hatte, sich dem Regenten gleich zu stellen, wagte

a) Da dieser Zug als Erfindung oder Verzierung die platteste Karrikatur scheinen würde, so ist es fast nöthig, anzumerken, daß er in den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon, mit allen Anzeichen der historischen Treue, aufgezeichnet steht.

es einen wichtigern Eingriff in die Regierung selbst. Es war von der Einregistrirung der Abstellung des Zehnten die Rede, das Parlament verlangte den Ueberschlag der Einkünfte und Ausgaben des Königs; der Regent verweigerte es, und sagte, daß er der königlichen Gewalt während der Regentschaft keinen Eintrag würde thun lassen. Das Parlament könnte unstreitig dem Volke sehr nützlich seyn, aber es paßt gewöhnlich die Gelegenheiten zum Widerstand sehr schlecht ab. Hier zum Beyspiel kam es auf eine Abstellung an, die das Publikum mit Ungeduld erwartete, und was bey einigen Artikeln zu verbessern seyn konnte, war nicht schwer in Ordnung zu bringen; also mußte einregistrirt werden. Ausserdem gab es auch Zwiespalt im Parlament, über die Ernennung der Kommissarien. Die enquêtes a) fiengen an zu argwöhnen, daß der erste Präsident ein doppelter Spitzbube zwischen seinem Corps und dem Hof wäre. Würklich hatte der erste Präsident seine königliche Anweisung auf 500000 Livres schon zweymal bekommen, und behauptete noch nicht darüber quittirt zu haben; wir werden in der Folge sehen, daß er Recht hatte.

Während daß der Regent den Frieden mit unsern Nachbarn zu erhalten suchte, sah er mit Unruhe die Kriegsrüstungen die man in Spanien machte. Alberoni hatte die Zwistigkeiten seines Herren mit dem Pabst beygelegt, und von diesem ein Indult zu einer Taxirung der Spanischen Klerisey erhalten, als er sich mit diesen beträchtlichen Zurüstungen zu beschäftigen anfieng, und den Pabst überredete, daß man sie den etwanigen Unternehmungen der Türken auf Italien entgegenstellte. Um so viel Dienste zu erkennen, gab ihm Klemens der Eilfte endlich, ob schon mit vielem Widerwillen, den Kardinalshut.

a) Besondre Kammern, in welche das Parlament zerfällt.

hat. Das heilige Kollegium schrie laut, der Pabst weinte selbst darüber; indessen war Alberoni doch Kardinal, und sagte jetzt zu seinen Vertrauten, nun er nichts mehr für sich zu verlangen haben, wolle er anfangen für den Ruhm des Königs zu arbeiten.

Alberonis Plan war, wie er sagte, 1) die Ehre des Königs von Spanien zu retten; 2) die Ruhe Italiens zu erhalten; 3) den Söhnen der Königin von Spanien die Nachfolgen in Toscana und Parma zuzusichern, und für den König Neapel, Sicilien, und die Toscanischen Häfen zu erlangen; 4) den Mantuanischen Staat dergestalt zu theilen, daß Venedig die Stadt und einen Theil vom Mantuanischen, der Herzog von Guastalla den andern Theil bekäme; 5) das ganze Mailändische, und das Montferrat, dem Kaiser, 6) Sardinien dem König Victor, zur Entschädigung für Sicilien anzuweisen; 7) dem Pabst Commacchio wieder zu erstatten; 8) die katholischen Niederlande zwischen Frankreich und Holland zu theilen.

Um in der Folge dauerndes Gleichgewicht und Frieden zu gründen, fieng Alberoni damit an, einen allgemeinen Brand zu entzünden, ohne die hinlänglichen Mittel noch Kräfte zur Ausführung seiner Entwürfe zu haben. Das war dieser Alberoni, den man für einen großen Mann hat ausgeben wollen: eine Benennung, die man den ausserordentlichen Menschen zu leicht beylegt, und die gerade von denen herrührt, welche ein besonderes Interesse hätten sie zu verrufen, von Schriftstellern aus der Mittelklasse, die das Opfer großer Unternehmungen ist, und ihre ganze Last tragen muß. Der große Mann ist der, welcher für große und nützliche Gegenstände, die Mittel in gleichem Verhältniß mit den Unternehmungen wählt, sie durch den Erfolg krönt, und sich wohl des Ausgangs erfreuen darf, weil er ihn vorauszusehen, vor-

zubereiten, und herbeyzuführen gewußt hat. Selbst diejenigen, die man mit Grund große Genies nennt, können Staaten errichten und zerstören, aber sie sind nicht die tauglichsten zur Verwaltung. Sie machen Unglückliche, hinterlassen nichts als einen großen Namen, und was das Traurigste ist, erwecken die Nacheiferung mittelmäßiger Nachfolger, die nur in der Anordnung, die sie stiften, ihnen gleich sind.

Alberoni, im Staube geboren, erhebt sich durch seinen Geist, und gelangt zu den höchsten Ehrenstellen. Das bedeutet keinen gemeinen Menschen. Aber er verwickelt seinen Herren in einen verderblichen Krieg, setzt ihn in die Nothwendigkeit, einen gezwungnen Frieden zu schließen, und endigt damit, sich selbst fortjagen zu lassen, um nach Rom zu gehen, dort im Ueberfluß und der Verachtung zu leben. Man stand im Begriff ihn zu degradiren, und nichts rettete ihn, als das Interesse, das alle Kardinäle haben, den Purpur selbst, an denen die ihn entehren, unverletzbar zu machen. Nun zu den Belegen. Der Leser urtheile.

Sobald die Spanische Flotte in Sardinien gelandet hatte, geriethen alle Mächte in Bewegung, und jede hatte die andere im Verdacht, mit Spanien einverstanden zu seyn. Der Kaiser, stolz auf seine Siege in Hungarn, machte es dem Pabst zum Vorwurf, daß er dem König von Spanien, unter dem Vorwand von Zurüstungen gegen die Türken, ein Indult bewilligt hätte, da diese nun gegen die Christen angewandt würden. Er drohte Klemens dem Eilften, Italien sofort mit Krieg zu überziehen. Der erschrockne Pabst weinte bitterlich, und sagte in seinem Schmerz, daß er sich die ewige Verdammniß zugezogen hätte, indem er Alberoni den Hut ertheilt, worauf der Kardinal del Guidice erwiederte, er mache sich eine Ehre daraus, Seiner Heiligkeit überall zu folgen, nur nicht in die Hölle.

Eng=

England war damals von zwey entgegengesetzten Parteien in seinem Innern getheilt. Die Mißverständnisse zwischen dem König Georg und dem Prinz von Wallis, seinem Sohn, brachen in offenbaren Haß aus. Der König hatte, als er die Musterung seiner Leibregimenter hielt, vor dem Regiment seines Sohnes nicht vorbeygehen wollen, wenn sich der Prinz nicht entfernte; und er hatte ihn sogar kürzlich in den Flecken Richemont, nahe bey London, verwiesen. Georg konnte es nicht ertragen, einen Prinzen zum Nachfolger zu haben, den er nicht für seinen Sohn hielt. Jedermann wußte was in Hannover vorgefallen war, eh Georg zur Englischen Krone gelangte. Er hatte seine Gemahlin und den Grafen von Königsmark im Verdacht eines strafbaren Umgangs gehabt, und jenen in einen heissen Backofen werfen lassen, die Churfürstin aber lange Zeit auf einem Schloß gefangen gehalten. Die Geburt des Prinzen von Wallis, war dem König Georg immer verdächtig, und darum konnte er ihn nie leiden.

Alberoni, bey seiner wahren oder scheinbaren Sicherheit vor den auswärtigen Mächten, hatte lebhafte Unruhen in Spanien. Der König wurde gefährlich krank. Die Königin und Alberoni hielten diesen Fürsten in Hausarrest. Fast alle Bedienten des Pallasts, auf Titel ohne Verrichtungen eingeschränkt, sahen ihn blos zu Augenblicken bey seinen Mahlzeiten oder in der Kapelle. Zwey Kammerjunker, deren einer Majordômo der Königin war, und einige durchaus unentbehrliche Lakaien, verrichteten den ganzen Dienst.

Die Amme der Königin kam allein in das Zimmer, um ihr Schuhe und Strümpfe anzuziehen, in dem Augenblick wo der König aufstand. Alberonis Eifersucht war dabey sehr rege, aber es fand sich kein Mittel, sie zu entfernen, und der Versuch selbst schien gefährlich.

Wegen

Wegen der Krankheit des Königs mußte man den ersten Leibarzt, und die andern in diesem Fach angestellten Bedienten, berufen. Da es das Recht und die Pflicht des Majordomo ist, bey der Vorbereitung und Reichung aller Arzeneien ein Einsehen zu haben, so erschien der Marquis von Villena, Herzog von Escalona, der dieses Amt bekleidete, im Innern des Pallasts, und bis vor dem Bette des Königs, um seine Schuldigkeit zu erfüllen. Alberoni suchte ihm verständlich zu machen, daß dem König dies beschwerlich wäre; Villena setzte in seinem Fleiß nichts aus. Alberoni, erbittert, verbot dem Thürhüter, den Marquis hereinzulassen. Als dieser wieder kam, rief ihm der Thürhüter zur halb öffnen Thür den Befehl hinaus, den er bekommen hatte. Villena schimpft auf seine Insolenz, stößt die Thüre auf, geht hinein und tritt vor das Bett des Königs, der zu übel war um etwas wahrzunehmen. Die Königin und Alberoni waren oben am Bette, und die Bedienten, die den Dienst hatten, auf der Seite. Alberoni lief dem Marquis entgegen, wie er ihn näher kommen sah, wollte ihn überreden hinauszugehen, und nahm ihn beym Arm, um ihn umzuwenden. Villena, ein Podagrist, fiel, indem er sich gegen den Kardinal sträubte, in einen Lehnstuhl zurück, aber ohne Alberonis Ermel loszulassen, versetzte er ihm auf die Schultern, und um die Ohren herum eine Menge von Stockschlägen, und nannte ihn ein winziges Pfäffchen, einen elenden Schuft, den er den schuldigen Respekt lehren wollte.

Alberoni, bestürzt von einer solchen Art mit einem Kardinal umzugehen, vielleicht auch durch ein Gefühl seiner vormaligen Niedrigkeit zurückgehalten, dachte auf nichts, als sich aus den Händen des jähzornigen Marquis loszumachen, und flüchtete sich neben das Bett, ohne daß die Königin, aus Würde, noch die Bedienten, vielleicht aus heimlicher Freude, ihre Posten verließen. Nach dieser

dieser Expedition kam ein Lakai, und half dem Marquis vom Lehnstuhl wieder aufstehen, und aus dem Zimmer gehen. Der König bemerkte nicht das mindeste von dem Auftritt. Kaum war der Marquis wieder zu Hause, so erhielt er Befehl, sich auf eines seiner Güter zu begeben. Zu den geistlichen Censuren getraute sich der Kardinal nicht schreiten zu lassen, um den Vorfall nicht ruchbar zu machen, der es indessen nichts destoweniger wurde. Einige Monate darauf wurde Villena zurückgerufen, blieb gegen alle Zuvorkommungen des Kardinals unempfindlich, und behandelte ihn immer mit dem äussersten Uebermuth.

Der König befand sich so schlimm, daß die Königin ihn bewog ein Testament zu machen, durch welches sie wahrscheinlich zur Regentin ernannt war; denn die Verfügungen desselben hat man nie erfahren. Man begnügte sich, durch sechs Spanische Granden, denen man indessen vom Inhalt nichts mittheilte, bezeugen und unterzeichnen zu lassen, daß die Unterschrift des Königs ächt wäre. Die Gesundheit dieses Fürsten ward wieder hergestellt; ohngeachtet er aber seitdem fast noch dreyßig Jahre gelebt hat (er starb erst 1746.) so blieben seine Geisteskräfte doch sehr geschwächt. Wenn ich diese Memoiren bis an den Zeitpunkt seines Tods fortsetze, a) so werde ich sonderbare Beweise davon, aus der Korrespondenz unsrer Minister in Madrid, liefern.

Alberoni, vom Volk gehaßt, und von den Großen verachtet, so weit ein mächtiger Minister es seyn kann, zeigte

a) Der Anfang dieses Perioden, bis hieher, fehlt in Herrn Soulavie's Ausgabe. Hat Herr Buisson sich würklich Auslassungen in diesen Memoiren erlaubt, so scheint er darum dieses Versprechen (das indessen in seiner Ausgabe auch erfüllt ist) hier Bedingungsweise ausgedrückt zu haben. Hat hingegen Herr S. mehr versprochen, als er wird halten können, und den andern Herausgeber falsch beschuldigt, so läßt sich leicht erklären, warum er diese Worte hier ausgelassen hat.

zeigte darum allen auswärtigen Mächten nicht weniger Zuversicht. Der Nuntius Aldovrandi erhielt ein Breve vom Pabst, durch welches dieser das Indult zurücknahm; er konnte es aber dem König, den man immer eingeschlossen hielt, nicht überreichen, und lieferte es dem Minister ab, der sich nicht daran kehrte, und, aus Spott vermuthlich, behauptete, der Pabst müsse ihm sehr viel Dank wissen, daß er die Annahme der Konstitution bey den Spanischen Bischöfen bewürkt habe. Klemens der Eilfte, den eine solche Annahme in Frankreich befreut hätte, fand sie in Spanien kühn. Der Römische Hof verlangt von den Spanischen Bischöfen, daß sie seine Bullen provoluti ad pedes empfangen, das ist seine Formel, und er mag den Ausdruck Acceptation nicht hören, der Untersuchung voraussetzt, und von ihm eine Französische Redensart genannt wird.

Von der andern Seite fuhr der Kaiser fort, den Pabst übermüthig zu behandeln, und ließ ihm sagen, und sogar befehlen, den Nuntius Aldovrandi zurückzurufen, den Kardinal Alberoni nach Rom zu citiren, oder ihm seinen Prozeß in Spanien machen zu lassen.

Alberoni ließ sich dies eben so wenig anfechten; er versprach dem Pabst, ihn ehestens an dem Kaiser zu rächen, und verlangte unterdessen eine Dispens von der Residenz im Bisthum Malaga, das er sich kürzlich hatte geben lassen, und das 100000 Livres eintrug. Da aber diese Dispens dem Kaiser einen neuen Stof zu Beschwerden gegeben hätte, so verweigerte sie der Pabst zum Schein; weil er aber auch Alberoni nicht beleidigen wollte, ließ er ihm durch den Pater d'Aubenton sagen, daß er ihm die Dispens auf sechs Monate im Jahr ertheilte, und da die Kirchenversammlungen ihm sechs andre Monate gewährten, so würde er solchergestalt eine beständige Dispens haben.

Unter-



Unterdessen waren alle Europäischen Mächte in Bewegung. Niemals waren die Negociationen thätiger, abwechselnder, nie das Interesse verwickelter gewesen. Wir werden sehen, was der Ausschlag hievon war, wenn wir erst einige Partikularbegebenheiten dieses Jahrs angeführt haben.

Wie der König am 15ten Februar das siebente Jahr erreicht hatte, ging er in die Hände der Männer über. Es wäre zu wünschen, daß die Fürsten von ihrer Geburt an diesen übergeben würden. Sie bedürfen der Weiber zu ihrer Pflege, der Männer aber zu ihrer Erziehung, zumal wenn man Männer, wie Montausier, Beauvilliers, Bossuet, Fenelon, wählt; und man wird sie finden, oder ähnliche erwecken, wenn man die öffentliche Stimme befragen wird. Diese Gerechtigkeit muß man Ludwig dem Vierzehnten wiederfahren lassen, er hat seine Wahlen sehr oft nach dem Ruf gerühmt. Louvois konnte Türenne nie entfernen.

Bey diesem Uebergang des Königs von den Weibern zu den Männern machten die premiers gentilshommes Anspruch auf ihr altes Recht, in dem Zimmer des Königs zu schlafen. Die ersten Kammerdiener wandten den langen Besitz ein, in welchem sie sich befanden, und der Regent, nach seiner Gewohnheit alle Parteyen schonen zu wollen, setzte die Entscheidung auf die Zeit der Volljährigkeit hinaus, indem übrigens alles beym alten bliebe, wie es auch nach der Zeit dabey geblieben ist. Auf diese Weise sind durch Nachläßigkeit und unterlassenen Gebrauch viele Hofbedienungen zu ganz etwas andern geworden, als sie in ihrem Ursprung waren. So verlor auch der Oberstallmeister seinen Streit gegen den Ersten Stallmeister vom kleinen Stall, der ihm nach und nach fast gleich geworden war, und sich in der Unabhängigkeit erhalten hat.

Der Churprinz von Sachsen, jetziger König von Polen, wurde oder erklärte sich in diesem Jahr katholisch, um

um die Nachfolge zu dem Thron seines Vaters einzuleiten. Als dieser katholisch geworden war, wollte die Churfürstin, eine eifrige Protestantin, keinen Umgang mehr mit ihrem Gemahl haben, noch die mindesten Ehrenbezeugungen als Königin annehmen.

Der Ritter d'Oppede, Neffe des Kardinal Janson, starb in diesem Jahr. Da er kein Vermögen besaß als seine Figur, so hatte er aus Bedürfniß die Marquise d'Argenton, eine Maitresse des Regenten, Mutter des Ritters von Orleans, geheurathet, und hielt aus Ehrliebe seine Heurath geheim. Ich führe einen so unerheblichen Umstand nur an, um zu zeigen, daß man damals noch sich rechtlich verheurathen wollte. Uebrigens ist es meine Meynung nicht, hierdurch die Heurathen zu tadeln, welche durch Geburt oder Vermögen ungleich sind, und durch das Verdienst gerechtfertigt werden.

Massillon, Priester vom Oratoire, der durch seine Predigten, und vornehmlich durch sein petit carême berühmt ist, wurde ohne andre Begünstigung als sein Verdienst zum Bisthum Clermont ernannt; er würde nicht im Stand gewesen seyn, es anzunehmen, wenn Crozat der jüngere die Bullen nicht bezahlt hätte.

Die Herzogin von Berri nahm die Marquise von Arpajon unter ihre Damen auf. Sie war die Tochter von le Bas de Montargis, Schatzmeister vom außerordentlichen Kriegsfonds, und die Mutter der heutigen Gräfin von Noailles. Bey einer schönen und edlen Gestalt zeichnete sie sich noch mehr durch ihre Tugend und ihre Frömmigkeit aus. Von ihr und der Marquise de la Rochefoucault, Tochter des Finanzier Prondre, ließ sich die Herzogin von Berri zu den Karmeliterinnen begleiten, und sagte zu diesen: ich bringe Ihnen meine beyden Bürgersweiber.

Man wollte behaupten, daß ein Uebel an den Augen, das der Regent in dieser Zeit bekam, von einem

Stoß

Stoß mit dem Fächer sich herschrieb, den er von der Marquise von Arpajon bekam, weil er etwas starke Freyheiten sich bey ihr herauszunehmen versuchte. Diese beyden Damen spielten eine bessere Figur bey den Karmeliterinnen, als sie bey den Soupees der Prinzeßin mit den roués des Regenten gethan hätten, von denen sie die Ehre hatten, ausgeschlossen zu seyn. Die Herzogin von Berri errichtete ein neues Amt an ihrem Hof, als Maître de la Garderobe, das sie einem Marquis von Bonnivet, Bastard von Gouffier, und ein gewaltiger Schläger, ertheilte. Sie freute sich, sagte sie, einen handfesten Menschen in ihrem Hause zu haben, was doch eben kein Hausrath für die erste Französische Prinzeßin schien. Ich werde, was die Herzogin von Berri angeht, nur immer je nachdem die Gelegenheiten erscheinen, anführen. Wenn man alles an einem Ort zusammennehmen wollte, so würde die Erzählung zu viel Umfang haben.

Louise Adelaide von Orleans, ihre jüngere Schwester, nahm den Schleyer in der Abtei Chelles am 30sten März. Diese Prinzeßin hatte Schönheit und Verstand, aber eine sehr lebhafte Fantasie, deren Würkungen ihre Mutter besorgte, daher sie zum geistlichen Beruf ihrer Tochter nicht wenig beytrug 1). In ihrer Klausur gerieth sie auf den Entschluß, Chymie, Anatomie, Natur-

ges

1) Sie hatte Caucherau, einen von den besten Schauspielern in der Oper, der eine angenehme Figur und Verstand hatte, zum Singmeister. Einmal, da er eine sehr leidenschaftliche Scene sang, rief die junge Prinzeßin, die mit ihrer Mutter, der Herzogin von Orleans, in einer Loge war: ach mein theurer Caucherau! Die Mutter fand den Ausruf ihrer Tochter zu ausdrucksvoll, und bestimmte sie von Stund an zum Kloster. Bald streng, bald sehr weltlich, bald Nonne, bald Prinzeßin wurde sie der Aebtißin, einer Schwester des Marechal von Villars, die außerordentlich auf die Regel hielt, sehr beschwerlich. Frau von Villars gab endlich, nachdem sie lange Zeit vergebliche Geduld gehabt hatte, ihm Dimission zum Vortheil der Prinzeßin, und begab sich zu den Benediktinerinnen von

geschichte zu studiren. Sie hatte die größte Leichtigkeit für alles, was sie lernen wollte, und fand verschiedne Mittel, sich die Zeit zu vertreiben. Sie schrieb dem Regenten einen Brief, den sie Gemahlin Christi unterzeichnete, worauf dieser Prinz sagte, daß er mit seinem Schwiegersohn sehr schlecht zu stehen glaubte: ein Scherz, der eines Freygeists würdiger ist, als eines Philosophen, und einem Mann, dessen Worte alle bemerkt wurden, übel anstanden.

Da die Kanzler bis hieher keine andre Wohnung, als ihr eignes Haus gehabt hatten, so bestimmte der Regent das Haus vom Platz Vendome, als einen Theil der Taxe von Bourvalais ausmacht, zur Kanzley.

Der Regent schafte für die Krone den größten und vollkommsten Demant an, der in Europa war. Man nennt ihn den Regenten, und zuweilen den Pitt, vom Namen des Verkäufers, ein Schwager vom Staatssekretair Stanhope, und Onkel des berühmten Pitt der gegenwärtig a) lebt. Man forderte vier Millionen dafür; aber aus Mangel an Käufern ließ man ihn für zwey, und die Abschnitzel obendrein, die beym Schneiden fielen. Er wiegt 600 Gran. Pitt hatte ihn von einem Arbeiter in den Mogolischen Bergwerken angekauft. Unter den Leuten, deren man sich da bedient, giebt es auch freye Männer, die zuweilen Jahre da zubringen; aber wenn sie wieder herauf wollen, gebraucht man die Vorsicht, sie zu pur-

Cherche-Midi mit einer Pension von 12000 Livres, war da das Muster des ganzen Hauses, und starb sehr bedauert.

Eine Prinzeßin ist als Aebtißin an keine sehr harte Regel gebunden; sie genoß der größten Freyheit, und man behauptet, daß sie mit ihrem Intendanten Augeard, einem liebenswürdigen jungen Mann, viel Gebrauch davon machte. Sie ward endlich ihrer Fantasien selbst überdrüßig, gab ihre Abtei ab, und begab sich in das Magdalenenstift von Tresnel, wo sie bis an ihren Tod in der größten Regelmäßigkeit beharrte.

a) Gegenwärtig, nämlich zu Duclos Zeit, also der Vater des jetzigen, auch berühmten, Pitt.

purgiren, und ihnen ein Klystier zu geben, damit sie wieder von sich lassen, was sie haben verschlingen oder in den Anus stecken können. Der Arbeiter von dem diessede ist, hatte das letzte Mittel gebraucht, und sobald er seinen Diebstahl auf diese Weise versteckt hatte, machte er sich einen breiten Schnitt in den Schenkel, als ob er auf einen scharfen Stein gefallen wäre. Man rief sogleich nach Hülfe, die Menge von Blut, mit welcher er bedeckt war, machte, daß man ihn heraustrug, ohne erst die gewöhnliche Vorsicht anzuwenden. Er war so geschickt, den Edelstein herauszunehmen, und in der kurzen Zeit, die man ihn ruhen ließ, nachdem man seine Wunde verbunden hatte, zu verbergen; dann stellte er sich außer Stand, mehr zu arbeiten, ließ sich auszahlen, was man ihm an Lohn schuldig war, um seinen Reichthum nicht zu verrathen, und fand Mittel, nach Europa zu kommen.

Um was jetzt folgen wird, verständlicher zu machen, wird es dienlich seyn, einen vorläufigen Begriff von den verschiedenen Antrieben zu geben, welche die handelnden Personen in Bewegung setzten.

Der Herzog und die Herzogin vom Maine, wüthend über den Verlust ihres Prozesses gegen die Prinzen vom Geblüt, suchten unter der Hand Unruhen zu hegen, unterhielten Korrespondenzen in Spanien, und bemühten sich, Freunde bey dem Parlament zu gewinnen, wo der erste Präsident ihnen gänzlich ergeben war. Ueberdem ergriff das Parlament, das sich eines Antheils an der Regierung geschmeichelt hatte, alle Gelegenheiten Remonstranzen zu machen, und der Regent gab öfters Stof dazu. Der Marechal von Villeroi, und alle Hofleute von der vorigen Regierung thaten alles, um ihn bey'm Publikum in übeln Ruf zu bringen. Der Marechal suchte etwas besonders in einem eben so unanständigen als lächerlichen Betragen, das indessen doch dem Volk Sand in die Augen streute; er hielt die Wäsche

und das Brod des Königs unter Schloß, gab mit einem kindischen Gepränge die allergemeinsten Dinge, die im Dienste vorkamen, heraus, und suchte seine Maasregeln um das Leben des Königs zu sichern, recht merklich zu machen. Die Thoren bewunderten, die Uebelgesinnten gaben ihren Beyfall zu erkennen, die vernünftigen Leute lachten vor Verachtung, und fühlten sehr wohl, daß wenn Gefahr gewesen wäre, das Fleisch, das Getränk, und tausend andre Mittel zu einem solchen Verbrechen, die albernen Vorkehrungen des Hofmeisters vereitelt haben würden. Er hatte den Titel als Chef des Conseils der Finanzen; da er aber unfähig war, etwas davon zu verstehen, so war er desto eifersüchtiger auf den Herzog von Noailles, der als bloßer Präsident die ganze Verwaltung unter sich hatte. Dieser sah wiederum mit Verdruß den Einfluß, den Law bey dem Regenten bekam. Diese Konkurrenz im Fache der Finanzen stand dem Wunsche im Wege, den der Herzog von Noailles immer hatte, Erster Minister zu werden. Der Abbe Dübois, welcher von weitem auf das nämliche Ziel losging, unterstützte heimlich Law, von dem er viel Geld zog. Ohne mich bey einer Erörterung über das Wesen des Systems aufzuhalten, will ich blos anmerken, daß Law, bey dem Karakter des Regenten, diesen Prinzen durch seinen Verstand vorzüglich durch außerordentliche, von der gemeinen Heerstraße abweichende Ideen gefiel. Eben von dieser Seite mißfielen diese Ideen dem Kanzler, der außerdem ein Freund des Herzogs von Noailles war. Der Regent, der sie immer seinen neuen Projekten entgegen fand, den einen aus Eigennutz, den andern aus Rechtschaffenheit, wurden ihrer überdrüßig. Zugleich bestrebte man sich, ihn zu überreden, daß nichts untrüglicher zur Regierung wäre, als die Magistratur. Versteht man darunter ein zahlreiches Kollegium, wie das Parlament, so ist es wohl wahr, daß seine Formen die nöthige Thätlichkeit der Triebfedern

des

des Staats oft aufhalten würden. Außerdem sind Magistratspersonen, die des Positiven in den Gesetzen gewöhnt sind, selten geschickt, die Vorurtheile des Schlendrians den wahren Grundsätzen der Staatsverwaltung nachstehen zu lassen. Hat man aber von gewissen Ministern mehr zu erwarten, die keine andere Probe ihrer Geschicklichkeit abgelegt haben, als daß sie sich aus dem Schooß der Vergnügungen und der Zerstreuungen haben hervorsuchen lassen, um an die Spitze der Geschäfte gesetzt zu werden? Man konnte dem Kanzler seine Unentschiedenheit vorwerfen, aber das Lästigste an ihm war seine Tugend.

Wie dem auch sey, so waren die Vorstellungen des Parlaments am 26sten Januar so stark, und der Kanzler, entweder aus einem Gefühl von Gerechtigkeit, oder durch die ihm zur andern Natur gewordene Achtung für die Magistratur, zeigte sich so schwach, daß der Regent beschloß, ihm die Siegel zu nehmen, welche dem damaligen Polizey-Lieutenant d'Argenson gegeben wurden. Der Kanzler erhielt Befehl, sich nach Fresne zu begeben. Als der Herzog von Noailles die Ungnade des Kanzlers erfuhr, zweifelte er nicht an der seinigen, und erschien sogleich mit der Dimission seiner Stelle bey den Finanzen, deren Verwaltung, zugleich mit den Siegeln, d'Argenson übergeben wurde.

Der Staat gewann nichts bey dieser Veränderung, welche Law's unglückliches System begünstigte; aber Paris verlor den besten Polizeyverwalter, den es je gehabt hat. Bey einer gräßlichen Figur, die den Pöbel in Respekt erhielt, hatte d'Argenson einen ausgebreiteten, richtigen und durchdringenden Verstand, einen standhaften Geist, und alle Arten von Muth. Er verhinderte und stillte mehr Unordnungen durch die Furcht, die er einflößte, als durch Züchtigungen. Viele Familien haben ihm die Erhaltung ihrer Ehre und des Glücks ihrer Kinder zu verdanken gehabt, die bey dem vorigen König ohne Rettung

verloren gewesen wären, wenn d'Argenson nicht manche jugendliche Thorheiten verdeckt hätte. Fontenelle hat einen vortreflichen Abriß von der Pariser Polizey gegeben, und diesen hat d'Argenson in seinem ganzen Umfang erfüllt; da aber sein Vermögen sein erstes Augenmerk war, so bedachte er auch den Fiskus immer mehr als eine Magistratsperson thun sollte. Machault folgte ihm in diesem Posten nach, und versah ihn mit mehr Redlichkeit als Einsicht.

Um den Herzog von Noailles für den Verlust der Finanzen zu trösten, stellte ihn der Regent in dem Regentschaftsrath an, und gab dem fünfjährigen Sohn die Exspektanz des Amts und des Gouvernements seines Vaters.

Die Leichtigkeit, mit welcher der Regent allen, die ihn plagten, alles bewilligte, bewog den Herzog von Lothringen, seinen Schwager, nach Frankreich zu kommen, wo er unter dem Namen eines Grafen von Blamont inkognito blieb. Die Herzogin von Lothringen trat gleich in ihrer Eigenschaft als königliche Enkelin auf, deren Rang entschieden war. Man gab ihnen zwey Monate hindurch, die ihr Aufenthalt währte, alle möglichen Feten; aber der Herzog von Lothingen hatte einen wichtigeren Gegenstand, als das bloße Vergnügen. Er wünschte ein Arrondissement in Champagne, und den Titel als königliche Hoheit.

Den ersten Punkt betreffend, suchte er alte Ansprüche wieder aufzuwecken, welche immer abgewiesen, und durch die letzten Traktaten sogar vernichtet worden waren. Für den zweyten gründete er sich darauf, daß der Herzog von Savoyen, ebenfalls Schwager des Regenten, den Titel als königliche Hoheit hatte, den seine Gemahlin, königliche Enkelin, und durch sich selbst königliche Hoheit, ihm mitgetheilt haben sollte. Das letzte aber war nicht vollkommen richtig. Eh Victor Amadeus 1713 den königlichen Titel erhalten hatte, war er lange verheurathet

und

und Herzog von Savoyen gewesen, ohne an dem Titel seiner Gemahlin Antheil zu haben. Um dies zu erreichen, erneuerte er den als König von Cypern, erhielt in Rom den königlichen Saal für seine Ambassadeurs, und in Wien die Etikette der Ambassadeurs von gekrönten Häuptern, was nach und nach bey den andern Höfen auch eingeführt wurde. Diese gewonnenen Punkte verschaften ihm die persönliche Behandlung als königliche Hoheit; was aber am meisten dazu beytrug, war die politische Wichtigkeit seiner Staaten und seiner Allianz, und sein Einfluß bey den Italiänischen Angelegenheiten.

Der Herzog von Lothringen führte seinen vorgeblichen Titel als König vom Jerusalem an; aber seine Macht kam wenig in Betrachtung, und er hatte mit dem Herzog von Savoyen nichts gemein, als den Titel von einem Königreich in der Luft, und daß er eine königliche Enkelin von Frankreich geheurathet hatte. Die Freundschaft von Madame, welche sich für alles, was Deutschland anging, leidenschaftlich interessirte, gab der Sache den Ausschlag.

Saint-Contest, der unter einer einfachen und plumpen Aussenseite den verschlagensten Menschen, den feinsten Hofmanu verbarg, bekam Auftrag, vor dem Conseil der Regentschaft über die Ansprüche des Herzogs von Lothringen in Champagne zu berichten; da er lange Intendant in Metz gewesen war, so befand sich keiner so gut im Stand als er, die Nachtheile einer Bewilligung wie diese zu kennen, und folglich in seinem Bericht zu verbergen. Er berichtete nach Wunsch, die Sache ging einstimmig durch, und litt bey dem Parlament eben so wenig Anstand, wo sie ohne die mindeste Gegenvorstellung einregistrirt wurde. Der Herzog von Lothringen erhielt einen Vorzug über die Prinzen vom Geblüt, die sich vorher schwerlich zur Gleichheit verstanden hätten. Die Vereinigung Lothringens mit Frankreich hat den übeln Folgen dieses Ausspruchs vorgebeugt; aber man konnte das damals nicht voraussehen.

Der Groß-Herzog von Toskana, Gastons Schwiegersohn, dessen Haus Frankreich zwey Königinnen gegeben hat, von deren einer die regierende Linie entsprungen ist, machte jetzt sehr bald auch auf die königliche Hoheit Anspruch. Der Herzog von Holstein Gottorp verlangte dasselbe; aber beyde wurden abgewiesen. Einige Zeit darauf bewilligte der Regent dem König von Dänemark die Behandlung als Majestät, und den Generalstaaten von Holland den Titel als Hochmögende.

Die Anstellung des Herzogs von Noailles beym Regentschaftsrath, erregte bey den Chefs der andern Conseils den Wunsch ebenfalls hineinzukommen; und sie erlangten es, ohne ihre andern Stellen zu verlieren. Es fanden sich endlich gegen dreyßig Personen dabey. Uebrigens bekamen sie dadurch keinen wichtigen Antheil an der Regierung. Dubois bemächtigte sich nach und nach des ganzen Geheimnisses der auswärtigen Geschäfte, und die Finanzen wurden ausschließlich zwischen d'Argenson und Law abgehandelt. Indessen zog doch ein jeder die Einkünfte von seinen müßigen Titeln.

D'Argenson verlangte das Tabouret für seine Frau, und erhielt es. Sie ist die erste, die es als Frau des Siegelbewahrers gehabt hat 1). Die

1) Vor dem Kanzler Seguier gab keine Kronbedienung des Mannes dem Weibe das Recht des Sessels. Durch die Begünstigung des Kardinal Richelieu erhielt Seguier von Ludwig dem Dreyzehnten das Tabouret für seine Frau, bey der Toilette der Königin, was indessen nur eine Art von Privat-Entree war. Als Seguier ernannter Herzog (duc à brevet) wurde, hatte seine Frau von Rechtswegen überall den Sessel; aber das galt für die Kanzlerstelle so wenig als Konsequenz, daß Ludwig der Vierzehnte es sehr übel aufnahm, als die Kanzlerin von Pontchartrain, welche bey der Toilette der Herzogin von Bourgogne saß, sich das Tabouret bey einer Audienz dieser Prinzessin anmaaßte, weil dieses eine öffentliche Gelegenheit war. Der Siegelbewahrer d'Aligre, welcher es nach Seguiers Tod zwey Jahre war, ohne daß man einen Kanzler ernannte, verlangte das Tabouret nicht für seine Frau, aber sie nahm es wie er Kanzler wurde. D'Argenson machte sich die Abwesenheit des Kanzlers zu Nutze, indem er die äussere Aehnlichkeit

Die Zeit, wo solche Anmaaßungen am Hofe vorgehen, ist nothwendig auch die der Klätschereien, denen die Geschäfte oft nachstehen müssen. Der Marechal von Villars schrieb, als Chef vom Kriegsrath, Circularbriefe an die Obersten. Unter dem vorigen König hätte sich keiner unterstanden, sich über die Schreibart der Staatssekretaire zu beklagen. Dem Marquis von Beaufremont fiel es ein, diesen Styl von einem Marschall von Frankreich übel zu nehmen, und antwortete durch einen so insolenten Brief, daß er in die Bastille gesetzt wurde; und die Marschälle von Frankreich verlangten, daß er noch überdem dem Marechal von Villars Abbitte thäte. Der Regent, welcher die Weiber und die ganze Jugend für Beaufremont Partie nehmen sah, scheute sich einen so respektabeln Theil des Staats vor den Kopf zu stoßen. Er begnügte sich also, den jungen Menschen in Gegenwart des Marechals kommen zu lassen, und zu diesem zu sagen, daß Beaufremont nicht die Absicht gehabt hätte, ihn zu beleidigen; so daß auf diese Art, da Beaufremont den Mund nicht aufthat, es der Regent allein war, der die Abbitte über sich nahm.

Poirier, der auf Fagon gefolgt war in der Stelle als erster Leibarzt, der einzigen, welche durch den Tod der Könige verloren geht, starb jetzt auch, und der Regent erklärte, daß er sich in die neue Wahl nicht mischen wollte, nur schlösse er Chirac davon aus, weil er sein Arzt wäre, und Boudin, wegen den unverschämten Reden, die er bey dem Tode des Herzogs von Bourgogne und der andern Prinzen, über ihn geführt hätte. Dodart erhielt die Stelle, ein Mann von Verstand, von Einsich-

 ten,

keit zwischen den Aemtern vorstellte, und sie für die Weiber verlangte, wie sie zwischen den Männern war. Der Regent gab es zu, und so geschah es, daß die Frau des Siegelbewahrers Chauvelin, in Gegenwart der Kanzlerin saß, als d'Aguesseau von Fresne zurückkam, ohne die Siegel zu haben.

ten, und ein rechtschafner Mann, der zwey Söhne hinterlassen hat, die seiner würdig sind. Der eine ist gegenwärtig Intendant von Bourges, der andre dient mit Ehren unter den Karabiniers.

Am grünen Donnerstag behauptete der Kardinal von Polignac, in der Abwesenheit des Großallmoseniers, daß es ihm gebührte, bey der Messe dem König das Evangelienbuch zum küssen zu reichen, mit Uebergehung des Ersten Kapellans. Dieser erbauliche Streit verhinderte den König das Evangelienbuch überhaupt zu küssen, und er wurde nachher zum Vortheil des Ersten Kapellans entschieden.

Als jetzt der Abbe von Saint-Pierre, Erster Kapellan von Madame, sein Buch über die Polysynodie heraus gab, worin er den Vortheil der Mehrheit der Conseils in's Licht setzte, wollten die Feinde der Regentschaft in diesem Werk eine Satyre auf die Regierung Ludwigs des Vierzehnten finden, und versuchten den Regenten in einem Manne, der zu seinem Haus gehörte, zu kränken. Weil sie aber nichts Gerichtliches gegen den Abbe unternehmen konnten, so kabalirten sie in der Französischen Akademie, von der er Mitglied war, bis er von derselben ausgeschlossen wurde. Er blieb darum doch der Freund der gelehrten Mitglieder, welche erhielten, daß seine Stelle nur nach seinem Tod besetzt würde. Die Ausschließung dieses vortreflichen Patrioten ist ein Beweis der Gewalt, die in gelehrten Gesellschaften solche Leute sich herausnehmen, welche aus keinem andern Grunde hineintreten, als um sich den Namen als Beschützer, den sie nie erfüllen, und ein Ansehen von Verstand anzumaßen, das sie nicht immer erlangen.

Eine sehr wichtig Sache wurde damals sehr schnell beendigt, weil man sich vernünftig dabey nahm. Es waren drey Erzbischöfe, zwölf Bischöfe, und verschiedne Aebte, denen der Pabst die Bullen verweigerte, wenn sie

sich

sich nicht zu Bedingungen verstünden, die unsern Freyheiten zuwider waren. Einige der ernannten Prälaten waren eben nicht sehr davon abgeneigt; aber andre, beßre Patrioten, lehnten sich gegen diese Knechtschaft auf. Der Regent verbot dem Kardinal de la Tremoille, unserm Ambassadeur in Rom, irgend eine von diesen Bullen anzunehmen, wenn man sie nicht alle herausgäbe, und ernannte zu gleicher Zeit eine Commission aus dem Conseil der Regentschaft, um, auf den Fall, daß der Pabst hartnäckig bliebe; über die Mittel, wie man ihn entrathen wollte, zu verordnen. Hennequin, Petit-Pied und le Gros, Doktoren von der Sorbonne, verschaften den Kommissarien belehrende Beyträge über diesen Gegenstand, aber die Commission ward ihrer Bemühung überhoben. Sobald man in Rom davon Nachricht hatte, fand man sich sehr betroffen. Der Pabst ließ sogleich einen Kourier abgehen, der alle Bullen brachte; man hätte Blanquets von Bullen dazu geschickt, wenn sie verlangt worden wären.

Die Negociationen über die Zwistigkeiten zwischen dem Kaiser und Spanien giengen in diesem Jahre mit der größten Lebhaftigkeit fort. Der Kaiser wollte keinem seiner Ansprüche auf verschiedne Staaten von der Spanischen Succession entsagen. Alberoni schmeichelte sich hingegen, alles wieder zu erlangen, was der Spanischen Linie vom Haus Oesterreich gehört hatte, und nannte den Kaiser in seinem Manifest schlechtweg, Erzherzog. Ueberhaupt hielt dieser Minister in seiner Verfahrungsart auf einen gewissen hohen Ton, der von keinem gemeinen Geist zeugte, und eine jede Macht auf den Gedanken brachte, daß er sich der andern versichert hätte.

Alberoni verlangte als Präliminarien, erstlich, eine unbedingte Verzichtleistung des Kaisers auf alle Staaten, in deren Besitz Philipp der Fünfte sich gegenwärtig fand; zweytens, daß im Erlöschungsfall der Häuser Medicis

und

blicken glaubt, gab allen ihren Handlungen Beyfall; die Erhitzung steckte alle Gemüther an, und ein Umstand, der wichtiger war, als es scheinen möchte, trug noch mehr dazu bey. Die Memoiren des Kardinals Retz waren kürzlich erschienen; jedermann las sie begierig; die meisten von einem Freyheitssinn ergriffen, schmeichelten sich, die Fronde wiederaufleben zu sehen, und eine Rolle dabey zu spielen a). Das Parlament, dessen Verfahren nicht immer so regelmäßig ist, als seine Klagen gerecht sind, trachtete darnach, dem Regenten Gesetze vorzuschreiben. Der alte aufrührerische Lärm in den enquêtes erneuerte sich, und verlangte, wie zu der Zeit der Minorität Ludwigs des Vierzehnten, den Beytritt der andern obern Gerichtshöfe. Diese lehnten es ab, und begnügten sich, ihre Remonstranzen zu machen. Das Parlament verdoppelte die seinigen 1), und unterließ nichts, was das Volk entflammen konnte. Aber der Geist der Nation war nicht der nämliche. Eine despotische Regierung von zwey und siebenzig Jahren hatte zwey oder drey Generationen zum Gehorsam und zur Furcht angewiesen. Auf die verderblichsten Edikte erfolgte nichts, als

a) Und man sage noch, daß Bücher keinen Schaden stiften, daß die Freyheit der Presse keiner Einschränkungen bedarf! Wie viel leichter und bequemer wäre es nicht gewesen, diese gefährliche Erscheinung zu unterdrücken, als die Beziehungen zu mildern, zu entfernen, oder wegzuschaffen, welche die damalige Staatsverwaltung ihr in den Köpfen der Franzosen gab! — Ich habe an einem andern Orte, (im neuen deutschen Museum) einen Versuch gemacht, dieses Meisterwerk der Französischen Sprache unter uns bekannter zu machen.

1) Die Gegenstände der Berathschlagungen und der Vorstellungen des Parlaments waren: die Veräusserung der Domainen, die Traktaten mit den auswärtigen Fürsten, die Geschäfte mit dem römischen Hofe, die Renten auf der Stadt, alle Schulden des Königs, die zur königlichen Bank gewordene Bank von Law; mit einem Wort also, alle Staatsangelegenheiten.

als Murren oder Chansons. Indessen war der Regent doch nicht ruhig; das französische Volk ist das einzige, das im Augenblick neu erschaffen oder verderben kann a), und das ausschweifende Leben des Regenten that ihm mehr Schaden, als er sich einbildete. Die Prahlerey, die er mit seinem Unglauben trieb, zog ihm die Verachtung der Weisen und den Unwillen der Frommen zu, und gab den Beschuldigungen über Verbrechen, deren man ihn fähig glaubte, mehr Gewicht. Die Gnadenbezeugungen, die er an die Hofleute verschwendete, erbitterten das Elend des Volks, und erwarben ihm von niemanden Dankbarkeit; man schrieb seine Wohlthaten auf Rechnung der Schwäche oder der Furcht, wenn man sie ohne Unterschied auf Freunde oder Feinde fallen sah. Die meisten seiner Vertrauten, als d'Effiat, Canillac, Bezons, d'Hürelles, standen in alten Verbindungen mit dem Herzog vom Maine. Eine angewöhnte Ehrerbietung gegen den Willen des vorigen Königs, und die Zerrüttung

a) Kaum wage ich es, dem Gefühl des Lesers bey einer so auffallenden, im Jahr 1762. geschriebenen Stelle, durch eine Anmerkung vorzugreifen; und kaum kann ich mich enthalten, es durch Aeusserung des meinigen mit ihm zu theilen. Nur das muß ich hierbey noch wiederholen, daß Duclos ein rechtschaffner, strenger Mann, aber kein unruhiger Kopf war, daß er sogar, wie das gegenwärtige Werk an manchen Stellen beweist, die schwankende, unstäte Sucht nach Neuerungen und Verwirrung in den Individuen, von dem ewigen Heiligthum der Wahrheit und der Freyheit wohl zu unterscheiden wußte, und unter welcher schönen Larve sie auch erschien, mit Haß und Verachtung erkannte. So dürften denn Stellen, wie diese, wo der prophetische Geist selbst einen französischen Aristokraten mit einem heiligen Schauer treffen müßte, den wohlthätigen Einfluß auf den Gang und die Wendung der allgemeinen Aufmerksamkeit bey den Angelegenheiten Frankreichs haben, daß man die Fesseln der Gegenwart abwerfen, und die französische Revolution, ohne in seinem Lande den Namen irgend einer Partey zu fürchten, als eine Weltbegebenheit ansehen lernte, und nicht mehr durch beschränkte Rücksichten, Anwendungen und Beziehungen die Göttlichkeit des Schicksals lästerte.

tung in den Geschäften machten es bereuen, daß nicht auf Vollstreckung des Testaments gehalten worden war. Man fürchtete für das Leben des jungen Konigs; man hätte ihn in den Händen eines Prinzen, welcher der Krone nicht so nahe angegangen wäre, als der Regent, besser aufgehoben geglaubt; und die Unvorsichtigkeiten des Herzogs von Orleans begünstigten die Verläumdungen, die von den Anhängern des alten Hofs unterhalten wurden. Die Unternehmungen des Parlaments wurden allgemein gepriesen, weil man sie in den Umständen, worinn der Staat sich befand, für gut und nützlich hielt. Der erste Präsident de Mesmes bemühte sich nur, sich zwischen seinen Kollegen und dem Regenten mitten inne zu halten; vom letztern zog er ungeheure Summen, und bestritt damit einen prächtigen Aufwand, der immer eine Art von Achtung verschafft. Der Regent kannte ihn wohl; aber er glaubte es mit Geld zu erzwingen, daß er ihn ganz besäße, und meynte, daß es immer nur auf den Preis ankommen würde. Auch setzte er voraus, daß ein erster Präsident seine Gesellschaft so gut zurückzuhalten als anzutreiben vermöchte, worinn er sich aber irrte. Matthäus Molé war, bey den anerkannten besten Absichten, bey der Ehrfurcht, die man seiner Tugend schuldig war, nicht im Stande, den Ungestüm des Parlaments während der Fronde zu zähmen. So sah man auch de Mesmes von den Enquetes verlassen, so oft er sie im Zaum zu halten unternahm. Das benutzte er dann, um dem Regenten neue Summen abzulocken, und brachte die Flüchtigen nicht anders zurück, als indem er an ihrem Unfug Theil nahm. Der Regent mußte wissen, daß man feiler Leute nie sicher seyn kann, und daß der erste Präsident von jeher durch Neigung und durch Eigennutz dem Herzog vom Maine ergeben war 1). Bey der ausdrücklichen

Ab-

1) Die Enquêtes beschlossen einmal nach einer Berathschlagung, daß niemand zum Ersten Präsidenten gehen sollte, wenn es nicht

Absicht, welche das Parlament zeigte die königliche Gewalt zu theilen, mußte er auch wirklich den Herzog vom Maine dem Regenten vorziehen, da jener, durch die Rechte der Geburt weniger begünstigt, an der Spitze der Regierung, um ein Mitglied oder ein Werkzeug der Gesamtschaft, die ihn erhoben hätte, seyn würde.

Was der Regent schon von seinem Ansehen verloren hatte, ließ seine Feinde glauben, daß man ihn rein würde plündern können; und die ihm am meisten ergeben seyn sollten, trafen schon ihre Maasregeln darauf, sehr entschlossen sich nach dem Ausschlag des Glücks zu richten.

Das Misvergnügen der Hauptstadt steckte die Provinzen an. Das Parlament von Rennes hatte sich offenbar für das Pariser erklärt. Die Versammlung der Stände von Bretagne, die damals gehalten wurde, war sehr stürmisch, und die Feindseligkeit der Gemüther hatte dort schon im vorigen Jahre angefangen.

Der

nicht in unumgänglichen Geschäften und mit dem Gutheißen der ganzen Gesellschaft geschähe. Der Präsident Henault a), der ihm besonders zugethan war, und von dem ich diese Fakta habe, ging heimlich zu ihm, um ihn von dieser Deliberation zu benachrichtigen. Sie werden sie morgen alle bey mir sehen, sagte der erste Präsident. In der That zeigte er sich den folgenden Tag etwas verdrüßlich auf den Regenten, und der ganze schreyende Haufen der Enquêtes b) folgte ihm nach Hause.

a) Verfasser des vortreflichen Abrége chronologique de l'histoire de France.

b) La Cohue des Enquêtes, ist ein Ausdruck, der sich aus den oberwähnten Memoiren des Kardinals Retz erhalten hat, und gleichsam sprüchwörtlich geworden ist. In den Enquêtes saßen meistens junge Räthe, die bey den Alten für Schwindelköpfe galten.

Der Marechal von Montesquiou, der in Bretagne kommandirte, um in Dinan den Landtag zu halten, hatte es gleich mit dem Adel verdorben. Vier bis fünfhundert Edelleute waren ihm eine kleine Strecke entgegen geritten. Sie stellten sich, um mit ihm Einzug zu halten, in der sichern Erwartung, daß er sich mit ihnen zu Pferde setzen, und an ihre Spitze stellen würde. Er begnügte sich, sie aus seiner Chaise zu begrüßen, und setzte seinen Weg fort, ohne ihnen die geringsten Entschuldigung zu machen. Sie fanden sich mit Recht durch diesen ersten Empfang beleidigt. Den folgenden Tag machte ers eben so übel. Die Deputation der drey Klassen kam zu Fuß, um ihn einzuladen, und zu der Eröfnung des Landtags zu begleiten; aber anstatt an ihrer Spitze zu gehen, setzte er sich in seine Sänfte, und ließ die Deputation hinter sich drein gehen, wie sie gekommen war 1). Von diesem Augenblick an gab es von beyden Seiten lauter mißfällige Auftritte.

Den Tag nach der Eröfnung des Landtags geschieht die Begehrung der freywilligen Subsidien durch den Intendanten, in Gegenwart des Commendanten und der übrigen Kommissarien des Königs, die sich sodann wegbegeben, um die Stände darüber berathschlagen zu lassen. Ehemals untersuchten die Stände den Betrag ihrer Kapitalien, eh sie auf das Begehren antworteten, und sie stritten oft lange über das Quantum der Summe. Unter dem Kommando des Herzogs von Chaulnes, und in den blühenden Zeiten Frankreichs geschah es, daß die Stände, von ihrem Eifer hingerissen, die freywilligen Subsidien, durch einstimmigen Zuruf und ohne vorläufige Berathschlagung, bewilligten. Dieses Beyspiel wurde

1) Gegenwärtig kömmt die Deputation in den Versammlungssaal wieder an, nachdem sie die Einladung gethan hat, und ehe die Kommissarien des Königs ihren Zug antreten.

de in den folgenden Landtägen nachgeahmt, und wurde zur Observanz, welche bis 1717 bestand. Diesmal wollten die Stände, durch die Anstrengung während des Kriegs schon erschöpft, und durch das Betragen des Marechal von Montesquiou übel gestimmt, eh sie etwas bewilligten, die Lage ihrer Angelegenheiten untersuchen. Der Marechal nahm es übel, trachtete einige Tage hindurch die Stände auf den einstimmigen Zuruf zurückzubringen, und trennte, wie es ihm nicht gelingen wollte, die Versammlung aus einander.

Viele Edelleute von den Ständen und von dem Parlament 1) wurden exilirt, was die Gemüther eben nicht günstiger stimmte.

Indessen versammelten sich 1718. die Stände von neuem, und man nahm folgenden mezzo termine, daß die Stände über die freywilligen Subsidien in der nämlichen Sitzung, wo sie begehrt würden, berathschlagen sollten, und von nichts anderm handeln noch Vorstellungen thun dürften bis sie bewilligt hätten. Diese Form dauert gegenwärtig noch fort.

Wenn die Stände von 1718. nicht getrennt wurden, so waren sie darum nicht viel ruhiger. Der Procureur-général-syndic (Coëtlogon von Mejusseaume) wurde exilirt, und die Gemüther blieben feindseliger als jemals. Wir werden die Folgen davon sehen.

Das Pariser Parlament, stolz auf seine Siege, durch die öffentliche Stimme aufgefordert, und seine Kräfte nach der Schwachheit des Regenten berechnend, glaubte, daß nichts es mehr aufhalten dürfte, und gab das berühmte Arrêt vom 12. August, durch welches es alle Operationen der Bank aufhielt, und allen Fremden,

 selbst

1) Tiré, Noyan, Bonamour und Du Groesquer; der Präsident von Rochefort, und Lambilly, Parlamentsrath.

selbst den naturalisirten, verbot sich in die Verwaltung der königlichen Domainen einzumischen u. s. w.

Mit diesem Schritt noch nicht zufrieden, schickte das Parlament die gens du roi zum Regenten, mit dem Begehren Rechenschaft abzulegen von den Billets, die zu der Justizkammer, zu der occidentalischen Compagnie, oder zur Münze gekommen wären. Das Parlament verschob die Kundmachung seines Schlusses noch um einige Tage, weil es heimlich Law den Prozeß machen wollte. Kommissarien, ex officio ernannt, hatten schon Zeugen verhört; und man hatte nichts geringeres vor als den Schuldigen zu ergreifen, seinen Prozeß in Zeit von zwey Stunden zu beendigen, ihn im Hof des Palais, bey verschlossenen Thüren, aufhängen zu lassen, und sie alsdann zu öfnen, um dem Volk den Anblick des Leichnams zu geben.

Das Arrêt und dieser Anschlag wurden dem Regenten verrathen, wie man behauptet durch den Präsident Dodün, der nachher General-Controleur der Finanzen wurde. Als sonach die gens du roi am 22. August mit dem oberwähnten Vorschlag in Betref der Staatsobligationen zu ihm kamen, hörte er sie bloß an, und gieng, ohne alle Antwort, wieder in sein Kabinet. Dieses kalte und verächtliche Stillschweigen brachte sie mehr aus der Faßung, als eine lebhafte Antwort gethan hätte. Auf den Bericht der darüber dem Parlament erstattet wurde, argwöhnten einige daß der Regent mit irgend einem kräftigen Entschluß umgienge, als etwa die Anführer der aufrührerischen Parteyen aufheben zu lassen, oder ein Lit de justice zu halten. Andre behaupteten, der Herzog würde, in der Mitte eines mißvergnügten Volks, keines von beyden wagen.

Auf das Aeusserste getrieben durch die Eingriffe des Parlaments, hatte der Regent noch keinen sichern Entschluß gefaßt. Viele von denen, die ihn umgaben, Freunde des Ersten Präsidenten, unterhielten ihn in der Furcht

vor

vor der Magistratur, und der Marechal von Villeroi that alles um ihn allgemein verhaßt zu machen. Der Herzog von Noailles, durch den Siegelbewahrer und durch Law um die Finanzen gebracht, wünschte den Untergang beider. Auf der andern Seite hatte der Herzog von Saint-Simon eine Verachtung für alle gerichtliche Personen, die an Tollheit gränzte; mit dem äussersten Verdruß sah er die Schonung des Regenten gegen das Parlament, und sprach von demselben wie von einer Gesellschaft Bürgersleute, die durch die geringste Ausübung der Gewalt wieder an ihre Pflicht gewiesen werden würde. Dem Regenten wäre nichts willkommener gewesen als sich davon zu überzeugen; aber die Rathschläge von Saint-Simon, der um der Herzoglichen Vorrechte willen gegen das Parlament leidenschaftlich eingenommen war, mußten ihm verdächtig seyn.

Die Unentschlossenheit des Regenten stürzte Law in die schrecklichsten Aengste. Er fürchtete gehängt zu werden, während daß man so langsam sich nach Mitteln umsah ihn davor zu schützen; weil er sich in der Bank, dem Schauplatz seines Unfugs und dem eigentlichen Corpus delicti, nicht sicher glaubte, flüchtete er sich in den königlichen Pallast. Der Abbe Dübois, der das Hängen besser noch verdiente als Law, fühlte daß er wohl das zweite Schlachtopfer des Volks werden könnte, daß seine Existenz lediglich an der Macht seines Herrn hienge, und daß, wenn diese einmal zerstört wäre, die Würden und Aemter mit denen ihr Stellvertreter geschmückt worden, statt ihn zu retten, sein erstes Verbrechen machen würden. Der neue Siegelbewahrer wußte, wie sehr es das Parlament verdroß, sich einem Mann untergeordnet zu sehen, den es lange als Subaltern behandelt hatte. D'Argenson war, als Polizey-Lieutenant, oft vor die Schranken des Gerichtshofs gefordert worden, und hatte da, stehend und unbedeckt mit mehr Ehrerbietung als Furchtsamkeit Verweise empfangen, die er im

Herzenverachtete. Gegenwärtig war er im Falle seine innere Meynung zu offenbaren; niemand war zwar weniger hochmüthig als er, aber niemend war standhafter, und fruchtbarer an Auswegen in den Geschäften. Hier bot sich der am natürlichsten an, durch ein Lit de justice alles zu zerstören, was das Parlament gethan hatte. Der Siegelbewahrer, um die königliche Gewalt aufrecht zu halten, Dübois, aus unedleren aber nicht weniger mächtigen Bewegungsgründen, belagerten beyde den Regenten, und machten ihn über seine Schwachheit erröthen. Der Herzog von Saint-Simon unterstützte sie lebhaft, und der Herzog von Bourbon, aus einem persönlichen Interesse, vereinigte sich mit ihnen; so daß endlich das Lit de justice beschlossen wurde 1).

Seitdem der Herzog von Bourbon majorenn war, ertrug er es sehr ungeduldig, die Oberaufsicht über die Erziehung des Königs in den Händen des Herzogs vom Maine zu sehen. Er behauptete, daß diese Stelle niemanden gebührte, als dem ersten volljährigen Prinzen vom Geblüt, und daß der Herzog vom Maine, seit dem Schluß von 1717, nur die Ehrenbezeugungen als Prinz vom Geblüt noch hätte, und es nicht mehr wäre. Da sich der Regent nicht getraute ihm persönlich etwas abzuschlagen, so trug er Saint-Simon auf, ihn von einem Anspruch abzubringen, der blos die Zahl der Mißvergnügten vermehren würde. Vergebens stellte Saint-Simon den Herzog von Bourbon die Gefahren eines

bürger-

1) Ohngeachtet dieses Lit de justice heutzutage wenig Interesse mehr zu haben scheint, so habe ich doch geglaubt, ausführlicher davon sprechen zu müssen: erstlich, weil es das erste ist, das der König bey sich gehalten hat; zweytens, weil es den Karakter, das verschiedne Interesse, die Leidenschaften der handelnden Personen dieser Zeit immer mehr bekannt machen, und einen Begriff von dem geben wird, was täglich unter denen, die am Hofe eine Rolle in Kabalen, von Höflingen erfunden und ausgeführt, spielen. Die vornehmsten Umstände von diesem Lit de justice und dessen Präliminarien sind aus den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon, und aus einem Parlaments-Diarium ausgezogen.

bürgerlichen Kriegs vor; vergebens suchte er ihm einzureden, daß die Veränderung der Oberaufsicht keines Lit de justice bedürfte, und daß sich der Regent auf sein Ehrenwort und sogar schriftlich, verbindlich machen wollte ihn zu befriedigen, sobald die Angelegenheiten des Staats in Ordnung gebracht wären. Der Herzog erwiederte, er traue der schriftlichen Verpflichtung des Regenten eben so wenig als seinem Worte; er wolle dem Herzog vom Maine die Zeit nicht lassen sich bey dem König in Gunst zu setzen, wie es unausbleiblich geschehen würde, wenn er bis zur Volljährigkeit seine Stelle behielte; und der Regent habe zu erwägen, ob er einen legitimirten Prinzen einem Prinzen vom Geblüt vorziehen wolle, dessen beständige Freundschaft oder immerwährender Haß der Preis seiner günstigen oder abschläglichen Entschließung seyn würde.

Der rechtschaffenste Mann am Hof setzt seinen eignen Vortheil nie aus den Augen. Wie Saint-Simon gewahr wurde, daß die Hartnäckigkeit des Herzogs von Bourbon nicht zu besiegen war, beschloß er für sich selbst Nutzen davon zu ziehen, und ihm lieber Anschläge zur leichteren Ausführung seines Vorhabens an die Hand zu geben. Nehmen Sie, sagte er zu ihm, den Legitimirten alle äussern Eigenschaften von Prinzen vom Geblüt, und lassen Sie sie auf den Rang ihrer Pairie einschränken, so fällt die Oberaufsicht über die Erziehung von selbst weg. Der Marechal von Villerci kann dem nicht mehr untergeordnet werden, der durch die Pairie seines gleichen und sogar der jüngere ist. Sie können in Ihrem Ansuchen diese Betrachtung erwähnen, und etwas schmeichelhaftes für den Marechal von Villeroi einmischen, das seine Eitelkeit kützeln wird. Hierdurch verschaffen Sie sich an einem Haupt der Gegenkabale einen Anhänger, verstärken Ihre Sache durch die Herzoge, und bekommen sie alle auf Ihre Seite. Es giebt keinen unter ihnen, der

Sie jetzt nicht für den Urheber des den Legimirten gelassenen Mittelrangs hält. Der Regent hat, theils um sich gegen die Pairs zu entschuldigen, theils um ihre Empfindlichkeit auf sie zu lenken, ihnen nicht verhehlt, daß sie allein sich der Beschränkung der Legitimirten auf den Rang ihrer Pairie widersetzt haben, als man ihnen das Recht der Nachfolge im Reich nahm. Es kann Ihnen nicht gleichgültig seyn, einen so beträchtlichen Theil des Hofs zum Freund oder zum Feind zu haben. Eben haben Sie mir versichert, daß ein unauslöschlicher Groll oder eine unverletzliche Ergebenheit gegen den Herrn Regenten der Preis seiner Zusage oder Weigerung seyn wird. Seyn Sie überzeugt, daß Ihnen die Pairs hier durch mich, in Betreff der Beschränkung der legitimirten Prinzen, die nämliche Betheurung thun.

Der Herzog von Bourbon verstand sich auf der Stelle zu Saint-Simons Vorschlag. Ich gebe, sprach er, die Beschränkung der Legitimirten zu; aber Sie haben mir sie durch ihre Etablissements und durch die auf sie gehäufte Würden so furchtbar geschildert, daß man darauf denken muß, sie ganz zu entblößen, und ihnen nichts zu lassen als was sie brauchen werden, um ihrem Rang als Pairs gemäß zu leben. Ungern opfre ich den Grafen von Toulouse auf; aber die Gefahr, den Herzog vom Maine so zu lassen, wie er ist, macht dieses Opfer nothwendig. Außerdem will ich für meinen Bruder, den Graf von Charolois, ein Gouvernement das seinem Stande geziemend sey, es ist kein solches vakannt, und muß in der Beute des Herzogs vom Maine gefunden werden. Sie gehen viel zu weit, erwiederte Saint-Simon. Es ist ungerecht, wem es auch sey, alles zunehmen, ohne ihn für schuldig erklären zu lassen. Gienge man bis zu einer solchen Gewaltthätigkeit, so würde es niemanden im Königreich geben, der dasselbe nicht für sich fürchtete. Ein jeder, der die geringste Stelle beklei-

det,

det, würde die Sache der Legitimirten für die seinige ansehen, ich selbst würde mich davon nicht ausschließen, und die Empörung würde allgemein seyn. Man konnte nach dem Tode des Königs auf die Legitimirten das Verbrechen 1) der beleidigten Majestät an der Krone bringen, weil sie sich für fähig, dieselbe zu erben, hatten erklären lassen. Erließ man ihnen das Leben, die Freyheit und ihre Güter, bewilligte man ihnen bloß, aus Ehrfurcht für das Blut ihres Vaters, den Rang als Herzoge und Pairs, und entkleidete man sie alles übrigen: so war damals alles in der Ordnung. Jetzt aber, da ihnen der Besitzstand bestätigt worden ist, jetzt kann man sie nur bey dem immer fortdauernden Fehler der Geburt angreifen, und sie auf den Rang ihrer Pairie zurückbringen. Dem Herrn Grafen von Charolois wird es an standesmäßigen Anstellungen nicht fehlen, ohne daß sie darum zum Unrecht und zur Gewaltthätigkeit ihre Zuflucht zu nehmen brauchen. Was den Grafen von Toulouse betrift, so giebt es ein sehr einfaches Mittel ihn von seinem Bruder auszuzeichnen: man verordne die Beschränkung beyder durch ein Edikt, und stelle unmittelbar hinter drein durch eine Declaration den Grafen von Toulouse in dem Range wieder her, den er gegenwärtig genießt, ohne daß diese Vorrechte jemals auf seine Nachkommenschaft übergetragen werden dürfen. Auf diese Weise lassen Sie dem Verdienst Gerechtigkeit wiederfahren, und veruneinigen die beyden Brüder.

1) Das ist eine von den Uebertreibungen des Herzogs von Saint-Simon, wovon ich in meiner Vorrede gesprochen habe. Es wäre vielleicht zu wünschen, daß die Könige, sollte es auch nur aus Achtung für die Sitten seyn, ihre natürlichen Kinder nie öffentlich erkennten, indem sie ihnen dabey doch eine Lage, die ihrer Geburt zukäme, verschaffen. Was aber auch der Herzog von Saint-Simon davon denkt, so ist sehr zu vermuthen, daß beym Abgang des rechtmäßigen Stammes zu einer erblichen Krone, die Nation die natürlichen Söhne, oder ihre Abkömmlinge, jeden andern Conkurrenten wohl vorziehen würde, sobald ihre Wahl nicht durch Gewalt erzwungen wäre.

Wie nachgebend der Graf von Toulouse gegen seinen Aelteren auch seyn möge, so ist er zu weise um den Groll dieses Bruders und die Wuth seiner Schwägerin zu theilen. Sollte er sich indessen so weit einnehmen lassen, daß er von seiner Pflicht abweiche, so würde man ihm ebenfalls alles zu nehmen haben, und des allgemeinen Beyfalls dabey sicher seyn.

Der Herzog von Bourbon war sehr erfreut, seinen Haß gegen den Herzog vom Maine und seine Freundschaft für den Grafen von Toulouse zusammenreimen zu können, und willigte in alle Vorschläge des Herzogs von Saint-Simon ein. Dieser suchte die Stimmung des Prinzen weiter zu benutzen, und fuhr fort: Es ist nicht genug, daß Sie Ihre Einwilligung dazu geben, Sie müssen es beym Regenten zu Ihrer eignen Sache machen. Sie sind es, der uns unser Spiel hat verlieren machen, Sie müssen es auch seyn, der uns wieder aufbringt, und unsre Empfindlichkeit gegen Sie in Dankbarkeit verwandelt. Ich fordre Ihr Wort darauf, weil ich weiß, daß Ihr Wort sicher ist. Der Herzog gab es, und hielt es. Saint-Simon gab dem Regenten Rechenschaft von seiner Unterredung mit dem Herzog von Bourbon; aber er erklärte sich nicht gleich über die Verbindlichkeit, die dieser Prinz zum Vortheil der Herzoge übernommen hätte, sondern erinnerte ihn nur, wie oft er ihm zur Wiederherstellung der Pairs Hofnung gemacht hätte. Der Regent, welcher Ausflüchte suchte, verpflichtete sich weit mehr als er glaubte, indem er alles auf den Herzog von Bourbon schob, und sagte, daß er sehr erfreut seyn würde, wenn dieser seine Einwilligung dazu gäbe. Saint-Simon ließ ihn ein langes und breites über sein Wohlwollen gegen die Pairs sprechen; und wie er ihn recht verwickelt sah, erklärte er endlich, daß der Herzog von Bourbon um desto mehr dazu geneigt seyn würde, als er den Haß der Pairs, zu dessen Gegenstand man ihn gemacht hätte, von sich abzu-

abzuwälzen wünschte. Der Regent würde plötzlich finster und nachdenkend. Saint-Simon ließ ihm keine Zeit sich zu erholen, sondern drang lebhaft auf ihn ein, und zwang ihn endlich mit der Mine eines Menschen, der wieder zu sich kömmt, zu sagen, daß er mit Vergnügen die Wünsche des Herzogs von Bourbon zum Vortheil der Pairs begünstigen würde. Saint-Simon verließ ihn hierauf, jedoch mit weit weniger Vertrauen auf ihn als auf den Herzog von Bourbon. Dieser gab auch würklich Millain, der lange Sekretair des Kanzlers von Pontchartrain gewesen, ein sehr geschickter Mann, und seit der Entfernung seines Herrn, dem Hause Condé zugethan war, den Auftrag, einen Entwurf zum Edikt über die Beschränkung der legitimirten aufzusetzen.

Es kam nun auf nichts weiter an, als Maasregeln zum Lit de justice zu nehmen, von welchem das Parlament erst am Morgen des nämlichen Tages selbst Nachricht bekommen sollte. Zum Geheimniß war niemand zugezogen, als der Siegelbewahrer, die Herzoge von Saint-Simon und von la Force, Law, Fagon, und der Abbe Dubois. Der letzte, welcher außer dem Regenten keine Stütze hatte, wollte der Sache die Wendung einer Negociation geben, sich dabey zum Vermittler aufwerfen, und schlug daher vor, die Kassation der Parlamentsschlüsse bis Martini zu verschieben. Es war sehr zu befürchten, daß diese Meynung, die der Weichlichkeit des Regenten so angemessen war, die Oberhand behalten würde; aber der Siegelbewahrer, unverändert standhaft, Saint-Simon, ungestümer als jemals, und la Force verbanden sich gegen Dubois, und erhielten, daß auf den Freytag, als den 26sten, und den Tag nach Ludwigsfest, das Lit de justice beschlossen wurde.

Alle Hindernisse wären indessen nicht gehoben. Man zog in Erwägung, daß der Herzog vom Maine und der Marechal von Villeroi, bey dem ersten Vorschlag eines

eines lit de justice, die Besorgniß vorschützen würden, die Gesundheit des Königs der Hitze, der Ermüdung, der bösen Luft in der Stadt, wo damals die Blattern sehr herumgiengen, auszusetzen; daß sie ihre Vorstellungen förmlich protokolliren lassen, und das achtjährige Kind damit erschrecken würden, welches sich alsdann weigern würde in's Parlament zu kommen. Diese Betrachtungen fiengen an den Ausschuß kleinmüthig zu machen, als Saint-Simon vorschlug, das lit de justice in den Tuilerien zu halten. Dieser Ausweg munterte sie alle wieder auf. Die Gesundheit des Königs gab nun keinen Vorwand mehr. Ob er gleich überall Herr ist, so mußte er es doch in seinem Pallast noch weit mehr scheinen; die Imagination der Parlamentsglieder mußte weit mehr davon ergriffen werden. Hier mußten sie sich fremder, und weniger sicher fühlen, als auf ihren gewöhnlichen Sitzen. Es blieben aber noch Schwierigkeiten. Man mußte vor dem lit de justice, dem Regentschaftsrath von den Verordnungen, Edikten, und Deklarationen, die man einregistrirt haben wollte, Bericht erstatten. Zu diesem Rath gehörten die legimirten Prinzen, der größte Theil war ihnen ergeben, so wichtige Beschlüsse mußten nothwendig wenigstens die Mehrheit der Stimmen für sich haben, und auf diese war nicht zu rechnen. Der Herzog von Bourbon behauptete, daß man dem Conseil nur von dem Kassations-Schluß Rechenschaft geben, und von den andern nichts erwähnen sollte; aber die Gefahr war die nämliche, alle Mitglieder des Conseils, welche bey dem Lit de justice Sitz und Stimme hatten, und der Sache an sich schon abgeneigt waren, würden über die Geheimhaltung obendrein erbittert seyn. Der Herzog vom Maine, und seine Anhänger, würden nicht ermangeln zu erklären, daß im Conseil nichts mitgetheilt worden wäre, und würden das bestätigen, was das Parlament unablässig im Publikum ausstreute, daß alles durch den Willen des Regenten allein geschähe, ge-

gen

gen die authentisch eingegangne Verbindlichkeit, sich nach der Mehrheit der Stimmen zu richten: eine Verbindlichkeit, welche der Regentschaft gleichsam zur Grundlage gedient hätte. Der Marechal von Villeroi, sagte man, wird die Manen des Königs anrufen, wird Thränen vergießen, wird Unsinn schwatzen, aber mit einem pathetischen Ton, der ansteckender ist als Gründe; der kühne Villars der einzige französische Feldherr, der mit Siegen geschmückt ist, der Urheber oder das Werkzeug der Rettung Frankreichs bey Denain, wird mit einer kriegerischen Beredsamkeit auftreten, die ihm natürlich ist, die überzeugt oder hinreißt. Das Parlament, wenn es sich unterstützt sieht, wird sich auch wieder sammlen. Die Gegenwart eines achtjährigen Königs, weit entfernt ihnen Furcht einzuflößen, wird vielmehr zu ihrem Vortheil ausschlagen. Wenn dieses Kind, dem Staat so kostbar, das zu einer solchen Versammlung wie zum Schauspiel gekommen ist, anfängt sich über ein so ungewohntes Getümmel zu erschrecken, wenn es sich von den Thränen seines alten Hofmeisters rühren läßt, wenn es selbst welche vergießt, wie wird man dies nicht zu benutzen wissen? Man wird den Regenten als einen Tyrannen vorstellen, der den Namen und die Gewalt eines unerwachsenen Königs mißbrauchte.

Diese Betrachtungen trafen den Regenten so, daß er im Begriff war umzukehren. Aber der Herzog von Bourbon, der bey weniger Einsichten einen unbesiegbaren Starrkopf hatte, befestigte ihn wieder in dem einmal doch gefaßten Entschluß, indem er erklärte, daß, selbst wenn der bürgerliche Krieg drauf stünde, er ihn doch lieber während einer Minorität, als unter einem volljährigen König haben wollte.

Es wurde endlich beschlossen, daß man heimlich das ganze Material zum Lit de justice vorbereiten, es erst am nämlichen Tag auf den Tuilerien in Zeit von zwey Stunden einrichten, die Pairs und Kronbedienten erst um sechs Uhr des Morgens benachrichtigen lassen

sollte; daß man um acht Uhr das Conseil halten, blos von dem Kassationsschluß Rechenschaft geben, und die andern Urkunden, schon bereit und mit den Siegeln versehen, erst beym Lit de justice offenbaren wollte.

Die Furcht des Regenten wurde sehr gemildert, durch die, welche das Parlament, der Herzog vom Maine und der Marechal von Villeroi zeigten. Die eine Seite der Wage kann nicht sinken, ohne daß sich die andre erhebe. Der Regent bekam Muth, wie er seine Gegner weichen sah. Der Herzog vom Maine ließ ihn durch den Grafen von Toulouse fragen, ob zu den Gerüchten, die herumgiengen, daß er arretirt werden sollte, einiger Grund vorhanden wäre; er bewies durch diese Frage, daß er sich selbst mehr vorzuwerfen hatte, als blos müssiges Mißvergnügen, und der Regent antwortete auf keine Art, die ihn beruhigen konnte. Der Marechal von Villeroi forderte, mit einer verlegnen Mine, die nämlichen Erklärungen, der Regent sagte ihm, daß er ruhig seyn könnte, und überzeugte ihn nur halb; denn es war auch sein Wille nicht, alle diese Besorgnisse zu heben. Der Marechal wandte sich über den nämlichen Gegenstand an den Abbe Dubois, der sehr erstaunt war, den aufgeblasenen Stolz dieses Großen, vor sich verschwinden zu sehen. Das Benehmen des Parlaments war noch lächerlicher. Der nämliche Law, den es vor drey Tagen wollte aufhängen lassen, verließ seinen Zufluchtsort im königlichen Pallast, kehrte wieder in sein Haus zurück, und empfieng da die zuvorkommenden Schritte des Parlaments. Der Herzog von Aumont, eben so geldgierig wie sein Freund, der erste Präsident, und der sich Law gefällig zu machen suchte, gieng zu ihm, sagte daß von Seiten des Parlaments blos Mißverständniß obwaltete, und daß er wieder Frieden stiften wollte. Er behandelte eine Konvulsion im Staat, wie eine gesellschaftliche Trätscherei, und rühmte sich vornehmlich, ein uneigennütziger Mittelsmann zu seyn. Law, der sehr gut wußte, was er auf die